Die deutsche Nation

und

ihre Schicksale

Von

Nikolaus Vogt

Frankfurt am Main

in der Andreäischen Buchhandlung

1810

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri, sine cupiditate, sine impotentia quieti securique, nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum, quod, ut superiores agant, non per injurias assequuntur, prompta tamen omnibus arma, et si res poscat, exercitus plurimum virorum equorumque: et quiescentibus eadem fama.

Tacitus.

Inhalt.

NB. Die mit einem * bezeichneten Kapitel sind aus den europäischen Staatsrelationen genommen.

Einleitung und Schema der deutschen Geschichte . S. 1

I. Kapitel. Ueber die Grenzen Deutschlands * . 27

II. Die Häuser und die Nationen, oder die natürlichste Friedensbasis * 29

III. Von dem Ursprunge der Deutschen * . . . 38

IV. Von den Sitten der Deutschen 41

V. Warum die Deutschen so viele Achtung für das weibliche Geschlecht hatten 43

VI. Worin die politische Größe eines Volks bestehe . 44

VII. Worin sich die Verfassungen der Deutschen von jenen der alten Völker unterschieden * . . 45

VIII. Ueber die Uneinigkeit der Deutschen * . . 49

IX. Warum die Römer den Main zur Operationslinie gegen die Deutschen wählten * . . . 57

X. Warum die Deutschen nichts desto weniger über die Römer siegten * 62

XI. Wie ſchwer es ſey, gegen den Zeitgeiſt zu arbeiten * S. 67
XII. Was heißt das: den Zeitgeiſt bilden * . . 70
XIII. Warum die Einfälle der Barbaren in das römiſche Reich ſo allgemein und zerſtörend waren * . 77
XIV Fortſetzung davon * 79
XV. Warum die deutſchen Völker ihre Verfaſſung auf Grund und Boden anlegten * . . . 81
XVI. Von den Majoraten und Fideikommiſſen * . 83
XVII. Von dem Adel * 87
XVIII Von dem Heerbanne und der Fehde * . . 88
XIX. Warum unter den Deutſchen die Geiſtlichkeit bald ſo mächtig wurde 91
XX. Wie Kronen erhalten und verloren werden * . 93
XXI. Das Reich Karls des Großen * . . 97
XXII. Daß der Regierungswechſel von einem großen zu einem ſchwachen Fürſten meiſtens gefährlich wird * 99
XXIII. Daß, wenn ein Fürſt jedem gefallen will, er am Ende allen mißfallen müſſe * . . . 101
XXIV. Wie in einem Staate gleich bey der erſten Anlage der Partheygeiſt organiſirt werden kann * . 105
XXV. Wie die deutſchen Staatsbeamten und Generäle endlich Landesherren wurden * . . . 108
XXVI. Wie die gemeinen Bürger ſich ſelbſt um ihre Freyheit brachten * 113
XXVII. Wie die Biſchöffe und Aebte Landesherren wurden * 116

XXVIII. Daß es gut iſt, wenn ein Staat Nationalgüter hat * . . . . . S. 118
XXIX. Wie in Deutſchland Kurfürſten, und wie die deutſche Kaiſerwürde wahlbar wurden . . 124
XXX. Von den Reichsſtädten * 126
XXXI. Von dem Städte- oder Hanſebund * . . 130
XXXII. Von den Landſtanden * 150
XXXIII. Von den Domkapiteln * 156
XXXIV. Daß die Kaiſerkrone die Haupturſache der künftigen Schwäche der deutſchen Regenten wurde 163
XXXV. Daß, wenn eine Regierungsform in ihren Grundprinzipien verdorben iſt, ſelbe auch die klügſten Regenten nicht mehr erhalten können * . 165
XXXVI. Wie mitten unter der Anarchie noch ein deutſches Reich beſtehen konnte * 169
XXXVII. Wie Rudolph von Habsburg die deutſche Nation erheben wollte 171
XXXVIII. Ueber den Charakter der deutſchen Reichsverfaſſung * 172
XXXIX. Ueber die Größe der deutſchen Nation . . 174
XL. Von der deutſchen Sprache 176
XLI. Daß die Erwerbung fremder Reiche ſowohl den erwerbenden deutſchen Familien als der Nation ſelbſt ſchädlich wurde 178
XLII. Warum der Proteſtantismus in Deutſchland ſo großen Fortgang haben konnte 181

XLIII. Ueber den Geiſt des Proteſtantismus und deſſen Verhältniſſe zur allgemeinen Chriſtenheit * S. 184

XLIV. So ſehr der Proteſtantismus die Aufklärung in Europa befördert haben mag, ſo nachtheilig wirkte er auf die deutſche Verfaſſung . . 193

XLV. Daß es die Klugheit erfordere, ſich zuweilen blödſinnig zu ſtellen * 197

XLVI. Wallenſtein * 207

XLVII. Von politiſchen und unpolitiſchen Prophezeyungen * 214

XLVIII. Guſtav Adolph, oder von der neuen Kriegskunſt 230

XLIX. Ueber die Länge des dreyßigjährigen Kriegs und die Schwierigkeit der weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen 252

L. Was war der Kurfürſt Erzkanzler im deutſchen Reiche * 257

LI. Das Syſtem des Kardinals Richelieu . . 263

LII. Warum Frankreich Bayern groß zu machen ſuchte . 265

LIII. Ueber den Pfalzbayriſchen Familienvertrag vom Jahr 1724 * 267

LIV. Daß es hauptſächlich von einer klugen oder unklugen Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder ſchwach wird * 290

LV. Der Prinz Eugen 305

LVI. Das politiſche Teſtament des Prinzen Eugen * . 307

LVII. Wie ein großes Weib die öſterreichiſche Monarchie und damit die deutſche Reichsverfaſſung rettete * 322

LVIII. Wie ſich bey dem Aachner Frieden das politiſche Syſtem in Deutſchland und Europa verändert habe . . . . . S. 334

LIX. Wie ein Kurfürſt von Brandenburg ſich gegen ganz Europa vertheidigen konnte . . . 336

LX. Die Reformen Joſephs II. * . . . 339

LXI. Von der politiſchen Aufklärung * . . . 348

LXII. Von der Toleranz * 375

LXIII. Daß ein Fürſt nur das Große der Regierungsgeſchäfte leiten ſoll 383

LXIV. Wie ein obwohl ſchwacher Fürſt doch eine glänzende Regierung haben kann . . . 385

LXV. Wie Deutſchland die franzöſiſche Revolution beförderen half 387

LXVI. Daß die militäriſche Operationslinie am Rhein eigentlich über das Schickſal Deutſchlands und Europens entſchied 388

LXVII. Daß der Friede von Lüneville und der darauf erfolgte Reichsdeputationsſchluß ſchon die Grundfeſte des deutſchen Reichs erſchüttert habe * . 391

LXVIII. Ueber die mißliche Lage der ſüdlichen Reichsſtände nach dem Deputationsſchluſſe * . . 394

LXIX. Deutſchland konnte ſich nur durch Bündniſſe erhalten * 400

LXX. Die Gänſeprediger * 403

LXXI. Der Schleudrian * 404

LXXII. In wie weit können Schulen den Nationalgeiſt bilden . . . . . S. 415

LXXIII. Daß, wenn Oeſterreich oder Preußen in den letzten Kriegen gegen Frankreich auch geſiegt hätten, Deutſchland doch nie zu ſeiner alten Verfaſſung gekommen wäre 427

LXXIV. Was hat Deutſchland von dem rheiniſchen Bunde zu erwarten 430

LXXV. Napoleon und die Prinzeſſin Louiſe . . 439

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Große Geschichtschreiber haben entweder fortlaufende Geschichten der Völker geschrieben, oder nur einzelne Bemerkungen darüber hinterlassen. Im erstern Falle wird es dem Leser selbst heimgestellt, die Anwendung davon zu machen; im letztern greift der Geschichtschreiber demselben vor, oder giebt ihm wenigstens Anlaß, seine Betrachtungen auf die Hauptpunkte derselben zu fixiren. In dieser Hinsicht sind die Bemerkungen des Xenophon und Aristoteles über die griechische, des Machiavelli und Montesquieu über die römische, des Mably über die französische Geschichte mit Beyfall aufgenommen worden, und sowohl Staatsmänner als Gelehrte haben selbe mit Vortheil benutzt.

Diesen großen Mustern zu Folge will ich Bemerkungen über die deutsche Geschichte herausgeben, nicht nur weil ich sie im Allgemeinen für sehr nützlich halte, sondern weil die deutsche Nation gleichsam die Mutter und der Vereinigungspunkt fast aller europäischen Völker war. Die deutsche Geschichte giebt uns einen so reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen und Anwendungen, daß ich dergleichen keinen bey den übrigen Völkern anzutreffen glaube. Sie ist die Geschichte eines Volks, welches alle Arten von Staatsverfassungen unter sich begriff, und zugleich

der Centralpunkt war, worin ſich die übrigen Nationen berührten. Daher kam es denn auch, daß ſeine Staatsgeſetze zugleich Völkergeſetze, und ſeine Ländergeſchichten zugleich Univerſalgeſchichten wurden.

Ich werde mich in dieſen Bemerkungen hauptſächlich an den politiſchen Theil halten, nichts deſto weniger mir auch erlauben, zuweilen ins religiöſe, ſittliche und wiſſenſchaftliche Gebieth zu ſtreifen, weil eins mit dem andern in genauer Verbindung ſteht, eins in das andere einwirkt und davon ſeine Wechſelwirkung erhalt. Ich werde mich auch nicht, in der Folge der Bemerkungen, an die Chronologie binden, ſondern ſelbe, wie ſie mir eine Stelle oder Begebenheit angiebt, ohne chronologiſche Ordnung, einrücken. Damit aber der Leſer doch einen allgemeinen Ueberblick über die deutſche Geſchichte und deren Hauptepochen habe, will ich folgendes Schema vorausſchicken. Seine Rubriken werden mir Stoff genug zu Bemerkungen geben, welche jezt um ſo nüzlicher und zweckmäßiger ſeyn können, weil die deutſche Nation durch Auflöſung ihrer alten Reichsverfaſſung eine neue politiſche Richtung erhalten muß. Ich werde darin ſowohl auf ihre Tugenden als Fehler aufmerkſam machen, auf daß unſere Nachkömmlinge die erſteren befolgen, die letztern vermeiden mögen.

Erſte Epoche.

Aelteſter Zuſtand von Deutſchland.

I. Grenzen von Deutſchland.

a. Gegen Gallien der Rhein;

b. gegen Rhatien die Donau;

c. gegen Sarmatien und Dacien Gebirge.

Germania omnis a Gallis Rhaetisque Rheno et Danubio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur. Tacitus.

II. Seine Völker.

a. Die Heſſen, hernach Franken;

b. die Herusker, hernach Sachſen;

c. die Schwaben;

d. die Bayern.

Eaque vera et antiqua nomina. Ceterum Germanico vocabulum recens et nuper additum, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis, invento nomine, Germani vocarentur.

III. Seine Verfaſſung.

A. Organiſation und Unterabtheilung:

a. In Wehren und Höfe.

Colunt discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, suam quisque sedem, suos penates regit

b. In Gauen und Hundreden.

Centeni singulis ex pagis comites sunt.

c. In Herzog- und Furſtenthumer.

De minoribus principes consultant, de majoribus omnes.

B. Vertheilung der Staatsgewalt.

a. Gesetzgebende.

De minoribus principes — de majoribus omnes.

b. Richterliche.

Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Distinctio poenarum ex delicto.

c. Die vollstreckende oder königliche.

Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. Nec regibus infinita aut libera potestas.

d. Die geistliche oder priesterliche.

Silentium per sacerdotes, quibus tum coërcendi jus.

e. Der Heerbann.

Non casus, non fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates. Acies per cuneos componitur. Centeni ex singulis pagis sunt.

f. Lehensystem.

Principes pro victoria, comites pro Principe pugnant. Exigunt enim principis sui liberalitate illum bellatorem equum victricemque framcam. Gradus quin etiam Comitatus habet judicio ejus, quem sequuntur.

IV. Sitten und Gebräuche:

a. Religion.

Ceterum, nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem assimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos et nemora consecrant.

b. Ehe und Keuschheit.

Quamquam severa illic matrimonia. Nec ullam morum partem magis laudaveris.

c. Tapferkeit.

Donec exsanguis senectus tam durae virtuti impares faciat.

d. Gaſtfreyheit.

Quemcunque mortalium arcere tecto, nefas habetur, pro fortuna quisque apparatis epulis excipit.

e. Freyheitsliebe.

Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec ut jussi conveniunt, sed et alter et tertius dies cunctatione coëuntium absumitur.

f. Aufrichtigkeit.

Gens non astuta nec callida aperit secreta pectoris.

Zweyte Epoche.

Zuſtand von Deutſchland unter den Römern.

I. Kriege mit den Römern.

a. Der Cimbriſche;

b. mit Julius Cäſar;

c. mit Druſus und Germanicus,

d. mit den folgenden Imperateren;

e. mit Julianus ꝛc.

II. Anſtalten der Römer in Deutſchland.

a. Provincialabtheilung.

α. Provincia Belgica prima.

Metropolis civitas Trevirorum.

Civitas Mediomatriciorum, Mettis.

— Læcorum, Tullo.

— Verodunensium.

β. Provincia Germania prima.

Metropolis, civitas Moguntiacensium.

Civitas Argentoracensium.

— Nemetum.

— Vangionum.

γ. Provincia Germania secunda.

Metropolis, civitas Agrippinensium.

— Tungrorum.

b. Christliche Religion.

α. Einführung durch die XXII Legion und Missionen.

β. Bisthümer nach der römischen Provinzialabtheilung.

c. Anbau.

α. Städte und Festungen.

β. Brücken und Heerwege.

γ. Wasserleitungen und Anbau des Landes.

Dritte Epoche.

Zustand von Deutschland unter den Franken. Grösse und Glanz des Reichs.

I. Durch der Franken Siege und Eroberungen.

1. Unter dem Merovingischen Geschlechte. Chlodwig.

2. Unter dem Carolingischen.

a. Unter den Majorn Domus.

b. Unter Pipin und Karl Martel.

c. Unter Karl dem Großen.

II. Durch die Staatsverfassung.

1. Eintheilung und Unterordnung des fränkischen Reichs.

a. In Freyhöfe.

Quicunque liber quatuor mansos de proprietate habere videtur, in hostem (folglich auch) ad mallum veniat. Capit. an. 807.

b. In Hundreden und Gauen.

Regnum per comitatus dividitur, comitatus in hundredas, hundredae in villas.

Du Cange voce Hundreda.

c. In Grafschaften und Herzogthümer.

Ideo tibi actionem comitatus, ducatus, principatus — commissimus. Form. Marculf.

d. In Reiche.

Nach dem Teſtamente Karls des Großen und dem Verdüner Vertrag, in die Königreiche Deutſchland, Frankreich und Italien.

e. Alle unter Einem Kaiſerthume.

In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti, Carolus Serenissimus Augustus, a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator, Romanorum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Longobardorum.

2. Vertheilung der Staatsgewalt.

a. Geſetzgebende.

Placita duo per annum, unum quando ordinabatur status totius regni, in quo generalitas universorum — seniores propter concilium ordinandum, minores propter suscipiendum. Aliud placitum propter dona generaliter danda cum senioribus tantum et praecipuis consiliariis. Hincmar C. 29.

b. Richterliche.

α. Niedere.

Ideo tibi actionem comitatus etc. commissimus, ut eos recto tramite secundum legem et consuetudinem eorum regas. Marculf. form.

β. Höhere.

Ut episcopi, abbates et potentiores quique, si causam inter se habuerint et se pacificare noluerint, ad nostram jubentur venire praesentiam, neque illorum contentio alibi finiatur. Cap. an. 783.

c. Vollſtreckende.

Ipse rex sedebat in cella regia, praecipiebatque, quidquid a Francis decretum erat.

d. Heerbann.

α. Gemeine Soldaten.

In primis quicunque beneficia habere videtur — quicunque liber quatuor mansos de proprietate habere videtur, in hostem pergat. Cap.

β. Grafen und Herzoge.

Unde cum senioribus suis servitium praestent. Cap. an. 803.

γ. Lehenleute.

Cum senioribus suis in hostem pergat. Cap. an 807.

δ. Der König oder Kaiser.

Rex vero Saxoniam bello aggredi statuit.

e. Geistliche Gewalt.

α. Kirchengewalt.

A. Der Pfarrer und Dekanen.

B. Der Bischöffe und Erzbischöffe.

C. Des Pabstes.

Duces metropolitanis, comites episcopis, centenarii et vicarii parochiis aut plebanis comparantur. Walafrid.

β. Ihr Verhältniß zur Staatsgewalt.

A. In Hinsicht der obersten Staatsgewalt.

Deinde inquirat missus ab universis, qualiter unusquisque officium sibi commissum secundum voluntatem ac jussionem nostram administret in populo. Cap. an. 783. Ut Episcopi cum comitibus stent, et comites cum episcopis, ut uterque pleniter ministerium facere possit. Cap. an. 806.

B. In Hinsicht der weltlichen Gerichtsbarkeit.

Ut episcopi, abbates etc. — si causas inter se habuerint, ad nostram jubeantur venire praesentiam. Cap. an. 802.

C. In Hinſicht der Heerbannespflicht.

Ut homines suos bene armatos nobiscum aut quibus jusserimus, dirigant. Cap. an. incerti.

D. In Hinſicht der Anſetzung der Biſchöffe.

Rhabano successit Carolus magis ex voluntate regis, quam ex electione populi. Serarius.

E. In Hinſicht der Kirchenſachen.

In tertia turma (Concilii) sederunt comites et judices, in mandandis legibus decretantes. — Ut sancirent Capitula pro utilitate ecclesiae.

f. Der Hof — Pallaſt.

a. Die Hofämter.

Apocrisarius, quem nostrates Capellanum vel palatii custodem appellant, omnem clerum palatii regebat. Cui sociebatur summus Cancellarius, qui a secretis appellabatur. Post eos sacrum pallatium per hos ministros disponebatur, per Camerarium videlicet, et Comitem palatii, Seneschalcum, buticularium, et comitem stabuli, mansionarium, venatores principales quatuor, falconarium unum.

Hincmar de ord. palatii.

β. Die Sendgrafen.

Deinde inquirant missi ab universis.

Cap. an. 783.

III. Durch die Kultur.

1. Des Ackerbaues, der Handwerker und Künſte.

Capit. de villis.

2. Der Wiſſenſchaften und Sprache.

3. Der Sitten.

Vierte Epoche.

Verfall des Reichs unter den ſchwachen Nachfolgern Karls des Großen.

I. Verfall der höchſten Staatsgewalt.

1. Durch bürgerliche Kriege;

2. durch die Reichsabtheilungen.

a. Verdüner Vertrag.

b. Lotharingiſches und burgundiſches Reich.

3. Durch die Einfälle fremder Völker.

4. Durch Zulaſſungen und Schenkungen an die großen Vaſallen.

Ut antea inauditum, ut villas regias fidelibus suis tradidit in possessiones sempiternas. Tegan.

Auditum habemus, qualiter et comites et alii homines, qui nostra beneficia habere videntur, comparent sibi proprietates de ipso nostro beneficio.

Capit. L. III. cap 19. 20.

5. Durch die Fehden und Räubereyen.

Ut rapinae et depraedationes, quae quasi legitimo jure hactenus factae sunt — penitus interdicantur.

Convent. apud. Marsnam.

6. Durch Errichtung von Schlöſſern und feſten Burgen.

Castella et firmitates — sine nostro verbo fecerunt.

Cap. Carol. Calv.

7. Durch die gemeinen Freyen ſelbſt.

a. Entweder daß ſie ſich der Heerbannespflicht entzogen;

Sunt enim qui dicunt, se esse homines Pipini aut Clodovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium dominorum suorum, quando alii pagenses in hostem pergere debent. Cap. an. 811.

b. oder um ruhiger zu ſeyn, ihre Freyguter als Lehen auftrugen.

Ut absque omni molestia ac famulatu possideant. Cap. an. 802.

II. Uebergang der höchſten Staatsgewalt in die Hände der großen Vaſallen und Geiſtlichen.

1. Der geſetzgebenden.

Ut nostri fideles, unusquisque in suo ordine et statu veraciter sint de nobis — et illorum communi concilio — ad restitutionem ecclesiae et statum regni adsensum praebebimus, in hoc et illi etiam nobis fideles et obedientes ac veri adjutores atque cooperatores. Pact. confluentin.

2. Der richterlichen:

a. Entweder durch Schenkungen:

Penitus ingredi judiciaria potestas aut missi nostri discurrentes non praesumant. Chron. Lauris.

b. oder durch Gewalt.

Quia vicini et circumjacentes multas depraedationes — sustinent. Cap. Carol. Calv.

c. oder durch Erbſchaft und Erbfolge.

Comparant sibi proprietates de ipso nostro beneficio.

3. Der vollſtreckenden.

Ingredi potestas missi nostri non praesumant.

III. Zunahme der Gewalt der Geiſtlichen und Päbſte.

1. Durch die Schwäche der Regierung.

Ut nostro auxilio suffulti, quod vestra auctoritas exposcit, famulante. Cap. an. 823.

2. Durch die Reichthümer und Macht der Biſchoffe und Kloſter.

Ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus, nisi soli episcopi regnant; periit honor noster et translatus est ad episcopos Civitatum.

Carl. Mart. apud Gregor. tur.

3. Durch die falſchen Decretalen.

De libro collectarum epistolarum Richolfus Episcopus Moguntinus — istas regiones repleri fecit.

Hincmar.

4. Durch den Einfluß der Geiſtlichen wegen ihrer Wiſſenſchaft und Staatskenntniß.

Et ipse Hatto — post regem imperium tenuerunt.

5. Durch die vielen Stiftungen.

Profusus ditator ecclesiarum, clericorum nutritor.

Greg. tur.

6. Durch die Meynungen des Volks.

Sunt haec ecclesiae data, ut mihi veniam obtineant apud Deum.

7. Durch das Anſehen der Päbſte.

Quare servanda est cum mansuetudine humilitas, ut, licet vix ferendum ab illa sancta sede imponatur jugum, conferamus et pia devotione toleremus.

Conc. tribur.

Fünfte Epoche.

Konflikt der Reichsgewalt mit der Anarchie oder der Gewalt der Stände unter den Kaisern aus der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Dynastie.

I. Anstalten der Kaiser zur Wiederherstellung der Reichsgewalt.

1. Erhebung des Heerbannes und der Gemeinen.
   a. Durch Errichtung und Freyheit der Städte.
      Ex agrariis militibus novum quemque eligens, in urbibus habitare fecit. Witich.
   b. Durch die Teurniere und Bildung der Ritterschaft.
   c. Durch Anstellung neuer Herzoge und Markgrafen.
   d. Durch Sicherung der Grenzen.
2. Vermehrung und Behauptung des kaiserlichen Ansehens im Innern.
   a. Durch Dämpfung der Empörungen.
   b. Durch Ein- und Absetzung der Herzoge und Grafen.
   c. Durch Ein- und Absetzung der Bischöffe und Päbste.
   d. Durch Errichtung neuer Pfalzgrafen und den Gottesfrieden (treuga Dei).
   e. Durch Vereinigung der italiänischen und burgundischen Reiche.
   f. Durch die Verpflanzung der Kaiserkrone auf die deutschen Könige.
3. Ansehen und Glanz des deutschen Reichs gegen auswärtige Völker.
   a. Durch die Siege in Italien.
   b. — — — gegen Frankreich.
   c. — — — gegen die Dänen, Normänner und Wenden.

d. Durch die Siege gegen die Hungarn.

e. — — — gegen die Böhmen und Polen.

II. Fortgang der Anarchie zur ſtändiſchen Freyheit und Verfaſſung.

1. Durch die oft unterbrochene Folge der herrſchenden Dynaſtien und daher konſtituirte Wahl der Kaiſer.

2. Durch die mit der Kaiſerkrone erregte Eiferſucht der Päbſte und fremden Mächte, und die daraus erfolgten Römerzüge.

3. Durch das Emporſteigen der päbſtlichen Macht.

4. Durch die großen Schenkungen an die Geiſtlichkeit.

Non reperitur ei (Ottoni) similis, qui pene omnibus cathedralibus ecclesiis jura et jurisdictiones donavit.

5. Durch die Erblichkeit der Herzogthümer und Grafſchaften.

Uto comes obiit, qui permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturarum habuit, quasi hereditatem inter filios divisit. Witich.

6. Durch den Verfall des Heerbannes.

7. Durch die Zerſplitterung der großen Herzogthümer in Sachſen bey der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, in Schwaben und Franken durch den Ausgang der ſchwäbiſchen Dynaſtie, und die daraus entſtandene

8. Freyheit der Städte und Ritterſchaft.

9. Durch die Kreuzzüge und Ritterorden.

10. Durch das begünſtigte Fauſtrecht.

Sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. Witich.

11. Durch die verwilderten Sitten.

12. Durch die Unwiſſenheit des Volks.

Sechste Epoche.

Rechtliche und urkundliche Bestimmung der ständischen Reichsverfassung.

I. Anerkennung der Landeshoheit.

A. Der geistlichen Fürsten durch eine Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1220.

B. Der weltlichen Fürsten durch eine Urkunde Friedrichs II. vom Jahr 1232.

a. Erbliche Bestimmung der weltlichen Fürstenhäuser..

1. Oesterreich.

α. Erst unter dem bambergischen Stamm.

β. Wird ein Herzogthum.

γ. Abgang des bambergischen Stammes. Wird von Ottokar von Böhmen eingenommen.

δ. Kömmt durch Rudolf I. an das Haus Habsburg.

ε. Erhält auch Steuermark, Kärnthen, Tyrol und andere Fürstenthümer und Herrschaften in Schwaben ꝛc.

2. Böhmen.

α. Wird von Otto dem Großen besiegt.

β. Noch einmal von Heinrich III.

γ. Nimmt den königlichen Titel an.

δ. Abgang des alten Mannsstammes.

ε. Kommt erst an das Haus Luxemburg;

ζ. dann an das Haus Oesterreich.

3. Brandenburg.

α. War ursprünglich wendisch;

β. dann ein Theil des großen sächsischen Herzogthums;

γ. dann eine Markgrafſchaft.
δ. Kömmt erſt an Bayern;
ε. dann an das Haus Luxemburg;
ζ. dann an Zollern.

4. Bayern und die Rheinpfalz.
α. War erſt ein großes Herzogthum.
β. Kommt an verſchiedene Herzoge.
γ. Kommt an Oeſterreich;
δ. dann an die Welfiſche Familie;
ε. dann mit der Pfalzgrafſchaft am Rhein und der pfälziſchen Kur an Wittelsbach.

5. Sachſen.
α. Iſt erſt ein großes Herzogthum, von Karl dem Großen erobert.
β. Erſter Herzog Ludolf.
γ. Deſſen Nachfolger.
δ. Billungiſche Herzoge.
ε. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen an Bernhard von Anhalt übertragen. Theilung deſſelben.
ζ. Kommt an die Grafen von Wettin oder an das Haus Meißen.

6. Braunſchweig.
α. Kommt an das Welfiſche Haus.
β. Bleibt demſelben auch noch nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen.
γ. Wird unter ſeine Söhne getheilt.
δ. Wird ein Herzogthum.

7. Baden.
α. Urſprung dieſes Hauſes von den Herzogen von Zähringen.
β. Künftige Erbſchaften.
γ. Wird ein Markgrafthum.

8. Wür-

8. Würtemberg.
   α. Sein Urſprung in der Dynaſtie derer von Beutelsbach.
   β. Wird Grafſchaft;
   γ. dann Herzogthum.
9. Heſſen.
   α. Urſprung dieſes Landes und Hauſes.
   β. Kommt an Sophie von Brabant und deren Succeſſion.
   γ. Wird als eine Landgrafſchaft erklärt.
10. Naſſau.
   α. Urſprung dieſes Hauſes.
   β. Wird eine Grafſchaft.
   γ. Wird ein Fürſtenthum in neuern Zeiten.
11. Mecklenburg.
   α. Urſprung dieſes Hauſes.
   β. Deſſen langlicher Titel mit dem fürſtlichen verwechſelt.
   γ. Werden Herzoge, unter Karl IV.
12. Holſtein.
   α. Kommt an das Haus Schaumburg.
   β. Wird ein Herzogthum.
13. Anhalt.
   α. Sein Urſprung.
   β. Nachheriges Schickſal. Siehe Sachſen.
14. Die übrigen alten Grafen werden Fürſten.

b. Erloſchene oder einverleibte Herzogthümer, Grafſchaften und Fürſtenthümer.

1. Das groſſe Herzogthum Sachſen mit Heinrich dem Löwen.
2. Bayern gleichfalls; doch behält ein groſſer Theil deſſelben den Titel eines Herzogthums bey.

3. Schwaben und Franken mit Ausgang des Hohenstaufischen Geschlechts.
4. Lothringen.
   α. Kommt an Deutschland.
   β. Getheilt in Ober- und Niederlothringen.
   γ. Ursprung des auf Oesterreich übergegangenen Stammes.
5. Burgund.
   α. Entspringt aus dem lothringischen Reiche.
   β. Theilung in Ober- und Niederburgund.
   γ. Neues Haus.
6. Elsaß.
   α. Ein Herzogthum.
   β. Erlöschung des Herzogthumes mit der Staufischen Linie.
   γ. Ein grosser Theil kommt an Oesterreich.
7. Jülich, Cleve und Berg.
   α. Aus dem lothringischen Herzogthum.
   β. Nachheriges Schicksal.
   γ. Kömmt an Pfalz und Brandenburg.
8. Savoyen, } an die alten Familien,
9. Mayland, } an die Viskonti.
10. Pommern.
   α. Wird ein Herzogthum.
   β. An Schweden, durch den Westphälischen Frieden.
11. Schleßwig.
   α. Sein Ursprung.
   β. An Dännemark.
12. Anspach und Bayreuth an Brandenburg.

C. Der Reichsstädte durch verschiedene Privilegien und den Städtebund 1254.

D. Der Reichsritterſchaft, nach der Zerſprengung der Herzogthümer in Schwaben und Franken.

II. Der Reichskollegien und des Reichstags.

a. Das Kurfürſtenkollegium.

b. Fürſtenkollegium.

c. Städtekollegium.

In solemni curia nostra Nurenbergensi, residentibus principibus electoribus ecclesiasticis et secularibus, ac aliorum Principum, Comitum, Baronum, procerum, nobilium, et civitatum. Aurea Bulla in proœmio.

III. Der Reichsgerichte.

a. Fürſtenrecht.

b. Austragericht.

c. Reichsgericht.

Wir wollen ſetzen, daß unſer Hof habe einen Hofrichter — der ſoll allen Leuten richten, die ihm klagen von allen Leuten. Ohne von Fürſten und andern hohen Leuten, wo es geht an ihren Leib, Ehre, Recht, Erb und Lehen, das wollen wir ſelber richten.

Ordnung Friedr. II von 1235.

IV. Kaiſerliche Vorzüge und Gewalt.

a. Wahl und Krönung.

b. Römiſcher König.

c. Reichsvikarien.

d. Kaiſerlicher Titel.

e. Oberrichterliche Gewalt.

f. Oberpolizeygewalt.

g. Oberkriegsgewalt.

Aurea Bulla Cap. I. et sequent.

V. Kirchengewalt. Concordaten.

a. Wahl der Biſchöffe.

Ego Henricus — dimitto omnem investituram per annulum et baculum et concedo in omnibus ecclesiis fieri electionem et liberam consecrationem.

b. Ihre Belehnung.

Ego Callistus concedo electiones in praesentia tua fieri. Electus autem regalia per sceptrum a te accipiat.

VI. Auswärtige Verhältniſſe und Grenzen.

a. Gegen Italien.

α. In Rückſicht des Kaiſertitels.

β. In Rückſicht der Lombardiſchen Städte.

γ. In Rückſicht der Herzoge und Grafen.

δ. In Rückſicht der Lehenshoheit.

Pax constantiensis 1183.

b. Gegen Frankreich.

α. In Rückſicht Lothringens und Burgunds.

β. In Rückſicht des Arelats. Pax Francofurt 1475.

c. Gegen Norden. Die Eider unter Konrad II. 1026.

d. Gegen Ungarn und Polen.

Siebente Epoche.

Endliche Beſtimmung eines ordentlichen Reichsregiments.

I. Noch immer fortgeſetzte Nachtheile der Anarchie und des Fauſtrechts.

1. Durch zweyſpaltige Kaiſerwahlen.

2. Durch die alleinige Sorge der Fürſten für ihr Haus.

3. Durch die Privatverbindungen der Stände.

a. Der Kurfürſten.

b. Der Fürſten und des Adels.

c. Der Städte.

4. Durch die noch unbeſtimmten Verhältniſſe des Reichs und Kaiſers gegen den Pabſt und Italien.
5. Durch die Succeſſionsfälle groſſer Häuſer.
6. Durch das noch immer fortwährende Fauſtrecht.

II. Endliche Beſtimmung eines ordentlichen Reichsregiments.

1. Erſte Verſuche:
   a. Unter Rudolf I.
   b. Unter Karl IV.
   c. — Wenzel.
   d. — Albrecht II.
   e. — Friedrich III.
2. Völlige Beſtimmung deſſelben unter Max. I.
   a. Durch Abtheilung des Reichs in Kreiſe und deren Verwaltung. Kreisordnung. Regimentsordnung.
   b. Durch Errichtung des höchſten Reichsgerichts.
      α. Des Kammergerichts. Kammergerichtsordnung.
      β. Des Reichshofraths. Reichshofrathsordnung.
   c. Durch die Reichsmatrikel und die Reichsarmee. Reichsmatrikel.
   d. Durch eine allgemeine Polizeyanſtalt. Polizeyordnung.

III. Durch Beförderung der Kultur und Wiſſenſchaften.

1. Erſte wiſſenſchaftliche Verſuche und Künſte.
2. Rechtsgelehrſamkeit und Univerſitäten.
3. Beförderter Handel — Hanſeebund.
4. Entdeckung von Amerika und der Buchdruckerey.
5. Beſſere Sitten.

Achte Epoche.

Endliche Bestimmung der ganzen Reichsverfassung.

I. Durch die Religions- und Bürgerkriege.

A. Die Religionskriege und die Reformation.

a. Durch Wiclef und Huß. Konstanzer Konzilium.

b. Durch Luther.

c. Durch Zwingli und Kalvin.

d. Durch die Jesuiten.

B. Die Bürgerkriege.

a. Macht des Hauses Oesterreich. Karl V. Wahlkapitulation. Katholischer Bund.

b. Gegenbund von Frankreich und den Protestanten. Franz I. Schmalkaldischer Bund.

c. Schlacht bey Mühlberg.

d. Passauer Vertrag.

e. Aufstand in den Niederlanden.

f. Die zwey mächtigen Bündnisse, österreichisch-katholisches und französisch-protestantisches werden fester.

g. Dreyßigjähriger Krieg.

α. Jülichische Succession.

β. Friedrich V. König in Böhmen. Schlacht bey Prag.

γ. Gustav Adolf. Schlacht bey Leipzig.

δ. Schlacht bey Nördlingen. Restitutionsedikt.

ε. Richelieu und Einmischung der Franzosen.

II. Durch den westphälischen Frieden.

1. Abtretung an Frankreich:

Elsaß, die Lothringischen Bisthümer, Metz, Toul und Verdun, Pignerol und das Besatzungsrecht von Philippsburg. I. P. M. §. 70—76.

2. Säkularisation und Erwerbungen:
   a. Von Schweden: Pommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden. I. P. O. art. 10. §. 1—16.
   b. Von Brandenburg: Magdeburg, Halberstadt, Minden, Camin. I. P. O. art. 11.
   c. Von Braunschweig: das Recht der Abwechselung in Osnabrück. I. P. O. art. 13.
   d. Von Mecklenburg: Schwerin, Ratzeburg, Wismar und Nemerow. I. P. O. art. 12.
   e. Von Hessen: Schaumburgischer Theil und Hirschfeld. I. P. O. art. 15.
   f. Von andern weltlichen Fürsten. ibid.
3. Religionsfreyheit. I. P. O. art 5.
4. Gleichstellung in Religionssachen:
   a. In Religionsübungen;
   b. im Kurfürstenkollegium;
   c. auf dem Reichstage und in andern Reichsgeschäften;
   d. auf den Kreistagen und in den Kreisen;
   e. bey den Reichsgerichten;
   f. in übrigen Staatsverhältnissen.
   I. P. O. art. 5—8. et seq.
5. Garantie der vermittelnden Mächte, Frankreich und Schweden. I. P. O. art. 17.
6. Andere Verfügungen:
   a. in Rücksicht des Kaisers und der Wahlkapitulation;
   b. in Rücksicht der Stände;
   c. andere Reichstheile. I. P. O art. 5—8.
7. Unabhängigkeit der Schweitz und der Niederlande. I. P. O. art. 61.
8. Friedensexekution. I. P. O. art. 16.

Neunte Epoche.

Uebermacht Frankreichs unter Ludwig XIV. und Schwedens unter Karl X. XI. XII.

I. Auswärtige Sachen.

a. Französische Kriege:

1. bis zum Achner und Bredaer Frieden;
2. bis zum Nimweger Frieden;
3. — — Ryswiker Frieden;
4. — — Utrechter und Rastädter Frieden;
5. — — Wiener Frieden;
6. — — Achner und Dresdner Frieden.

b. Nordische Kriege:

1. bis zum Oliver Frieden;
2. — — Welnaer Frieden;
3. — — Altrastädter Frieden;
4. — — allgemeinen Nordischen Frieden 1719.

c. Türkenkriege:

1. bis zum Karlowitzer Frieden;
2. — — Passarowitzer Frieden;
3. — — Belgrader Frieden.

II. Innere Händel.

a. Erhebung einiger Häuser zur Fürstenwürde.
b. Vicariatsstreit.
c. Pfalzbayerischer Familienvertrag.
d. Verschiedene Streitigkeiten unter den Ständen.
e. Religionsbeschwerden.
f. Andere Händel.

Zehnte Epoche.

Auflösung des Reichs.

I. Anfang zur Schmälerung der alten Verfassung bey dem Aachner Frieden durch Theilungsverträge.

1. Siebenjähriger Krieg und Hubertsburger Frieden.
2. Bayerischer Successionskrieg bis zum Teschner Frieden.
3. Scheldekrieg.
4. Bayerischer Ländertausch und Fürstenbund.
5. Türkenkrieg und Reichenbacher Frieden.
6. Innere Sachen:
   a. Fruchtlose Kammergerichtsvisitation.
   b. Josephs II. Reformen.
   c. Ansprüche und neue Maximen.
   d. Lütticher und Brabänter Aufstände.

II. Endliche Auflösung durch die französische Revolution.

1. Erster französischer Revolutionskrieg bis zum Rastädter Kongreß.
2. Zweyter französischer Revolutionskrieg bis zum Frieden von Luneville und dem Deputationsschluß; daher
   a. Abtretung des linken Rheinufers, des Burgundischen Kreises, und der Lehenrechte in Italien.
   b. Entschädigung durch Säkularisation und Vernichtung der mehresten Reichsstädte und Reichsstände.

c. Vernichtung zweyer geiſtlichen Kurfürſtenthümer und Errichtung von vier neuen weltlichen.

d. Andere Verordnungen und Verfügungen deſſelben.

3. Dritter franzöſiſcher Krieg bis zum Preßburger Frieden; daher

a. verſchiedene Vertauſchungen und Abtretungen.

b. Gänzliche Auflöſung der Reichsverfaſſung durch den rheiniſchen Bund.

4. Vierter franzöſiſcher Krieg, Schlacht bey Jena und Vergrößerung des rheiniſchen Bundes.

5. Fünfter franzöſiſcher Krieg, und fernere Erwartungen für den rheiniſchen Bund.

Erſtes Kapitel.

Ueber die Grenzen Deutſchlands.

Germania omnis, a Gallis Rhaetisque et Pannoniis Rheno et Danubio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur. Tacitus.

Kriege, Eroberungen, Vertrage und Friedensſchluſſe haben zeitlich die Grenzen der Staaten und Volker beſtimmt und verandert. Urſprunglich aber entſcheidet allein die Sprache und Natur. Als die Deutſchen, noch von keinen machtigen Nachbarn angefallen, in dem Kreiſe ihrer erſten Anſiedelung blieben, waren, wie Tacitus ſo richtig bemerkt, Berge, groſſe Fluſſe, und der Ocean die Grenzen ihres Landes; das Uebrige unterſchied Sprache und wechſelſeitige Furcht.

Die Römer rückten zwar mit ihren Legionen und Grenzſeſtungen bis an den Rhein vor, aber ihre Herrſchaft war von keiner langen Dauer. Schon Civilis zerſtörte dieſe künſtliche Scheidewand zwiſchen den Bewohnern dieſes Fluſſes, und endlich fielen die Deutſchen ſelbſt in die römiſchen Provinzen, und lieſſen ſich da nieder. Aber auch hier blieben ſie der Natur getreu. Jedes Volk nahm ſich ſo viel Land, als es zu ſeiner

Erhaltung, und solche Grenzen, welche es zu seiner Vertheidigung nöthig hatte. Die von den Deutschen errichteten Reiche unterschieden sich also wieder nach Bergketten, Flüssen und Sprachen. Als nach der Hand Karl der Große mehrere Völker zu einem Kaiserreich vereinigt hatte, wurde diese Richtschnur nicht außer Augen gesetzt. Sowohl in dem Testamente dieses Kaisers, als in dem Verdüner Vertrag, findet man die alten Grenzen mehr oder weniger beybehalten. Und in der That wird eine jede gewaltsame Veränderung dieser natürlichen Schiedsmauer immer drückend für das Volk, bey welchem sie vorgenommen werden soll, und gefährlich für jenes, welches sie vornimmt, befunden werden. Die abgetrennten Landsleute sehnen sich wieder zu ihren Brudern zurück, und der siegende Eroberer wird an ihnen mißvergnügte, zum Aufruhr geneigte Bürger haben.

Die natürlichen Grenzen eines Volkes können nur entweder durch dessen Tapferkeit und Selbstständigkeit, oder durch großmuthige Sieger erhalten werden. Beydes finden wir in der Geschichte der Deutschen. So lange die Nation einig, in Waffen geübt und durch kluge Haupter geführt war, waren die Grenzen sicher, die Nachbarn in Furcht, ja selbst ihren Gesetzen unterworfen. Als Karl der Große mehrere Nationen besiegt hatte, hing es von seinem Willen ab, alle in Ein Reich zu schmelzen, oder ihre Grenzen willkührlich zu bestimmen: allein er dachte zu großmüthig und klug, als daß er die natürlichen Unterschiede derselben gewaltsam verrückt hätte. Er ließ jedem Volke seine Grenzen, wie seine Gesetze und Fursten; nur durch das gemeinschaftliche Band der christlichen Religion und eines obersten Kaiserthums wollte er sie vereinigen. Wir haben in unsern Tagen der Beyspiele, wie einzelne Nationen ihre Rechte und Grenzen

vertheidigten, mehrere gesehen; aber auch Beyspiele, wie mächtige Sieger dieselben erhalten haben. Nur das Volk ist, wie Tacitus so schön von den Chauken sagt, groß zu achten, was ohne Eroberungssucht aber auch ohne Schwache seine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten weiß, und obwohl es das machtigere ist, weder seine Nachbarn mit Krieg überfällt, noch durch Raub geschändet wird.

Zweytes Kapitel.

Die Häuser und die Nationen, oder die natürliche Friedensbasis.

— ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes, primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine — vocarentur.

Tacitus.

Wenn ich einen Staatsmann fragen würde: was wohl dem andern nachstehen müßte, eine Familie einer ganzen Nation, oder eine Nation einer einzelnen Familie? so bin ich überzeugt, daß er mir entweder lachend oder ernsthaft, mit den alten schon langst bekannten Maximen antworten würde: Accessorium cedit principali, oder: Salus publica suprema lex esto. Wem sollte in der Theorie auch einfallen, daß ein Staat einem einzelnen Hause, eine ganze Nation einer einzelnen Familie nachgesetzt werden musse? Aber nichts desoweniger ist, sey-

dem das Lehensyſtem in der urſprünglichen Nationalorganiſation herrſchend wurde, in Praxi die umgewandte Maxime eine wichtige Grundlage des allgemeinen Völkerrechts geworden. Europens Staaten werden nicht allein nach Nationen, ſondern auch nach Fürſtenhauſern zuſammen geſetzt; und ihre Beherrſchung wird nicht allein durch Wahl der Nationen, ſondern auch durch Erbrecht erworben. Die ganze europäiſche Staatengeſchichte und das europäiſche Staatsrecht giebt die Beweiſe davon.

So war ehemals Spanien unter mehrere Familien vertheilt, im ſpaniſchen Succeſſionskriege nach Erbverträgen vergeben, und noch in unſern Zeiten trennten zwey Hauſer die Spanier und Portugieſen, welche urſprünglich nur Eine Nation ausmachten. Frankreich war ehemals unter drey Stamme zerſplittert, und ohne den Tod Heinrichs III. ware es vielleicht noch das Erbtheil zweyer Familien, der Valois und Bourbonen. In Italien herrſchten und herrſchen vier bis fünf verſchiedene Familien, und bilden aus der Nation mehrere ſouveraine Staaten. Großbrittanien war öfter unter drey, dann wenigſtens zwey Familien getheilt; erſt unter der Regierung des jetzigen Königs ſind die drey Königreiche vereinigt worden: aber noch iſt die bürgerliche Kriegsflamme zwiſchen England und Schottland oder Irrland nur durch Uebermacht erſtickt. Die Geſchichte von Skandinavien und Polen iſt eine Reihe anhaltender Familienkriege. Bald herrſchten unter dieſen Nationen drey, bald zwey Fürſtenhauſer; und letzteres wurde endlich ganz vernichtet, und unter drey Familien getheilt. Auch Ungarn blieb nicht von Familienkriegen frey, und ohne die Große der öſterreichiſchen Monarchie oder die Furcht vor den Türken wäre dieſes Reich öfters zerriſſen worden; wie es dann dadurch ſelbſt einige Theile

an die Türken verlohr. Deutschland iſt ſo zu ſagen die Mutter aller fürſtlichen Familien; und darum ſo zerſplittert, und ſeine Verfaſſung ſo ſonderbar. Aus dieſen in Kürze angegebenen Thatſachen folgt klar, daß das europaiſche Staats- und Völkerrecht nicht allein durch National-, ſondern auch durch Familienverhältniſſen ſeine Beſtimmung erhalte.

Indeſſen hat dieſe anſcheinend verkehrte Staatskunſt doch auch ihren vernünftigen Grund. Da den Staaten im Ganzen genommen mehr an der Erhaltung des innern als äußern Friedens gelegen war, und die vollſtreckende Ge[illegible] in großen Reichen ein zu reizendes Ziel der Ambition iſt; ſo hat man ſelbe in den europaiſchen großen Reichen erblich gemacht, um ſo durch eine ſichere Beſtimmung derſelben allen Familienzwiſten großer Häuſer und den daraus gemeiniglich entſpringenden bürgerlichen Kriegen ein Ende zu machen. Dieſe auf Vernunft und Erfahrung zugleich geſtützte Maxime des neuen europaiſchen Völkerrechts wird einem aufgeklärten Staatsmanne einleuchten: allein ſie darf doch nie ſo weit getrieben werden, daß im Ganzen die europaiſchen Nationen den Vortheilen einzelner Familien nachgeſetzt werden ſollten. Wenn es daher Fälle giebt, wo das Intereſſe einer Familie mit jenem einer ganzen Nation in Kolliſion kömmt; ſo muß immer, wenigſtens in der Theorie, der völkerrechtliche Satz ſtehen bleiben: **Das Heil einer ganzen Nation gilt mehr als jenes einer einzelnen Familie.** Am rechtlichſten und klügſten aber werden jene völkerrechtliche Beſtimmungen abgefaßt, wo man das Intereſſe des Fürſtenhauſes mit jenem der Nation zu vereinigen ſucht. Auf eine ſolche Baſis eines allgemeinen Friedens in Europa habe ich in mehreren meiner politiſchen Schriften, aufmerkſam gemacht. Ich

will es noch einmal verſuchen, ſelbe in ihr gehöriges Licht zu ſtellen.

Urſprünglich, und ſelbſt nach dem Fingerzeige der Natur, gab es nur neun oder zehen Nationen oder Reiche in Europa. Sie nannten ſich entweder nach der altrömiſchen Abtheilung, oder nach den eingewanderten nordiſchen Völkern: Hiſpania oder Gothland, Gallia oder Frankreich, Italia oder Lombardie, Brittania oder Angelland, Germania oder Deutſchland, Pannonia oder Ungarn, Sarmatia oder Polen, Scandinavia oder Schweden und Norwegen, Scythia oder Rußland, Graecia oder Griechenland (europäiſche Türkey).

Eine jede dieſer Nationen wählte ſich urſprünglich ihren Anführer (Fürſten, Herzog, König), welchem ſie nach der Hand aus den oben angeführten Staatsgründen die oberſte Gewalt in ſeiner Familie erblich überließ.

Durch das immer mehr zunehmende Lehenſyſtem, und die daher entſtandene Anarchie des Mittelalters wurde in der Zukunft nicht nur die Würde eines oberſten Reichsoberhaupts, ſondern auch jene der untern Staatsbeamten ein Erbe ihrer Familien. Daher entſprangen die vielen fürſtlichen Häuſer in Europa.

Da dieſelben durch Würde und Hausrechte, in den europäiſchen Staaten, die mächtigſten waren; ſo gelang es ihnen endlich, durch Erbverträge und Teſtamente über die Nationen, wie über Haus und Güter disponiren zu können. Unter ſolchen, durch den Zeitgeiſt herbeygeführten Maximen wurde das neuere europäiſche Völkerrecht gegründet.

Da nun der Umſturz dieſer nun einmal angenommenen Maximen alle bürgerliche Ordnung in unſerm

Welt-

Welttheile ſtören, und uns von neuem ſolchen abſcheulichen Auftritten ausſetzen würde, welche wir ſo eben in Frankreich erlebt haben; ſo wollen wir verſuchen, ob nicht das Intereſſe der dermalen in Europa herrſchenden Familien mit jenem der Nationen zu vereinigen ſey.

Ich nahm, wie ich ſchon geſagt habe, in Europa zehn Haupt- oder Grundnationen, und eben ſo viele große Reiche an: nämlich Spanien, Frankreich, Italien, Britannien, Deutſchland, Hungarn, Polen, Skandinavien, Rußland und Griechenland oder die europaiſche Türkey. Das wahre und faſt unvertilgbare Kenn- und Unterſcheidungszeichen derſelben iſt Sprache und Nationalcharakter; und die wahre Richtſchnur ihrer Grenzen ſind Gebirge und Meere. Es iſt ſchon mehrere hundert Jahre, daß der Elſaſſer unter franzöſiſche, der Lokarner unter Schweizerverbindung ſtehen; nichtsdeſtoweniger erkennt man noch deutlich am erſten den Deutſchen, am letztern den Italiäner. So tief iſt dieſer urſprüngliche Charakter den Nationen aufgedruckt. Auch findet man überall dieſe Verſchiedenheit, wo große Gebirge oder Meere die Völker trennen. So ſcheiden die Alpen den Deutſchen von dem Italianer, die Pyrenaen den Franzoſen von dem Spanier, die Karpaten den Ungarn von dem Polen, und der Kanal den Engländer von dem Franzoſen.

Die erſte Baſis eines allgemeinen europaiſchen Friedens müßte alſo dieſe ſeyn: So weit unter den europaiſchen Nationen Eine Sprache herrſcht, und ſie keine hohen Gebirge oder Meere trennen, iſt Ein Reich, Ein Staat, Eine Regierung.

Aus diesem völkerrechtlichen Grundsatze folgt ein zweyter, nämlich: Ein jeder Europäer, welcher einen aus seiner Nationalsprache herzuleitenden Zunamen trägt, kann, ohne fremd zu werden, keinem andern Staate dienen; es sey denn, daß er entweder durch lange Ansiedlung oder außerordentliche Verträge schon zuvor Bürger einer andern Nation geworden wäre. In diesem Falle muß er aber seinen Familiennamen ablegen, und einen dieser Nation eigenthümlichen annehmen.

Es folgt ferner daraus, daß keine der ursprünglichen Nationen einen Theil ihres Gebiethes oder ihrer Bürger an eine andere durch irgend einen unglücklichen Krieg oder Friedensschluß eher abtreten könne, als bis sie selbst ganz erobert oder vernichtet ist. Sie muß also ihre Kriege so lange führen, bis sie entweder ihr altes Gebieth wieder erobert hat, oder durch Uebermacht gänzlich unterdrückt ist.

Es folgt endlich daraus, daß alle Nationen Europens gleiche Rechte, gleichen Rang und gleiche Stimmen im Völkerrathe haben.

Das wäre ohngefähr die erste Basis eines allgemeinen europäischen Friedens; die zweyte beruht auf der wechselseitigen Ausgleichung der fürstlichen Familien.

Ich nehme in Europa zweyerley fürstliche Familien an, nämlich unmittelbare oder souveräne, und mittelbare oder einem Reiche untergeordnete. Die erstern herrschen über unmittelbar souveräne, die letztern aber nur über mittelbare, untergeordnete Staaten.

Die zweyte Basis eines allgemeinen europäischen Friedens wäre die: Die wenigen, jetzt in Europa herrschenden unmittelbaren oder souveränen Fürstenfamilien theilen die oberste Regierung der Nationen unter sich, doch so, daß ein jedes Hauptvolk oder ein jedes

souveräne Reich einen eigenen Regentenzweig erhalt.

Aus diesem Grundsatze folgte, daß es zwar mehrere Fürstenfamilien oder Dynastien, aber nur neun oder zehn souveräne Regenten; oder Fürstenzweige geben könnte; nämlich den spanischen, französischen, italianischen, brittischen, deutschen, hungarischen, polnischen, schwedischen oder nordischen, russischen und griechischen. Mehrere davon machten ein Kaiserthum oder eine Kaiserdynastie aus.

Es folgt ferner daraus, daß keiner dieser Zweige die Oberherrschaft einer andern Nation weder durch Vertrage, noch Heyrath, noch Erbschaft ꝛc. erhalten könne, und daß im Falle, eines Absterbens oder Ausgangs desselben, nur die Stande ihrer Nation das Recht hatten, einen andern zu ihrem Haupte zu wahlen, obwohl man hierin, der Ordnung wegen, die Succession auf eine Kaiserdinastie stipuliren könnte.

Es folgt endlich daraus, daß eine jede Nation das Recht habe, sich selbst eine ihr zukommende Verfassung zu geben, wornach sie von diesen Familien regiert würde. Doch ließen sich alle Verfassungen durch das allgemeine Völkerrecht sanktioniren.

Die dritte Basis eines allgemeinen Friedens ware daher die Bestimmung der Verfassungen selbst. Es müßten nämlich streng-monarchische und föderativ-republikanische Staaten in Europa angenommen werden. Zu den erstern gehörten Spanien, Frankreich, Polen, Hungarn und Rußland, zu den letztern Deutschland, Italien, Britannien, Skandinavien, und Griechenland, weil letztere entweder aus mehreren Königreichen, wie z. B. Großbritannien, Skandinavien, oder aus mehreren Fürstenthumern und Republiken, wie z. B.

Deutschland und Italien befunden. Da die souveränen Fürstenhäuser außer ihrer Nationalgewalt auf alle Besitzungen und Ansprüche in den föderativen Staaten entsagen müßten; so gewönnen dadurch die mittelbaren Fürstenfamilien und Republiken in Deutschland, Italien, Holland, der Schweiz und Griechenland einen reichen Stoff neuer Ausgleichungen und Rundungen untereinander; und alle könnten hinlänglich entschädigt oder befriedigt werden.

Wollte man als vierte Basis eines allgemeinen europäischen Friedens und Völkerrechts noch das System Heinrichs IV. oder des Abt St. Pierre annehmen, und damit auch der kaiserlichen Würde eine genauere Bestimmung unter den europäischen Mächten geben; so würde das Werk noch vollkommner werden.

Am Ende versteht es sich von selbst, daß die Freyheit der Meere und des allgemeinen Handels zugleich unter diese Basis aufgenommen würde.

Ueberhaupt habe ich in diesem Kapitel nur allgemeine Prinzipien angegeben. Ich wollte mit Fleiß nicht gerne in's Detail gehen. Ein jeder vernünftige und am Wohle unsers Welttheils theilnehmende Mensch wird die weitere Bestimmung derselben sich selbst entwickeln können. So viel wird aber immer wahr bleiben, daß wir so lange in Europa keinen völkerrechtlichen und dauerhaften Frieden erhalten, bis meine angegebenen Prinzipien mehr oder weniger befolgt werden. Denn bey der vorherigen Lage der Dinge war nur kriegerische Stärke auf der einen, und folgsame Schwäche oder Vernichtung auf der andern Seite unter den europäischen Nationen zu erwarten. Nur Napoleon und Alexander könnten einen großen, rechtlichen, sie rühmlich verewigenden Frieden gebiethen. Sie

haben beyde erklärt, daß ſie, ſelbſt mit Opfern, die Unabhängigkeit der Nationen erhalten oder herſtellen wollten. Sie haben das Glück Europens und das Mittel ihres Ruhms in Handen. Mochten ſie uns doch einen ſolchen Frieden geben, dann werden ihnen alle europäiſche und nichteuropäiſche Nationen ein Denkmal ſtiften, mit der Inſchrift: Den Beherrſchern der zwey mächtigſten Reiche der Welt, welche die Größe ihrer Herrſchaft ſelbſt aufgeopfert haben, um Europa den Frieden und eine völkerrechtliche Verfaſſung zu geben.

Drittes Kapitel.

Von dem Urſprunge der Deutſchen.

Ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.

Tacitus.

Tacitus, welchen man als den Anfänger einer vollſtändigen deutſchen Geſchichte anſehen kann, ſagt über den Urſprung derſelben Folgendes: „Ich würde die Deutſchen für ein eignes, durch keine andere Völker vermiſchtes Volk halten, weil diejenigen, welche ſonſt ausgewandert ſind, weder zu Waſſer noch zu Land ihm füglich beykommen konnten, und das unermeßliche und ſo zu ſagen widrige Weltmeer ſelten von unſern Schiffen befahren wird. Denn wer wollte, nebſt den Gefahren einer ſtürmiſchen See, das ſchöne Aſien, Afrika und Italien verlaſſen, um ſich in dem traurigen Deutſchland

anzusiedlen, wenn es nicht sein Vaterland wäre? Die Deutschen rühmen in ihren Volksliedern den Teut, von der Erde gebohren, und seinen Sohn Mann, als die Stifter ihres Geschlechts. Letzterem geben sie drey Söhne, von deren Namen die Küstenbewohner Ingävonen (vielleicht Inwohner), die in der Mitte wohnenden Hermionen (Heermänner), die übrigen Istavonen (Auswohner) genannt wurden. Einige geben, des Alters wegen, mehrere Götter und Benennungen der Volker an, als Marsen, Gambrivier, Sweven, Vandalen ꝛc., und dieses sind auch die ächten und alten Namen der Völker. Denn das Wort Germania ist neuer und erst neulich unter ihnen angenommen, weil diejenigen unter ihnen, welche zuerst über den Rhein setzten, und die Gallier vertrieben, und nun Tungern heißen, sonst Germanier genannt wurden. So ist der Stammname nach und nach zu einem Nationalnamen geworden, indem alle zuerst von den Römern, dann von sich selbst Germanier genannt wurden."

Diese Stelle des Tacitus beweißt wenigstens so viel, daß die Deutschen kein durch eine Kolonie angepflanztes, sondern nach der ersten und ältesten Völkerwanderung entstandenes Volk waren. Sie zeichnen sich auch durch einen eignen Charakter und Leibesform aus. Die blauen Augen, blonden Haare, die starken Körper, der Muth, die Beharrlichkeit, die Keuschheit und Freyheitsliebe, welche Tacitus an ihnen rühmt, ist bis auf spatere Zeiten unter ihnen nicht zu verkennen; und wenn sie von fremden Völkern besiegt wurden, war Liebe zur Unabhängigkeit, und die daher unter ihnen entstandene Uneinigkeit jederzeit die Ursache ihrer Schwäche.

Die Schilderung, welche uns Tacitus von dem deutschen Volke macht, wird erst durch seine künftige

Geſchichte und Verfaſſung recht beſtatigt. Selbſt die Namen der Völker, der Fluſſe, der Walder, welche dieſer Geſchichtſchreiber angiebt, beſtehen noch; und wenn andere, der lateiniſchen Sprache wegen, undeutlich ſind, ſo werden ſie durch die deutſche erklart. So iſt offenbar, daß ſelbſt die Namen Tuisco oder Deutſch, und Germania oder Cheermannien jene der Nation beſtimmt haben, indem ſie ſich als Volk Deutſche, und als Armee Heermanner nannten. Obwohl alſo ſeit der Bekanntſchaft mit den Römern eine Menge Veränderungen, Zumiſchungen und Wanderungen in Deutſchland vorgegangen ſind; ſo kann man doch mit Recht behaupten, daß der größere Theil ſeiner Einwohner noch von den alten Germaniern abſtamme, und auch deren Charakter habe. Böhmen, Mahren, Schleſien, Oeſterreich, und ein Theil des oberſachſiſchen Kreiſes ſind zwar lange von ſlaviſchen Volkern bewohnt und beſucht worden, und noch beweiſen ihre Sprachen und die Namen ihrer Stadte und Dörfer fremde Einwanderung; auch die jenſeits des Rheins liegenden Länder mögen eine ſtarke Zumiſchung von Galliern und Römern erhalten haben, aber der Theil der Deutſchen, welche zwiſchen dem Rhein, der Elbe und Donau wohnen, iſt ganz germaniſch. Sie haben auch gröſtentheils noch die Namen, welche ihnen ſchon die Griechen und Römer beylegten; als Franken, Schwaben, Sachſen, Bayern, Heſſen, Thüringer, Frieſen, Bataver ꝛc., und einige ihrer Länder werden noch, wie in den erſten Zeiten, genannt; als Rheingau, Wetterau, Thurgau, Breißgau ꝛc. Jetzt iſt die Nation wieder durch die Siege Napoleons und den Rheiniſchen Bund vereinigt; möchte ſie es doch auch wieder durch Gemeingeiſt und eine gute Verfaſſung werden!

Viertes Kapitel.

Von den Sitten der Deutſchen.

Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Tacitus.

Die ſchönſte Lobrede auf die deutſche Nation haben zwey große Römer, Caſar und Tacitus, geſchrieben. Man könnte ſogar behaupten, daß letzterer mit ſeiner Germania den entarteten Römern einen Tugendſpiegel habe vorſtellen wollen. In körperlicher Hinſicht beſchreiben ſie die Deutſchen als ſtarke, geſunde, gerade, feſte Menſchen; mit blauen Augen und blonden Haaren; in ſittlicher als religiöſe, verſtändige, treue, fromme, aufrichtige, gerechte, keuſche, tapfere und freye Leute; ohne Liſt und Falſchheit, aber auch ohne Furcht und Ausgelaſſenheit. Die Fehler, welche ſie an ihnen bemerken, ſind Liebe zum Trunk, zur Schlägerei und Uneinigkeit; dieſelbe konnten aber leider nur ihnen ſelbſt ſchädlich ſeyn.

Dieſer Charakter hat ſich unter der Nation bis auf unſere Zeiten erhalten, und erſt neulich noch finden wir Beweiſe davon an einem zwar irregeführten und aufrühriſchen, nichtsdeſtoweniger tapfern und biedern Volke.

Indeſſen konnte es nicht fehlen, daß mit dem Steigen der Kultur und durch die Bekanntſchaft mit fremden Völkern ſich auch die urſprünglichen Züge verändert haben. Schon zu Cäſars und Tacitus Zeiten, haben die Grenz- und Rheinbewohner feinere Sitten angenommen. Durch die Annahme der chriſtlichen Religion und römiſche Geiſtlichen

wurden ebenfalls einige alte Züge verwischt, andere neue dem Bilde aufgedruckt. Die Höfe der Fürsten, und das Verkehr der Handelsstadte haben der Nation nicht minder gefahrliche Beyspiele gegeben; allein durch alle diese fremde Zusatze blickt doch immer noch der ursprunglichе Charakter hervor. Man bewunderte ihn an seinen Fursten auf dem Throne, an seinen Gelehrten und Reformatoren, und an seinen Völkern und Stammen. Die deutschen Max und Friedriche, Alberte und Moritze, Sickingen und Hutten, Tell und Dürer, nebst ganzen Völkerstammen: die Schweizer und Hollander, die Schwaben und Bayern, die Sachsen und Tyroler, sind Beweise davon.

Erst zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts verwischte sich das alte, biedere, kraftige Bild. Die Sitten der deutschen Fürstenhöfe und ihre Verbindungen, der Handel und das Verkehr der Stadte, die Durchmärsche fremder Truppen und die Annahme fremder Moden, machte bald sowohl in Stadten als ganzen Landern den ursprünglichen Charakter unkenntlich. Alte Religion und Verfassung, Nationalsprache und Gelehrsamkeit, väterliche Treue und Redlichkeit wurde allbereits vergessen, ja sogar lacherlich gemacht. Der größere Theil des deutschen Volks verlohr seine Sitten, wie seine Gesetze und seine Selbstständigkeit.

Fünftes Kapitel.

Warum die Deutſchen ſo viele Achtung für das weibliche Geſchlecht hatten.

Inesse quin etiam (feminis) sanctum aliquid et providum putant: nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Tacitus.

Bey allen Nationen ſind gute Weiber geachtet, und ſchöne geliebt worden; allein bey keiner wurden ſie ſo hoch verehrt, als bey den Deutſchen. Sie glaubten, wie Tacitus ſagt, Etwas Göttliches und Vorſichtiges in dem feineren Geſchlechte zu finden; und mehrmalen ſind Weiber als Gottesvertraute, als Prieſterinnen und Wahrſagerinnen angeſehen worden. Dieſe Hochachtung der Weiber hat ſich in neuern Zeiten mit und durch die Deutſchen über die ganze Chriſtenheit verbreitet. Die vorzügliche Verehrung der heiligen Maria, welche wir nicht einmal im Evangelium und der erſten Kirchengeſchichte finden, die Anerkennung der Prinzeſſinnen als Regentinnen, und hauptſächlich die Galanterie der Ritterſchaft und neuer Helden, kann nicht anders als eine alte Sitte der Deutſchen angeſehen werden.

Dieſe Verehrung erſtreckte ihre guten Wirkungen ſowohl auf das Hausweſen als die bürgerliche Geſellſchaft. Kein Theil der deutſchen Sitten, ſagt Tacitus, iſt lobenswerther, als welcher die Häuslichkeit und die eheliche Treue betrifft; und dieſes heilige Verhaltniß hat, wie Tacitus weiter ſagt, auch auf das gemeine Weſen den heilſamſten Einfluß. Den Grund dieſer hohen Verehrung

des weiblichen Geſchlechts, kann ich in nichts anderem, als der angebohrnen Keuſchheit der Deutſchen ſuchen. Spat, ſagt Tacitus, regte ſich bey ihnen die Liebe, und ſtrenge waren hierin ihre Sitten. Da alſo die Reizbarkeit und Feinheit der Weiber ſich nur in kluger Vorſicht und liebenswürdiger Gefälligkeit zeigen konnte, ſo mußten ſie öfters den Mannern als göttliche Weſen erſcheinen.

Sechſtes Kapitel.

Worin die politiſche Größe eines Volks beſtehe.

Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum, quod, ut superiores agant, non per injurias assequuntur. Tacitus.

Die deutſche Nation giebt uns gleich in ihren erſten Zeiten Beyſpiele von politiſcher Größe und politiſcher Kleinheit: die Chauzen, ſagt Tacitus, ſind unter den Deutſchen, das edelſte Volk; „als welches ſeine Größe „durch Gerechtigkeit behaupten will; ohne Eroberungsſucht, aber auch ohne Schwache leben ſie ruhig und „ſicher zwiſchen ihren Nachbarn. Sie reizen nicht zum „Kriege, und ſind weder durch Plünderungen noch Mordthaten geſchandet. Es iſt der vorzüglichſte Beweis ihrer „Tugend und Stärke, daß ſie, obwohl die mächtigern, „nicht durch Unbilden erreicht werden. Indeſſen ſind „alle zum Schlagen bereit, und, wenn es die Noth erfordert, ſteht ihnen ein Heer von Reitern und Fußgängern

„zu Gebot. Auch wenn sie in Frieden leben, bleibt „ihnen der nämliche Muth.“

Von diesem hohen Grade politischer Größe weichen die Cherusker und Chatten ab durch die entgegengesetzten Extreme; Erstere durch übertriebene Friedensliebe, Letztere durch überspannte Kriegslust. „Neben der Chauzen, sagt „Tacitus, haben die Cherusker einen zu langen und erschlap„penden Frieden ungestört erhalten. Dieß war aber mehr „angenehm als klug, weil man unter Mächtigen schwerlich „lange in Ruhe bleibt. Wenn es zum Schlagen kömmt, „wird Maßigkeit und Rechtschaffenheit nur dem Sieger „zugestanden. So kam es denn, daß die Cherusker, „welche sonst für ein braves und billiges Volk gehalten „wurde, nun Memmen und Pinsel genannt werden. „Dagegen, fährt Tacitus fort, wird den siegreichen Hes„sen Waffenglück für Weisheit angerechnet. Andere „Volker glaubt man nur zur Landwehr bereit, die Hessen „zum Kriege. Aller Kriege Anlaß geben sie. Ohne Hau„ser, ohne Aecker, ohne Sorgen leben sie in Feindes „Land. Da sie selbst ihres Gutes nicht achten, sind sie „Verschwender des fremden, bis Alter und Schwachheit „sie zu solcher Kraftäußerung unfähig macht.“

Siebentes Kapitel.

Worin ſich die Verfaſſungen der Deutſchen von jenen der alten Völker unterſcheiden?

De minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes. Tacitus.

Die neuern politiſchen Schriftſteller haben gröſtentheils die Verfaſſungen der alten Griechen und Römer als Muſter aufgeſtellt, weil bey dem Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften alles Antike allein als vollkommen angeſehen wurde. Sie bedachten aber nicht, daß dieſelben nur für kleine Staaten und Städte, nicht aber für Reiche gegeben waren. Auch manche Reichs- und andere Städte in Italien hatten gute Verfaſſungen: man hat ſie aber niemals ganzen Reichen und Nationen anpaſſen wollen. Die alten europäiſchen Völker, welche ſich auf den engen Halbinſeln und Küſten von Aſien und Europa niedergelaſſen hatten, bildeten unter ſich keine Reiche. Eine jede Stadt machte mit ihrem Burgbann ſchon einen ſelbſtſtändigen Staat aus, und nur die Städtebewohner wurden als Aktivbürger derſelben angeſehen.

Die Deutſchen legten es mehr auf das Große an. Sie lebten, wie Tacitus ſagt, in einzelnen Höfen, zerſtreut, ſo wie es ein Gau, oder ein Fluß, oder ein Wald auswieß. Auf die Verbindung dieſer zerſtreuten Freyhöfe oder Familien mit dem Ganzen war ihre Verfaſſung gegründet. Um den innern Frieden zu verbürgen, vereinigten ſie ſich zuerſt in Gauen, worin Jeder

durch gemeinschaftliche Gerichte und Versammlungen Recht und Schutz fand. Nur gegen auswartige Feinde und zur allgemeinen Landwehr waren sie zu Einem Reiche unter einem gemeinschaftlichen Fürsten oder Könige verbunden.

Hier also finden wir einen Unterschied zwischen der Verfassung der deutschen und alten Volker. Ein jeder freye Bürger nahm zwar, wie bey den Griechen und Römern, unmittelbar Theil an der Gesetzgebung und Regierung des Staats, aber nur in so weit es den einzelnen Gau betraf, worin er lebte. Wenn aber solche Angelegenheiten vorfielen, welche die Nation angingen, ließen sie dieselben größtentheils durch ihre Stellvertreter und Fürsten abthun. Nach dieser Gewohnheit bildeten sich nach und nach aus den Gauverfassungen einzelner Höfe und Burgen Reichsverfassungen für ganze Volker und Nationen.

Diese ursprünglichen Anstalten, welche schon in des Tacitus und Cäsars Beschreibungen nicht zu verkennen sind, brachten nach der Hand die bestimmten Reichsstande, die geistlichen und weltlichen Fürstenwürden, die Reichstage, einen gemeinschaftlichen Heerbann oder eine Reichsarmee, die obersten Reichsgerichte und Reichsoberhaupter, welche man Könige nannte, hervor, von denen wir in der Zukunft noch reden werden. Es soll nur hier so viel dargethan werden, daß die neuern politischen Schriftsteller, den Montesquieu ausgenommen, sehr irrten, wenn sie glaubten, die Verfassungen der Griechen und Römer paßten für unsere Reiche. Nur bey den alten Deutschen muß man sich Raths erholen, wenn man einer ganzen Nation eine freye Verfassung geben will. Die neuern Gesetzgeber haben aus übertriebener Sucht nach Neuheit alte und neue Verfas-

ſungen untereinander geworfen, um ein neues Gebäude aufzuführen, was nirgend Beſtand finden wollte. Sie ſuchten den Geiſt der Griechen und Römer mit Gewalt zu beſchwören, da ihnen doch ihre Vater die ſchönſten Muſter bürgerlicher Freyheit und Organiſation hinterlaſſen hatten.

Unſern Zeiten, wo ſo viele alte Verfaſſungen und Staaten, welche aus jenen der deutſchen hervorgingen, übern Haufen geworfen wurden, bleiben jetzt nur zwey Arten, die großen Föderativreiche zu organiſiren übrig. Sie müſſen entweder nach dem Muſter des alten römiſchen Reichs in Provinzen, Dioceſen und Präfekturen eingetheilt werden, über welche ein einzelner Senat und ein einzelner Imperator herrſchen; oder ſie müſſen, nach Art der großen fränkiſchen Monarchie, als freye Gauen, Herzogthümer und ſelbſtſtändige Reiche beſtehen, über welche ein allgemeiner Kaiſer wacht. Dieſe letztere Art ſcheint der Kaiſer Napoleon zu befolgen. Obwohl er durch das Glück ſeiner Waffen und Negotiationen ſich ganz Frankreich, Italien, Deutſchland, Holland, die Schweiz, und man könnte auch ſagen, Spanien und Portugall unterworfen hat: ſo ließ er doch einen jeden Staat als ſelbſtſtändig beſtehen, nur verband er ſie Alle durch ein gemeinſchaftliches Kaiſerthum oder Protektorat. Dieſem zufolge wurde Deutſchland, was jetzt den Rheiniſchen Bund ausmacht, mehr oder weniger nach der vorigen Verfaſſung organiſirt. Verſchiedene Artikel des Bundesvertrags deuten ſchon dahin. Die Abtheilung des Bundestages in zwey Kollegien, das oberſte Bundesgericht, die Bundesarmee ꝛc. ſind erhaltene Bruchſtücke aus der alten Verfaſſung; und wenn das Ganze als eine ſelbſtſtändige Konföderation künftig beſtehen ſoll, müſſen die Rechte der Fürſten zu

ihren Völkern, und des Bundes zu den Fürsten noch näher bestimmt werden. Sowohl dem Kaiser Napoleon, als den Fürsten muß daran gelegen seyn, wechselseitige Einschränkungen zu gestatten: Ersterem, weil er dadurch die Liebe des deutschen Volkes für den Bund gewinnen wird; Letztern, weil ohne diese Beschränkungen sie selbst Gefahr laufen, ihre Rechte zu verlieren. Es war ein großer Fehler der deutschen Fürsten, daß sie bey der vorigen Verfassung so wenig auf die Befolgung der Gesetze und die Beschränkung ihrer Gewalt dachten. Sie lößten dadurch selbst die Bande auf, auf deren Befestigung doch ihre eigne Macht beruhte. Man hat in den jüngstverflossenen Jahren als warnendes Beyspiel gesehen, was aus den mächtigsten unter ihnen geworden sey, wenn sie ungestraft die Gesetze verletzen ließen. Diesem zu Folge müssen jetzt die deutschen Bundesfürsten selbst darauf bedacht seyn, daß aus der Konföderation wieder ein festes, selbstständiges Ganze gebildet werde, was nur durch wechselseitige Einschränkungen den Bestand erhalten kann, welcher künftig ihre eignen Rechte schützt. Sie müssen also wieder zu den Grundsätzen ihrer Väter zurückkehren, welche, obwohl sie die freyesten Leute der Welt waren, doch jederzeit ein Gesetz, einen Gott, und ein Oberhaupt über sich erkannten.

Achtes Kapitel.

Ueber die Uneinigkeit der deutschen Völker.

Super LX millia, non armis telisque romanis, sed quod magnificentius, oblectationi oculisque nostris cecidernnt. Maneat quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certi odium sui. Quando urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam. Tacitus.

So weit wir den Zuſtand der deutſchen Nation in der Geſchichte kennen, war ſie immer in mehrere Stamme oder Völker abgetheilt, welche nur dann ſich als ein gemeinſchaftliches Reich anſahen, wenn allgemeine Noth von Außen, oder eine allgemeine Angelegenheit von Innen ſie drangte. Ein jedes dieſer Volker hatte ſeine eigne Verfaſſung, ſeine eignen Geſetze, ſeine eignen Obrigkeiten und Fürſten. Nur bey dem allgemeinen Heerbanne oder bey den allgemeinen Verſammlungen unterwarfen ſie ſich einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte und Geſetze.

Dieſe eigne Verfaſſung der Deutſchen erhielt zwar den Geiſt der Freyheit und Unabhangigkeit unter den Fürſten und dem Volke, war aber auch zugleich die Urſache beſtandiger bürgerlicher Kriege, und der großen Schwäche gegen ihre Nachbarn. Fürchterlich erſchienen die Deutſchen immer, wenn ſie vereint mit ihren Feinden kämpften; aber beſiegt und überwaltigt wurden ſie,

wenn Zwietracht ihre Kräfte lähmte. Diese Schwäche entdeckten schon die Römer an ihnen. Gegen einen Herrmann oder Civilis, welche die Nation anführten, konnten sie nichts ausrichten; aber durch Trennung und Uneinigkeit der Stämme wußten sie sich die Wege in ihre Wälder zu bahnen. Daher sagt auch Tacitus: „über 60,000 Deutsche sind nicht durch „unsere Waffen, sondern zu unserer Belustigung durch „sich selbst umgekommen. Möge doch unter diesen Völ„kern, wenn nicht Liebe zu uns, doch dieser Haß gegen „sich selbst bleiben, indem wir für das Wohl unsers „Reichs nichts sehnlichers zu wünschen haben, als ihre „Uneinigkeit."

Als sich die Deutschen durch die Siege der Franken im römischen Gebiethe niedergelassen hatten, war die Abtheilung in mehrere Staaten eine neue Ursache, die Nation zu entzweyen; und wenn nicht nach der Hand die Karolinger den Zepter mit Kraft erfaßt hätten, würden sie ohnfehlbar ein Raub ihrer Nachbarn geworden seyn.

Erst unter Karl dem Großen erreichten sie einen hohen Glanz von Innen und Außen. Dieser große Monarch wußte die einzelnen Theile durch die Kraft seines Genies zusammen zu halten. Durch ihn wurde der Thron der Cäsarn für die Deutschen hergestellt, durch ihn wurden deutsche Sitten, Gebräuche, Gesetze, Wissenschaften und Sprachen die herrschenden für die ganze Christenheit.

Seit dem Tode dieses Kaisers hatte Deutschland keine herrlichere Epoche gehabt. Die Ottonen, Konrade, Heinriche und Friedriche versuchten mehrmalen, ihrer Nation den alten Glanz wieder zu geben; aber die Anarchie hatte schon so tiefe Wurzeln

gefaßt, daß letzterer die ganze Staatsgewalt an Fürsten und Stände überlassen mußte, um nur noch das Ganze zu retten.

Durch diese gesetzliche Anerkennung der Territorialhoheit wurde das deutsche Reich noch mehr zerrüttet. Ein jeder Fürst und Stand sahe sich als einen souveranen Herrn an, und suchte mehr die Größe und den Glanz seiner Familie oder seines Landes zu befördern, als die Wohlfahrt des Reichs. Die gewählten Kaiser sahen diese Würde nur als ein Erwerbsmittel für ihr eignes Haus an; sie wußten sich durch Verträge und Heyrathen mit fremden Reichen zu vergrößern, und wurden dadurch mehr ausländische als deutsche Fürsten.

Die Religionskriege und der daher entstandene westphälische Frieden machten die Zwietracht sogar gesetzmäßig. Die deutsche Nation wurde dadurch in zwey besondere Partheyen getheilt, welche mehr mit fremden als ihren eignen Mitständen verbunden waren. Die Könige Europens, welche größtentheils entweder Stände des Reichs oder Garanten seiner Verfassung wurden, subordinirten Deutschlands Interesse ihrem eignen, und benutzten die Zwietracht ihrer Mitstände zu ihrer eignen Vergrößerung. Sie priesen Erhaltung der Reichsverfassung nur dann an, wenn es ihr Vortheil erforderte; im übrigen entzogen sie ihre deutschen Länder gänzlich der allgemeinen Reichsgewalt. So geschah es dann, daß die Fürsten, welche der That nach schon lange wie Souveräne handelten, sich endlich ganzlich für Souverane erklärten, und die Verfassung, welche schon lange nur eine willkührliche Verbindung der Fürsten war, sich in einen neuen Bund auflöste, welche man den Rheinischen nennt.

Nach diesem flüchtigen Ueberblick auf die Geschichte der Deutschen wird es offenbar, daß Zwietracht und bürgerlicher Krieg gleichsam konstitutionell unter ihnen gewesen sey. Es fragt sich daher, ob diese Uneinigkeit in dem ursprünglichen Charakter der Nation, oder vielmehr in den künftigen Gesetzen und politischen Verhaltnissen ihren Grund habe? Da man diese sonderbare Anlage schon da unter den Deutschen findet, wo sie zuerst in der Geschichte auftreten, und selbe sich anhaltend durch ihre ganze Geschichte forterhalten hat; so sollte man vermuthen, daß die große Liebe zur Unabhängigkeit und folglich zur Zankerey ein Hauptzug ihres natürlichen Charakters sey. Aus diesem folgte, daß die Deutschen von Innen in einem beständigen bürgerlichen Krieg, und nach Außen in einer beständigen Schwache leben würden. Sie müßten unter sich bekriegt, und von Fremden besiegt werden.

Indessen finden wir in der deutschen Geschichte doch zuweilen glanzende Epochen, wo die Nation einig, von Innen wohl verwaltet, und nach Außen so machtig und siegreich war, daß sie als die erste unter den europaischen angesehen wurde. Dieses sollte uns daher auf die Vermuthung führen, daß die Deutschen nicht sowohl durch ihren natürlichen Charakter, als vielmehr durch nachtheilige Gesetze und Verhaltnisse zu bürgerlichen Kriegen von Innen, und zu schandlichen Demüthigungen von Außen verleitet wurden.

Wenn wir die Geschichte der Deutschen achtsam studiren, so finden wir darin vorzüglich drey Ursachen oder Begebenheiten, welche die Zwietracht und Schwache unter ihnen erhielten. Die erste davon ist die Verbindung der Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche, die

zweyte die Unterbrechung der herrschenden Dynastien, und die dritte die Verbindung fremder Staaten und Reiche mit ihren Fürstenhäusern.

Es war wohl keine Epoche glänzender in der Geschichte des deutschen Reichs als jene Karls des Großen und Otto's des Großen. Die Nation war geehrt und gefürchtet; die deutschen Heere in allen Theilen Europens siegreich; ihre Sitten und Gesetze die herrschenden; und die Krone der Cäsarn glanzte auf dem Haupte ihrer Monarchen. Indessen war eben dieser herrliche Schmuck eine Hauptursache ihrer künftigen Schwache. Karl der Große hatte die Kaiserkrone zwar nicht für ein Reich bestimmt. Nach seiner Absicht und nach seinem Testamente sollte sie nur einer seiner Söhne tragen, es sey der deutsche, oder französische, oder italianische König. Sie war der Schmuck des gewählten Kaisers, nicht aber des bestimmten Königs eines besondern Reichs. So geschah es denn auch, daß sie zuweilen ein deutscher, zuweilen ein französischer oder italianischer König trug. Erst durch Otto den Großen wurde sie eigendst mit dem deutschen Reiche verbunden. Dadurch entsprangen zwey Uebel für dasselbe. Zuerst wurde es ein Gegenstand des Neides aller seiner Nachbarn, und dann der Kampfplatz der Kriege zwischen dem Oberhaupte der Kirche und dem Oberhaupte des Reiches. Die großen Vasallen der deutschen Nation, welche zu der Zeit, wie jene der übrigen, nach Unabhängigkeit strebten, fanden Schutz und Unterstützung bey fremden Völkern, und die Bischöffe, welche sich der weltlichen Jurisdiktion entziehen wollten, Bannstrahlen der Pabste gegen ihren rechtmäßigen Fürsten. Seit dem Tode Karls des Großen bis spat in unsere Zeiten, ist dieser Nachtheil, welchen die Kaiserkrone herbeyführte,

gefühlt worden. Viele Jahrhunderte hindurch ist deutsches Blut gegen deutsches Blut in Sachsen, in Schwaben, in Italien, in den Niederlanden vergossen worden, nur um diejenigen Fürsten zu demüthigen, welche die Kaiserkrone trugen. Sie mußten entweder über die Alpen reisen, um den Pabsten die Füße zu küssen, oder sich Vertrage und Friedensschlüsse gefallen lassen, welche ihre Würde und ihren Namen *) schandeten.

Indessen ist es wahrscheinlich, daß die deutschen Kaiser doch am Ende die Oberhand sowohl über ihre Vasallen, als über ihre Nachbarn würden behauptet haben, wenn nicht die herrschenden Dynastien so oft unterbrochen worden wären. Die Karolinger sind nie in der Thronfolge übergangen worden. Die Kaiser aus dem sachsischen, frankischen und schwabischen Hause wußten ihrer Würde Kraft zu geben, und selbst in spätern Zeiten, wo doch Wahl und Landeshoheit schon gesetzlich waren, hat man Beyspiele, daß die Kaiser aus dem österreichischen, luxemburgischen und bayerischen Hause den deutschen Zepter mit Glanz zu führen verstunden. Diese Thatsachen beweisen, daß, wenn mehrere kraftvolle Regenten aufeinander gefolgt, oder die herrschenden Dynastien nicht so oft unterbrochen worden wären, der Kaiserthron nicht nur seine ursprüngliche Stärke erhalten, sondern vielleicht noch vermehrt haben würde. Durch eine anhaltende Reihe von Regenten aus dem nämlichen Hause, ware das Volk allmählich an den Gehorsam gegen dasselbe gewöhnt worden. Das Interesse dieses Hauses ware mit jenem der ganzen Nation zusammengeflossen, und die großen Vasallen hätten, wie in

*) Semper Augustus. — Daher sagt man auch scherzweise: Semper Augustus.

Frankreich, ihre Länder entweder an die Krone verlohren, oder wenigstens derselben unterwerfen müssen. Durch das öftere Unterbrechen der Dynastien geschah gerade das Gegentheil. Die Großen des Reichs maßten sich allmählich allein das Wahlrecht an, die gewählten Kaiser mußten ihnen schmeicheln, nachsehen, sie bereichern, beschenken, und ihre Privilegien erweitern. Eine jede Kaiserwahl zog einen bürgerlichen und auswärtigen Krieg zugleich nach sich. Die tapfern Kaiser wurden von den Geistlichen gebannt, die schwachen von den weltlichen geschändet, und ein jeder Fürst, welcher zu Aufruhr oder bürgerlichen Kriegen geneigt war, erhielt sogleich Unterstützung von seinen Mitständen und fremden Fürsten. Daher kam es dann, daß das Oberhaupt des deutschen Reichs zuletzt nur noch eine Schattengestalt, aber die Stände desselben unabhängige Fürsten wurden, welche mehr auf die Ehre und Größe ihres Hauses als jene der ganzen deutschen Nation bedacht waren.

Eine Folge dieser Unabhängigkeit der deutschen Reichsstände war die Verbindung fremder Staaten und Reiche mit ihrer Würde. Diejenigen Fürsten, welche Kaiser waren, haben zwar jederzeit auf einige Rechte und Staaten in Italien und Frankreich Ansprüche gemacht; und bis auf unsere Zeiten nannten sich daher die Kurfürsten von Trier und Köln Erzkanzler durch Gallien und Italien; allein dieß gründete sich nicht in den Rechten ihres Hauses, sondern ihrer Würde. Als aber eine jede herrschende Familie die Kaiserkrone nur zur Vergrößerung ihrer eignen Macht benutzte, wurde es üblich, sich durch Verträge und Heyrathen mit fremden Staaten und Häusern in Verbindung zu setzen, um dadurch Ansprüche auf deren Länder und Kronen zu erhalten. So geschahe es, daß die Erzherzoge von Oesterreich die

Kronen von Ungarn und Spanien, die Kurfürsten von Brandenburg jene von Preußen, die Herzoge von Zweybrücken jene von Schweden, die Herzoge von Braunschweig die von Britannien ꝛc. für ihre Familien erworben haben, wodurch dann ihre urſprünglichen deutſchen Lander eher fremde als Reichsprovinzen geworden ſind. Schon dieſer einzige Umſtand mußte die Zwietracht in Deutſchland gleichſam konſtituiren. Wir finden daher, daß jeder allgemeine Krieg in Europa zugleich ein bürgerlicher im Reiche war. Sobald nur eine der europaiſchen Machte mit einer andern Feindſeligkeiten bekam, mußten die deutſchen Stande, mit oder ohne Willen, daran Theil nehmen, und bey dem erſten Ausbruche derſelben ſtanden ſogleich fremde Truppen (Ungarn und Preußen, Engländer und Franzoſen, Schweden und Ruſſen) mitten auf dem deutſchen Gebiethe, von ſeinen Fürſten ſelbſt herbeygeführt.

Aus dieſen angeführten Thatſachen wird es deutlich, daß nicht ſowohl der deutſche Charakter, als vielmehr die ſo eben von mir angeführten Umſtande die Urſache der Uneinigkeit und Schwache der deutſchen Nation waren. Es fragt ſich daher weiter: Könnte wohl dieſe Uneinigkeit entweder durch den Rheiniſchen Bund oder ſonſt eine künftige Kataſtrophe aufgehoben, und die deutſche Nation wieder zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückgeführt werden? Daß, wenn die gegenwärtige Lage der Dinge durch die Siege des franzöſiſchen Kaiſers Beſtand erhalt, die Deutſchen einig ſeyn müſſen, wenn ſie auch nicht wollen, iſt wohl nicht nöthig, zu beweiſen. Ein kraftiger Fürſt, zugleich durch Gewalt und Ruhm geſtarkt, wird wohl alle Auswüchſe der deutſchen Souveränitat im Zaume zu halten, leicht im Stande ſeyn. Die Frage iſt alſo wohl ſo zu ſtellen: wie kann die deutſche

Nation aus eigner Kraft und eignem Willen ſich wieder vereinigen und erheben?

Der Kaiſer Napoleon hat feyerlich erklärt, und das ganze von ihm geſtiftete Foderativſyſtem beweiſt es, daß er aus den beſiegten Staaten nicht ein einziges ſouveranes Reich, ſondern vielmehr ein großes Bündniß ſouveräner Staaten bilden wolle, worüber ein gemeinſchaftlicher Kaiſer, den Rechten eines Jeden ohnbeſchadet, wachen und ſelbe ſchützen ſollte. Dieſem zufolge bliebe der deutſchen Nation und ihren Fürſten das Recht vorbehalten, die Kräfte ihrer Bürger ſo weit zu entwickeln, als ſie wollen und können.

Neuntes Kapitel.

Warum die Römer den Main zur Operationslinie gegen die Deutſchen wählten?

Inde validissimas nationes Cheruscos Suevosque et Sicambros aggressus est. Florus L. IV. C. 12.

Als Julius Cäſar die Gallier beſiegt, den Arioviſt geſchlagen, und dadurch der Römer Herrſchaft auch am Rhein gegründet hatte, ſetzte er unter den römiſchen Feldherren der Erſte über dieſen Fluß. Man weiß beſtimmt den Ort nicht, wo er es unternahm; ſo viel iſt nur gewiß, daß er das Innere von Deutſchland mehr geſehen als beſiegt habe.

Indeſſen erweckte ſein groſſer Name unter allen edlen Römern die Begierde, ein Volk zu bekriegen, was Caſar ſelbſt als groß und tapfer geſchildert hatte. Druſus, ein Stiefſohn Auguſts, ſuchte das auszuführen, was der Imperator angefangen hatte; er entwarf einen durchdachten Operationsplan, um auch Deutſchland der römiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Von Italien aus über die Alpen zu gehen, wäre wohl der nächſte Weg geweſen; allein wer wollte eine Armee über unwegſame Gebirge und durch unbekannte Schlünde führen, wenn er einen ſchon gebahnten Weg vor ſich findet? Da die Römer im Innern von Deutſchland weder Heerſtraßen noch Kundſchaft hatten, ſo ſuchte dieſer tapfere Jüngling ſich vorzüglich der Flüſſe zu bemeiſtern, um ſeine Legionen ſicher zu führen. Dieſem zufolge wurde der Rhein, deſſen linkes Ufer die Römer ſchon inne hatten, die Baſis ſeiner Operationen. Um gegen alle unvorhergeſehenen Anfälle ſicher zu ſeyn, und bey einem Unglücke einen ſchützenden Rückhalt zu haben, legte er über funfzig Kaſtelle und Feſtungen längs dieſem Fluſſe an, welche ſowohl auf dem rechten als linken Ufer einander deckten und ſchützten.

Unter dieſen war Moguntiacum (nachher Mainz genannt) die beträchtlichſte. Sie war dem Ausfluſſe des Mains gegenüber angelegt, weil er dieſen Fluß als die von ſeiner feſten Baſis ausſpringende Hauptlinie ſeiner Operationen gegen Deutſchland anſahe. Das linke Rheinufer erhebt ſich bey Mainz zu einer beträchtlichen Anhöhe, welche man heut zu Tage noch das Kaſtrich (Caſtrum) nennt, und dem ſogenannten Linſenberg, Stephansberg, Jakobsberg und Stahlberg begreift. Das Thal, welches dieſelbe von Hechtsheim bis über das Kloſter Dahlheim umgiebt, beſchreibt

einen Bogen, deſſen Sehne der Rhein iſt. Dieſer Anhöhe ſtehen andere gegenüber, ja an manchen Orten beherrſchen ſie dieſelbe. Sie heißen jetzt der Hartenberg der Draiſerberg (Druſenberg) und der Weiſenauer oder Hechtsheimer Berg. Auf dieſe natürliche Anlage gründete Druſus Moguntiacum. Die Hauptfeſtung wurde auf der Anhöhe des Käſtrichs (Castri) angelegt, und ſelbe auf vier Seiten durch vier Vorwerke oder Kaſtelle gedeckt. Auf ihrem rechten Flügel errichtete man auf der Anhöhe bey Weiſenau eins, welches nach der Hand noch das Burgſtädl hieß; auf ihrem linken Flügel ein anderes, den ſogenannten Hauptſtein; in ihrem Rücken ein drittes auf dem Draiſerberg, welches von Druſus den Namen Drais hat; und jenſeits des Rheins ein viertes, welches als Brückenkopf die Brücke deckte, und noch Kaſtell (Castellum) genannt wird.

Vor dieſem auf der Anhöhe des Taunus oder heutigen Aitkönigs, wurde noch ein ander Vorwerk angelegt, von welchem aus man durch Zeichen der Feſtung Kundſchaft geben konnte. Auf dieſes Moguntiacum ſtützte Druſus die Hauptoperationslinie gegen die Deutſchen. Sie ging den Main hinauf, ſprang von da rechts auf den Neckar und die Donau, links auf die Saale, die Weſer und die Elbe, und öffnete vorwärts den Weg nach Böhmen.

Der letzte und Hauptzug des jungen Helden hat ſich vorzüglich durch dieſe Linie ausgezeichnet. Er ging von Mainz aus mit ſeinen Legionen den Main hinauf, fiel zuerſt rechts in das Land er Schwaben, ſodann kehrte er links um, und überfiel die Heſſen; hierauf durchzog er das Land der Cherusker, und drang endlich bis

an die Saale und Elbe vor, wo er ein Siegeszeichen errichtete.

Weiter kam in diesem Feldzuge der edle Jüngling nicht. Auf seinem Rückzuge stürzte er vom Pferde, und starb an einer Wunde, die er sich im Falle beygebracht hatte, zwischen der Saale und dem Main. In Mainz und Rom wurden ihm Denkmäler errichtet, Trauerfeste und Leichenreden gehalten. Er und seine Familie erhielt den ehrenvollen Namen Germanicus.

Drusus hatte durch seine Unternehmungen den römischen Feldherren den Weg gezeigt, auf dem sie Deutschland erobern müßten, und sie folgten ihm. Sein Sohn Germanicus bezwang auf dieser Linie die Herusker und rächte darauf die den Römern zugefügte Unbild bey der Niederlage des Varus, welcher davon abgewichen war. Auf dieser Linie schlug der Legat Pomponius die Hessen zurück, welche über den Rhein gegangen waren, und die Gegend um Mainz verwüstet hatten. Diese Bahn befolgten Trajanus, Alexander Severus, Probus und Julianus, und waren darauf allezeit glücklich und siegreich.

Wenn man die natürliche Lage Deutschlands mit dieser Basis und Operationslinie vergleicht, so ergiebt es sich von selbst, daß derjenige Feldherr, welcher sie zu benutzen weiß, immer die größten Vortheile gegen die Deutschen haben müsse. Da der Rhein und Main zwey Linien bilden, welche ohngefähr die Gestalt eines umgewendeten L haben, so ergeben sich daraus zwey Winkel, deren Schenkel rechts und links das nördliche und südliche Deutschland umklammern. Wenn nun beyde Theile der deutschen Nation nicht einig sind, und Mainz und den Main verlohren haben; so kann der

angreifende Feldherr immer auf eine oder die andere Flanke der deutschen Heere operiren, oder sie ganzlich umgehen. Ja selbst wenn ein Flügel der Deutschen siegte und also vorrückte, bliebe er noch immer in Gefahr, abgeschnitten zu werden, so lange der Feind im Besitze des Rheins und Mains bleibt.

Diese Vortheile hat man nie deutlicher gesehen, als bey den letzten Feldzügen des Kaisers Napoleon. Da die Franzosen durch den Lüneviller Frieden im Besitze von Mainz waren, und die Deutschen, durch Oesterreich und Preußen getrennt, entweder den Süden oder Norden allein kampfen ließen, rückte der französische Kaiser sogleich mit schnellen Märschen den Main hinauf, fiel den einzeln Fechtenden auf die Flanken oder gar in den Rücken, und schlug sie zuerst bey Ulm, dann bey Jena.

Man sieht daraus, daß Drusus den richtigen Gesichtspunkt gefaßt hatte, um die Deutschen zu besiegen, und daß so lange der Rhein und Main in dem Besitze des Siegers blieben, an keine glücklichen Operationen von Seiten Deutschlands zu denken war.

Zehntes Kapitel.

Warum die Deutſchen nichts deſto weniger über die Römer ſiegten?

Cedere loco, dum rursus instes, consilii quam formidinis arbitrantur, inde proximis temporibus triumphati magis, quam victi sunt.

Tacitus.

Man hat bisher die Urſache der Siege der Deutſchen über die Römer, und den völligen Umſturz des römiſchen Reichs in dem Verfalle der Sitten und der Weichlichkeit der Legionen aufgeſucht: und in der That, wenn man die Römer, welche unter den Scipionen und Camillen fochten, mit jenen vergleicht, welche das Reich des Arcadius und Honorius vertheidigen ſollten, ſo wird man zu ähnlichen Bemerkungen geführt.

Indeſſen ſcheint mir dieſes doch nicht die Hauptursache geweſen zu ſeyn. Man hält Tapferkeit und Kriegszucht nur zu viel als eine Folge guter Sitten und guter Geſetze bey einem Volke, da ſie doch größtentheils durch Uebung und große Feldherren hervorgebracht werden. Die Soldaten des Hannibal, womit er ſo rühmlich die Römer ſchlug, waren zuſammengerottetes Geſindel. Nur er gab ihnen Geiſt und Zucht. Die Römer waren ſchon das ausgeartetſte Volk der Welt, und doch ſchlug damit noch Julianus und Beliſarius die Deutſchen, welche die römiſchen Provinzen

eingenommen hatten. Die Franzoſen, welche Tempelhof in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges als elende Kleinmeiſter ſchildert, ſchlugen in unſern Tagen die Heere Friedrichs und Laudons. Eben ſo kann man auf der andern Seite Beyſpiele anführen, daß ein Volk auch bey guten Sitten und Geſetzen doch ſchnell ſeine Tapferkeit und Kriegszucht verlieren könne. Die Schweden, welche im dreyßigjährigen Kriege, und unter Karl XII. ganz Europa in Schrecken geſetzt hatten, wurden im ſiebenjährigen (ſo zu ſagen) von einem Detaſchement preußiſcher Truppen zurückgehalten; und eben die Preußen, welche im ſiebenjährigen Kriege gegen ganz Europa ſtritten, ſind in unſern Tagen durch eine einzige Schlacht zerſtreut worden. So ſehr hangt Glück oder Unglück, Sieg oder Niederlage von Uebung und den Talenten eines oder mehrerer großen Feldherren ab.

Da alſo die Römer auch nach den Niederlagen des Varus und Spagrius noch die nämlichen Feſtungen, Truppenzahl und Hülfsquellen hatten, wie bey den Siegen des Druſus und Germanikus, und auch öfters würdige Feldherren ſich unter ihnen auszeichneten, als Probus, Julianus, ſelbſt ſpäterhin Beliſarius; ſo muß man, nebſt dem Verfalle der Sitten und Kriegszucht, noch eine andere Urſache der ſchnellen Siege der Deutſchen und des allgemeinen Umſturzes des römiſchen Reichs aufſuchen.

Der General Lloid ſagt in ſeinem vortrefflichen Werke über die Kriegskunſt Folgendes:

„Führten die Polen, ſo wie die Tartarn, ihre Vor„eltern, mit 100,000 Mann zu Pferde Krieg, ſo würden „ſie nicht nur ihren ehrſüchtigen Nachbarn nicht zur „Beute werden, ſondern ſie vielmehr alle zittern machen.

„Ganz Polen und die daran stoßenden Länder von der „Oder bis zur Dwina und zum Nieſter, bis zur ruſſiſchen „Grenze und ſelbſt über dieſe hinaus bis zur Wolga, „ſtehen völlig offen, ſind ohne alle Vertheidigung und „haben Ueberfluß an Korn, Pferden, Vieh u. ſ. w. „Hunderttauſend Mann Reiterey in kleine Haufen ver„theilt, könnten daher binnen ein Paar Monaten dieſen „ungeheuren Strich Landes überſchwemmen, und keine „lebendige Seele das Feld zu beſtellen übrig laſſen. „Sonach würde er zur Wüſte, und dieſe mächtigen „Monarchen mit wenigen ihrer Unterthanen, in und „um ihre Feſtungen eingeſperrt werden. Was wollte „man da mit unſern großen Kriegsheeren von Infan„terie, ſchwerer Kavallerie, und unſern unzähligen „Kanonen gegen einen ſolchen Feind anfangen? Nichts. „Seine vorzügliche Geſchwindigkeit verſchafft ihm alles „und läßt uns nichts als den leeren Boden zurück, „worauf wir uns lagern, und auch dieſen iſt man „gezwungen, bald zu verlaſſen, wenn man anders „noch kann, oder man muß umkommen. Die Ruſſen „würden Mühe haben, ihr eigenes Land zu erhalten, „weil es platt und offen iſt, und daher gegen die Einfälle „von 100,000 Mann zu Pferde durch keine unſerer heu„tigen Armeen gedeckt werden kann. Nur erſt kürzlich „durchſtreifte ein elender Landläufer an der Spitze von „etlichen tauſend Mann Lumpengeſindels einen großen „Theil des ruſſiſchen Reichs. Unſere Armeen, wie ich „ſchon mehrmalen erinnert habe, ſind nur eingerichtet, „auf einer ſehr kurzen Linie und in einem beengten „Lande zu agiren. Sie können nie große Dinge unter„nehmen, oder weitläuftige Eroberungen machen.“

Dieſe Stelle iſt hauptſächlich auf die Polen gerichtet; ob aber nicht der umgewandte Fall auch mit den Tartarn

und Kalmucken gegen Europa eintreffen könnte, wollen wir hier nicht untersuchen. Das, was Lloid hier sagt, soll uns nur dazu dienen, um zu erklaren, wie es den Deutschen so leicht und schnell gelingen konnte, das durch so viele Festungen und zahlreiche Legionen gedeckte romische Reich ubern Hausen zu werfen.

Ein jedes gutgeubte Heer operirt in geschlossenen Haufen auf durch Natur und Kunst bestimmten Linien, und darum wird auch die Kriegskunst mit Recht eine schwere Wissenschaft genannt. Ein Feldherr, und wenn er auch ein Heer von einer Million Krieger zu kommandiren hatte, kann ohnmoglich in einer ununterbrochenen Reihe seine Granzen decken oder gegen die Feinde anrukken. Er theilt daher seine Truppen in mehrere Korps ab, welche nach verschiedenen Linien sich einander unterstutzen, sich vereinigen oder trennen, je nachdem es das Terrain oder die Operationen des Feindes erfordern. Eine Armee von 100,000 Mann wird schon groß und betrachtlich genannt; und doch ist ihre Zahl kaum hinreichend, auch nur zu zwey Mann hoch gestellt, eine Linie von einigen Meilen geschlossen auszufullen. Dazu kommt noch, daß ein jeder kluger General auch auf seine Depots und die Mittel sehen muß, wodurch seinen Truppen Unterhalt verschafft wird. Aus allem dem folgt, daß die Heere, nach Art der gesitteten Volker gebildet, ohnmöglich ohne Trennung einen großen Distrikt entweder vertheidigen oder angreifen können.

Wenn wir also die Kriegskunst der Römer mit jener der alten Deutschen vergleichen wollen, so ergiebt es sich, daß jene wie künstlich gebildete Krieger, diese wie die wilden Horden der Tartarn und Kosacken gegen einander gefochten haben. Aus diesem Umstande leuchtet schon die Ursache hervor, warum letztere am Ende die

Oberhand behalten mußten. Die Römer hatten längs der Donau und dem Rhein die Gränzen ihres weitläufigen Reiches mit Festungen und Legionen beschützt, und unter tapfern Imperatoren selbst das Innere von Deutschland besiegt; allein sie konnten doch nie so viele Truppen ins Feld stellen, und so viele festen Plätze anlegen, daß nicht weitere und öftere Lücken auf ihrer militärischen Linie geblieben wären. Die Länge ihrer Gränzen gegen Deutschland, welche sich von Pannonien längs der Donau und dem Rhein bis nach Batavien erstreckte, würde über mehrere Millionen Krieger und eine anhaltende Reihe von Verschanzungen erfordert haben, um gegen alle Durchbrüche der Deutschen sicher zu seyn.

Dagegen fochten die Deutschen in zerstreuten Haufen, ohnbekümmert, ob sie ihre Länder Preis gaben oder abgeschnitten wurden. Sie drangen haufig durch die unterbrochenen Linien der Römer durch, plünderten hinter ihnen die römischen Provinzen aus, und ließen sich endlich selbst darin nieder, indessen jene, trotz ihrer Festungen und Legionen, nicht mehr im Stande waren, die schwärmenden Barbarenhaufen einzeln zu bekriegen oder zurückzuschlagen.

Aus diesem folgt, daß keine disciplinirte Armee, und wenn sie noch so zahlreich ist, im Stande sey, auswandernde Barbarenschwärme aufzuhalten, wenn diese einmal die Schwäche ihrer Feinde erkannt und die Gaben eines günstigern Himmelstriches gekostet haben. Hat sich doch selbst in unsern Tagen und nach dem unglücklichen Gefechte bey Ulm ein österreichisches Korps unter dem Erzherzoge Ferdinand, und ein anderes unter dem Obersten von Kinsky und Wartensleben mitten durch die siegreiche französische Armee durchgeschlagen.

Eilftes Kapitel.

Wie schwer es sey, gegen den Zeitgeist zu arbeiten?

Igitur verso civitatis statu, nihil usquam prisci et integri moris. Tacitus.

In allen guteingerichteten Staaten hat es selbst bey ihrem Verfalle noch große und edle Bürger gegeben, welche das Verderben aufhalten und die Verfassung retten wollten. So können wir in der jüdischen Geschichte die Machabaer, in der griechischen den Phocion und Aratus, in der römischen den Cato und Brutus und Andere. Allein ihre edelmüthigen Bestrebungen konnten zwar das schon eingerissene Verderben eine Zeitlang aufhalten, nicht aber die alten Sitten wieder herstellen. Es waltet sowohl unter einzelnen Völkern als der ganzen Menschheit ein gewisser Zeitgeist, welcher allmächtig wirkt, und alle gegen ihn vorgenommenen Versuche zurückschlagt. Derselbe wirkt mächtig gegen das Böse, so lange noch das Gute herrscht; er wirkt aber auch mächtig gegen das Gute, wenn einmal das Böse die Oberhand erhalten hat.

Man findet davon keine auffallendern Beweise, als zu der Zeit, wo die Römer mit den Deutschen um die Herrschaft der Welt kämpften. Das römische Reich umfaßte zu der Zeit den größten Theil der gebildeten Erde, war durch Festungen und zahlreiche Legionen geschützt, und hatte nicht selten Imperatoren und Feld-

herren, welche würdig waren, der Regierung vorzustehen; nichts desto weniger konnten weder die Gesetze von Innen ihre Kraft, noch der Staat nach Außen seine Würde behaupten.

Seit dem Verfalle der römischen Republik hatten die Sitten und Verfassungen der gebildeten Völker drey wichtige Veranderungen erlitten, welche nothwendig alle zu einem gemeinschaftlichen Sturze vorbereiten mußten. Die National-Religionen hatten ihr Ansehen und ihre Kraft verlohren, und wurden durch eine neue verschlungen; die alten Verfassungen waren entweder abgeschafft oder der Patriotismus in ihnen erloschen, und die Nationalmacht an Truppen überlassen, welche kein Vaterland mehr kannten. Gegen diese drey Ausartungen des Zeitgeistes wollten die klügern Imperatoren dieser Epoche ankämpfen. Sie suchten der alten Religion ihr voriges Ansehen und ihre vorige Würde wieder zu geben, und verfolgten die neuere; sie handhabten die Gesetze des Reichs mit Strenge und durch eigne große Beyspiele; sie führten durch Zucht und Tapferkeit die Legionen zu glanzenden Siegen an. Die Regierungen eines Nerva, Trajanus, der Antonine und des Julianus erscheinen bey allen Geschichtschreibern als groß und herrlich; sie werden sogar als Muster künftiger Regenten angerühmt; und doch konnten sie weder die alten Sitten herstellen, noch das Reich gegen die künftigen Anfalle der Barbaren schützen.

Keiner unter diesen großen Imperatoren zeichnete sich in diesem Bestreben zugleich durch eine größere Schlauheit und Kraft aus, als Julianus. Gebildet durch die Schule der Alten, wußte er dem heydnischen Kultus eine reizende Gestalt, den Gesetzen ein beliebtes Ansehen, und den Legionen eine siegbereitende Kraft zu

geben. Er ſelbſt war von allen das vorgehende Beyſpiel. Als oberſter Pontifex ging er den Opfern der Prieſter, als ſtoiſcher Weltweiſer den Handhabern der Geſetze, und als Imperator den Legionen voran. Das Reich war im Innern durch eine kluge Verwaltung, im Aeußern durch glanzende Siege geſchützt. Allein die Vorſehung hatte den Geiſt der Zeiten geandert. Sie wollte die Welt durch eine neue Religion und neue Völkerſchaften beſſern. Trotz ſeiner Klugheit und Tapferkeit ſiegte das Chriſtenthum über das Heidenthum; deutſche Geſetze verdrangten die römiſchen, und wilde Barbarenhaufen ſchlugen die taktikgeübten Legionen.

In der letzten Schlacht, welche Julian gegen die Perſer lieferte, ſoll er, durch einen Pfeil verwundet, ſein Blut gegen den Himmel geſpritzt und ausgerufen haben: Du haſt geſiegt, Galilaer! ſo nannte er Chriſtum. Wir wollen hier nicht kritiſch unterſuchen, ob dieſes Faktum wahr ſey. Aber mit allem Fuge konnte er ſagen: Du haſt geſiegt, o Geiſt der Zeit! denn ſeine ganze Geſchichte beweiſt, daß, wenn die Vorſehung einmal einen andern Gang der Dinge beſchloſſen habe, auch die klügſten Anſtalten und Regenten nichts mehr dagegen ausrichten können.

Zwölftes Kapitel.

Was heißt das: den Zeitgeist bilden.

Spiritus ubi vult, spirat.

Im Laufe der Geschichte offenbart sich ein besonderer Zeitgeist, welcher nur gewisse Völker und Jahrhunderte modelt, und ein allgemeiner; welcher das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Jener hängt mehr oder weniger mit diesem zusammen, ja er ist vielmehr nur ein Theil, eine Folge desselben, dieser entspringt aus eigner Kraft, und kann nur durch alles durchdringende Revolutionen bewirkt werden. Jener beruht auf einzelnen Veränderungen und Gesetzen; dieser umfaßt Religion, Verfassungen, Wissenschaften, Künste, Sitten und Gebräuche zugleich, bindet alles zu einem lebendigen Ganzen zusammen, und wirkt dadurch im Großen wie im Kleinen, im Oeffentlichen wie im Häuslichen, in den ersten Zeiten, wo er entsteht, wie in den letztern, wo er verschwindet. Von jenem haben wir bey jedem Volke und Jahrhunderte mehrere Beyspiele; von diesem nur zwey in der ganzen Weltgeschichte: Das Erstere beginnt mit der Völkerwanderung, worauf Moses nach dem babyloniſchen Thurmbau deutet; das Letztere mit jener, welche die Barbaren im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt vornahmen. In beyden Fällen wurde das ganze Geschlecht durch einen großen Geist auf Jahrtausende gebildet, und alle Anstalten, Gesetze und Gebräuche einzelner Völker waren nur Folge davon.

Schon mehrere philosophische Geschichtschreiber haben den sinnreichen Einfall gehabt, die großen Bildungsstufen des Menschengeschlechtes mit jenen eines Individuums zu vergleichen. Sie wiesen ihm nämlich, wie einem jeden einzelnen Menschen, ein Kindes-, Jünglings-, Manns- und Greisenalter an. Diese Vergleichung scheint an Richtigkeit zu gewinnen, wenn man die Vor- und Rückschritte der Kultur betrachtet, welche wir in der Geschichte der Menschheit so auffallend bezeichnet finden. So können zum Beispiel in der alten Geschichte die ersten bürgerlichen Bestrebungen der orientalischen Völker das Kindes-, die Heldenzeiten das Jünglings-, die Zeiten des Perikles und der Scipionen das Manns-, und jene der Cäsarn das Greisenalter der alten Welt genannt werden.

Durch den Einfall der Barbaren in das römische Reich stirbt das alte Geschlecht ab, und aus den Wäldern Deutschlands entspringt ein neues, welches, mit frischen Kräften und jugendlichem Blute belebt, den Kreislauf wieder anfangt, den die alte Welt bereits vollendet hatte. Es fragt sich daher: an was für Zeichen erkennet man die Epoche, worin eine allgemeine Veränderung an dem Menschengeschlecht vorgenommen werden soll? und wer bildet den Geist, wodurch sie bewirkt wird?

Wenn man die Geschichte der letztern Jahrhunderte des römischen Reichs liest, so dringt sich einem häufig die Bemerkung auf, daß das Menschengeschlecht in allen den Theilen, worauf seine Bildung beruht, seine Kraft verlohren habe. Die alten Religionen der verschiedenen Völker, welche zuvor Wunder wirkten, waren ohne Geist ein bloßes Theaterspiel eitler Opfer und Zeremonien geworden; die Götter, welche sonst alle Theile der Natur belebt und regiert hatten, wurden dem Aberglauben des

Pöbels oder dem Spotte der Dichter Preis gegeben; die Gesetze und Verfassungen, welche die Freyheitsliebe und den Patriotism belebten, lagen in Trümmern um den Thron eines Tyrannen; die Künste und Wissenschaften waren zur eitlen Nachahmung oder läppischen Spitzfündigkeit herabgesunken; die Völker hatten unter den Eroberungen der Römer ihre Selbstständigkeit und Originalität verlohren, und die Sitten waren das abgeschmackteste Gemisch von weichlicher Wollust und unmenschlicher Grausamkeit geworden, ohne Haltung, ohne Geist, ohne Charakter. Ein solcher Zustand trug alle Zeichen eines veralterten Geschlechts an sich. Wir haben es im vorigen Kapitel gesehen, wie sich große Regenten bemüht hatten, den alten Geist wieder aufzuwecken. Sie unterlagen ihren Bestrebungen. Die Vorsehung wollte eine andere Welt bilden.

Nachdem sie auf eine eben so geheime als wunderbare Art eine neue Religion verkündet hatte, lockte sie aus Gegenden und Wildnissen, welche man zuvor gar nicht kannte, Völker herbey, noch unverdorben in ihren Sitten, kraftig in ihren Gefuhlen und unbändig in ihren Verfassungen. Sie brachten neue Gesetze mit, der Freyheit und dem politischen Leben günstig; sie gründeten neue Staaten, welche sich aneinander reihen konnten, und diese umschlang sie mit dem allgemeinen Bande einer Religion, einer Wissenschaft, einer Kunst, welche in alle Theile des großen Körpers eindringend, jedes Glied mit neuem Geiste, mit neuer Kraft und Thätigkeit belebte. Mag also das Mittelalter öfters als eine barbarische Masse roher Kräfte erscheinen, auf dem Stufengange der Menschenbildung wird es immer ein herrlicher Kampfplatz humaner Uebungen bleiben. Auch die Heldenzeiten der Griechen zeichnen sich durch

mancher'ey Züge von barbariſcher Wildheit aus, und die Klopffechtereyen und Trinkgelage, welche ſo haufig in den Homeriſchen Gedichten vorkommen, ſind gewiß keine Aeußerungen geſitteter Volker; nichts deſtoweniger wurden ſie auch in dem gebildeten Zeitalter des Perikles als die erſten Heldenſpiegel griechiſcher Jugend angeſehen. Die Heldenzeiten der Griechen und die Ritterzeiten in dem Mittelalter, waren die groſſen Schulen des aufblühenden Menſchengeſchlechts, worin ſeine ſchönſten Krafte und Gefühle geübt und gebildet werden ſollten. In beyden Zeiten wurden Familien und Stadte angelegt, Geſetze und Staatsverfaſſungen gegeben, und ein allgemeines ſittlich-politiſches Syſtem gegründet, was auf viele Jahrhunderte hinaus der Menſchheit einen thatigen und eignen Charakter aufdrücken ſollte. Daher hing auch alles vom Kleinſten bis zum Gröſten durch die mannichfaltigſten Gefuhle und Verhaltniſſe zuſammen. Die Burg oder das Stammhaus des einzelnen Helden und Ritters war ein eben ſo merkwürdiger Schauplatz menſchlicher Ereigniſſe, wie der Markt einer Stadt oder der Tempel eines Volks; und der Burger fand in dem Kreiſe ſeiner Familie den namlichen Geiſt, welcher die Verſammlungen ſeiner ganzen Nation belebte. Religion und Staatsverfaſſung, Kunſt und Wiſſenſchaft, Sitten und Gebrauche, machten zuſammen ein groſſes Ganzes aus, was ſeine Einheit und Konſequenz weder im Einzelnen noch im Allgemeinen verlaugnete. Das war Geiſt des Menſchengeſchlechts.

Nach den noch rohen Uebungen der Heldenzeiten erſcheint die Menſchheit in ihrem ſchönſten Lichte. Die Religion, durch die Philoſophie von Aberglauben gereinigt, leitete die gröbern Tugenden der Helden zu einem höheren moraliſchen Zwecke. Die Staaten erhielten

Verfassungen, wodurch die wilde Freyheit durch Gesetze geordnet wurde; die Künste und Wissenschaften klarten den menschlichen Geist auf, und bildeten das Herz; Sitten und Gebräuche nahmen jenen milden Anstrich von Schicklichkeit an, welcher das schönste Ebenmaaß von Kraft und Milde hervorbrachte. Jetzt erst erkannte man die heilsamen Folgen der Uebungen und Kämpfe der Heldenzeiten. Fürchterliche Ungewitter hatten bisher die Luft gereinigt, die faulen Dünste niedergeschlagen; aber nachdem der Sturm vorüber war, erschien die Sonne wieder im neuen herrlichen Glanze.

Dieser große Geist der Zeiten wird nicht durch Menschen, sondern Gott selbst dem Menschengeschlechte angebildet. Die Weltgeschichte kann uns zwar aus allen Jahrhunderten und von allen Völkern große Geister aufweisen, welche, sey es durch Künste und Wissenschaften, oder durch Gesetze und Regierungen, oder durch Krieg und Eroberungen auf ihre Zeit gewirkt haben; aber kaum finden wir einen, welcher, ohne ein Gott oder Gottesgesandter zu seyn, die ganze Menschheit gebildet hätte.

Eine so glänzende Umgestaltung der Dinge wird von der Vorsehung mit oder gegen den Willen der herrschenden Menschen vorgenommen. Kurz zuvor als das Christenthum auf der Erde eingeführt, und die Völkerwanderung hervorgebrochen war, dachten weder die Schulen der Weisen, noch die Imperatoren der Römer an beyde Ereignisse. Jene wollten durch die Lehren der Philosophie die menschliche Vernunft, diese durch Siege und Eroberungen die römischen Gesetze herrschend machen. Aber Beyder Bestrebungen waren eben die Mittel, welche den Fortgang des Christenthums und der Völkerwanderung beförderten. Ohne die Schulen der Philosophen

würde die heydnische Religion noch mächtig ihr Ansehen behauptet haben, und der Aberglaube selbst unter der gebildetern Klasse der Bürger ehrwürdig geblieben seyn, und ohne die Eroberungen der Römer würden die deutschen Völker noch lange in ihren Waldern gehauset haben, oder nur, wie ehemals, durch einzelne Einfalle das römische Reich beunruhiget haben; da aber erstere die heydnische Göttergeschichte zuerst zweifelhaft, dann lächerlich gemacht, und letztere die Scheidemauern, welche das römische Reich von den Barbaren trennten, niedergerissen hatten, halfen sie selbst jene großen Veränderungen herbeyführen, welche sie doch zurück halten wollten.

Wer auf den großen Zeitgeist wirken will, muß auch in und nach demselben wirken. Wir finden dieses auf allen Seiten der Geschichte bestatiget. So haben die alten Gesetzgeber, ein Moses, Lykurg, Solon, Numa und Zoroaster große Dinge hervorgebracht, weil sie den Völkern, welche sie bilden wollten, solche Gesetze gaben, die dem Zeitgeiste entsprachen.

Eben so haben in der neueren Geschichte die Kirchenväter, Karl der Große, Alfred, Theodorich u. s. w., mächtige Systeme und Staaten gegründet, weil sie im Geiste der Zeit bildeten. Dagegen sind die Bestrebungen eines Aratus, Cato, Julianus, in der alten, und eines Karls V., Philipps II. und Ferdinands II. in der neuen Welt ohne Erfolg geblieben, weil sie gegen denselben kampfen wollten.

Aus diesen flüchtigen Bemerkungen über den Zeitgeist wird es deutlich, daß einzelne Menschen zwar große Veränderungen bey ihren Völkern und in ihrer Zeit hervorbringen können, daß aber, wenn die Vorsehung eine gänzliche Umbildung des Menschengeschlechtes beschlossen

habe, ein jeder, wenn er auf seine Zeit wirken will, nothwendig in dem Geist der Vorsehung wirken müsse; denn im entgegengesetzten Falle lauft er Gefahr, seine Bestrebungen fruchtlos, oder gar zu Werkzeugen gegen seine Zwecke zu machen.

Wenn wir diese Bemerkungen auf unser Jahrhundert anwenden wollen, so finden wir in demselben ähnliche Zeichen von Schwäche und Inkonsequenz, wie in den letzern Zeiten des römischen Reichs.

Die Religion hat wenigstens unter der sogenannten gebildetern Klasse der Menschen ihre Kraft verlohren, oder sie wird nur noch im äußern Gottesdienste ausgeübt; die alten Gesetze und Staatsverfassungen sind bereits zertrümmert oder ohne Stützen, und die Sitten drehen sich zwischen einer niedern Gewinnsucht und eitler Verschwendung herum. Von den Kerntugenden des Menschengeschlechtes, der Frommheit, Ehre, Vaterlandsliebe, Treue und Redlichkeit, findet man nur noch erkünstelte Beyspiele auf dem Theater; in der wirklichen Welt werden sie als ein abgetragenes Stück altfränkischer Sitten angesehen.

Daher denn das ewige Schwanken zwischen Alt und Neu, zwischen Erhalten und Niederreißen, im Einzeln wie im Ganzen. Die Gottesverehrung, welche am Morgen das Volk erbauen soll, wird am Abend im Theater lächerlich gemacht; der Republikaner, welcher heute Haß dem Königthum geschworen hat, wird morgen als ein Staatsverbrecher betrachtet, wenn er Freyheit und Gleichheit behauptet; und das Kind, was in der Schule von Tugend und Eingezogenheit schwatzen hört, findet, sobald es in die Welt tritt, die ärgerlichsten Beyspiele von Laster und Liederlichkeit. In den Schriften der Gelehrten und Philosophen, welche den Zeitgeist bilden

ſollen, herrſcht die nämliche Inkonſequenz. Da drehen ſich Jacob Böhms Aberglauben mit Voltar's Unglauben, die alte Geſetzlichkeit des Montesquieu mit der revolutionären Beredſamkeit Mirabeau's, Göthe's ſtrenges Ritterthum mit Wieland's lucianiſchem Spottgeiſte in einem ſo ſeltſamen bunten Gemiſche herum, daß der ungebildete Leſer kaum im Stande iſt, eine beſtimmte Meinung in ſeinem Kopfe, ein eigenes Gefühl in ſeinem Herzen feſtzuhalten. Ein ſolches Zeitalter, was alle Blumenbande der bürgerlichen Geſellſchaft entweder zerriſſen oder durchbrochen hat, bedarf endlich einer eiſernen Kette, wenn es nicht von der Vorſehung beſtimmt iſt, ganzlich auseinander zu fallen.

Dreyzehntes Kapitel.

Warum die Einfälle der Barbaren in das römiſche Reich ſo allgemein und zerſtörend waren?

Materia munificentiae per bella et raptus.
Tacitus.

Schon in früheren Zeiten finden wir in der alten Geſchichte Einfalle barbariſcher Völker in die Provinzen der gebildeteren Volker. So wiſſen wir, daß die Scythen mehrmalen das ſüdlichen Aſien bedroht, die Gallier Rom eingenommen, und die Cimbern und Teutonen die Alpen überſtiegen hätten; ſie wurden aber immer wieder in ihre Wildniſſe zurückgeſchlagen, und auf viele Jahre

hinaus hörte man kaum ihren Namen mehr. Da zu der Zeit die Staaten, welche sie anfielen, nicht so groß und stark, als künftig das römische Reich waren, so sollte man glauben, daß diese Einfalle weit zerstörender hätten seyn müssen, als jene, welche im vierten und fünften Jahrhundert nach Christi Geburt vorgingen, wo das römische Reich fast den ganzen kultivirten Erdkreis umfaßte. Nichts destoweniger ergiebt sich das Gegentheil; denn als Rom seine Gränzen kaum über einige kleine Staaten in Italien erstreckt hatte, schlugen seine Consuln die Gallier zurück; und als er die ganze Welt beherrschte, wurde es ein Raub der nordischen Völker. Die Ursache dieses sonderbaren Ereignisses kann, wie ich schon in einem der vorigen Kapitel sagte, allein in der Größe des römischen Reichs aufgesucht werden.

Nachdem der römische Senat zuerst Italien erobert, dann Karthago und Griechenland zu Grunde gerichtet, und Cäsar endlich auch Gallien besiegt hatte, wurden der Rhein und die Donau die Gränzlinien zwischen der kultivirten und unkultivirten Welt; und die römischen Legionen, bisher an beständige Siege gewöhnt, drangen nun auch über beyde Flüsse, um ihre Adler in den Wäldern Deutschlands aufzustecken. Auf diese Art wurden die barbarischen Völker, welche bisher nur einzelne Streifzüge unternommen hatten, auf allen Seiten angegriffen, und von den Römern selbst zu einem beständigen Kriege gereizt.

So lange dieser Kampf nur noch einzelne Stämme und Gränzbewohner traf, war er den Römern ehender günstig als nachtheilig. Die einzelne Barbarenhaufen, ohne Taktik und Kriegskunst, waren nicht im Stande, den geübtern und von geschickten Feldherren angeführten Legionen zu widerstehen. Als aber einmal der ganze Norden in Gährung gebracht war, und ein Schwarm den

andern drängte, brachen die Barbaren auf allen Seiten die römiſchen Linien durch, und überſchwemmten hinter denſelben die blühenden Provinzen des römiſchen Reichs.

Dieſe Einfalle wurden darum noch gefahrlicher und allgemeiner, weil das römiſche Reich hinter den Gränzen wenig oder gar keine Bedeckung hatte, und die Barbaren in Lander kamen, welche ſie gerne gegen ihre wilde Heimath vertauſchten. Sie fanden in den römiſchen Provinzen ſogleich Ueberfluß an allen jenen Dingen, welche ihre Raubbegierde reizen konnten; und da ſie den Werth anderer Dinge, welche ſonſt der Soldat zu ſchonen pflegt, nicht kannten, ſo zertrümmerten ſie alles, was ſie nach ihren rohen Sitten für überflüſſig hielten. So geſchah es denn, daß weder die Kriegskunſt der Legionen, noch die Pracht und Feſtigkeit der Städte, noch die Schönheit der Garten und Landhäuſer, noch der Geiſt der Künſte und Wiſſenſchaften das Reich von einem gänzlichen Untergange retten konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

et citra speciem aut delectationem.

Tacitus.

Dazu kam noch, daß zur Zeit der Völkerwanderung die Schatze der alten Kultur in eine oder zwey Hauptſtadte zuſammengetragen waren. Schon Polybius giebt in einem ſeiner Fragmente nicht undeutlich zu verſtehen, daß wenn ein ſo betrachtlicher Schatz in einer Hauptſtadt

angehäuft würde, derselbe über kurz oder lang der Gefahr der Zertrümmerung nicht entgehen könnte. Die Römer hatten nämlich schon zu seiner Zeit viele Meisterstücke griechischer Kunst und Wissenschaft nach ihrer Hauptstadt gebracht. Unter der Regierung des August's wurde sie die Vorrathskammer aller Kultur der alten Welt. Was sich durch Genie und Gelehrtheit ausgezeichnet hatte, floß haufenweise in Roms Mauern; die Bader und Pallaste wurden mit den Kunstwerken der größten Meister geschmückt; in den Bibliotheken sammelte man die besten Schriften der Vorwelt, und was man von bereits abgelebten Künstlern und Meistern noch nicht erhalten hatte, verfertigten die lebenden. An Rom war die Bildung der alten Welt gebunden.

Der Kaiser Konstantin versuchte zwar, diesen Zusammenfluß auf einen andern Punkt abzuleiten, indem er Konstantinopel erbaute; allein dadurch wurde der Vorrath der alten Kultur nicht gerettet. Die in das Reich einbrechenden Barbaren durften nur zwey Hauptstadte zerstören, und dahin waren Kunst und Wissenschaft des ganzen Alterthums.

Wenn man über diese Ereignisse ernsthaft nachdenkt, so scheint es im Plane der Vorsehung zu liegen, zu gewissen Zeiten eine allgemeine Zerstörung herbeyzuführen, um dem menschlichen Geiste neue Uebung zu geben. In den letzten Jahrhunderten des römischen Reichs war, bey all der Anhaufung der Kunst- und Gelehrtenwerke das Genie der Menschen so erschlafft, der Geist so kleinlich und nachaffend, und das Gemüth so niedergeschlagen, daß wir selten ein mittelmäßiges, vielweniger vortreffliches Werk daraus aufweisen können: dagegen zeichneten sich diese Zeiten durch Schwärmereyen und Aberwitz in der Philosophie, durch Schmeicheleyen in

der

der Redekunſt und Barbarismen in der Sprache aus. Das Menſchengeſchlecht war entweder gedruckt oder geſattigt. Die ſchönen Werke der Alten mußten zertrümmert werden, damit der menſchliche Geiſt neuen Trieb und Anlaſſe finden möge, deren andere zu ſchaffen.

Funfzehntes Kapitel.

Warum die deutſchen Völker ihre Verfaſſung auf Grund und Boden anlegten?

Quicunque liber quatuor mansos de proprietate habere videtur, in hostem veniat.

Capit. an. 807.

Es iſt ſonderbar, daß die Deutſchen, welche uns Cäſar und Tacitus als herumſchweifende Horden ſchilderten, nach der Hand, als ſie Staaten errichteten, deren Verfaſſungen auf einen feſten Grund und Boden anlegten. Aber eben darum muß man ihren richtigen Verſtand bewundern. So lange ſie nämlich kein anderes als bewegliches Eigenthum hatten, waren die Waffen, womit ſie es vertheidigten, eine hinlängliche Bürgſchaft ihrer Rechte und der bürgerlichen Ehre; als ſie aber die eroberten Länder unter ſich vertheilten, mußte ein dauernderer Grund ihrer Verfaſſung aufgeſtellt werden. Wir finden, daß ſie bey der Beſitznahme der Länder zweyerley Arten von Gütern angenommen haben, nämlich Looßgüter (allodia), welche ſie unter ſich verlooßten, und Fehdegüter (feuda), welche dem Staate (Fiscus) geherten, und den tapferſten Kriegern unter der Lehenspflicht zuerſt

eine Zeitlang, dann auf immer ertheilt wurden. Die ersteren beurkundeten dem Besitzer alle bürgerlichen Rechte und Pflichten, die letztern verpflichteten den Lehenmann zu einer vorzüglichen Treue gegen den Fürsten und Staat. Auf beyderley Arten von Gütern war die ganze Verfassung gegründet.

Ein jeder, welcher einige Hufen Landes als freyer Bürger besaß, war Genosse einer Hundrete oder eines Gaues. Diesem zufolge durfte er sowohl auf den Gau- als Nationalversammlungen erscheinen, und seine Stimme bey Gesetzgebung und Wahl ertheilen. Er konnte nur nach seinen Gesetzen und von ihm gewählten Richtern gerichtet werden. Dafür mußte er aber auch zum Heerbanne ziehen, und wenn Landwehre vorhanden war, das Vaterland vertheidigen.

Der Lehenmann hatte als Allodialgutsbesitzer die nämlichen Rechte und Pflichten; da er aber nebst seinem Allodialgut noch vom Staate ein Lehengut erhalten hatte, so mußte er dem Fürsten und Oberlehenherrn nicht allein zur Landwehre, sondern auch zur Fehde gewärtig seyn. Das heißt: er war stehender Soldat geworden. Man könnte also sagen, die Allodialgutsbesitzer waren die Nationalgarden, und die Lehenleute die Linientruppen der deutschen Verfassungen.

Dieser auf dem Landeigenthum beruhende Grund des Bürgerrechts war auch in höherem Verhältnisse zum Staate der Grund des gemeinen oder politischen Rechts. Die in einem gewissen, durch natürliche Marken und Granzen bestimmten Distrikte liegenden Freyhöfe oder Freygüter machten zusammen eine Hundrete, oder weiter hinauf einen Gau aus, welcher für sich als ein kleiner Staat bestund. Die Vorsteher oder Stellvertreter dieser kleinen Gemeinde verhielten sich zu dem Reiche, wie

die freyen Gutsbesitzer zu dem Gaue. Sie übten in dessen Namen die Rechte der Gesetzgebung und Regierung aus, und führten den dienstpflichtigen Haufen zum Heerbanne.

Vor der Besitznahme der Länder waren die Tapfersten und Weisesten auch die Edlen, aus welchen man Fürsten, Richter und Priester wahlte; jetzt wurde aber der Adel an den Boden gebunden, so daß der Edlere und Vornehmere auch ein grösseres Stück Allodial- oder Lehengut erhielt, und die Kirchen mit beyden beschenkt wurden. Auf diese Weise war die ganze Staatsgewalt und Verfassung auf den Boden gegründet, und wer kein Landgut besaß, wurde nicht als Aktivbürger angesehen. Die Deutschen wollten nämlich ihre Staatsverfassung nicht der Willkühr und dem Wechsel des beweglichen Reichthums überlassen, und glaubten, daß keine Klasse von Bürgern fester auf ihre Rechte und Gesetze halten würde, als die, welche mit Grund und Boden im Staate seßhaft wären.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Majoraten und Fideikommissen.

Heredes successoresque sui cuique liberi et nullum testamentum. Tacitus.

Die Vortheile, welche mit dem Besitze eines Landguts verbunden waren, brachten auch bald die Majorate und Fideikommisse in Aufnahme. Es liegt nämlich in der menschlichen Natur, daß, wo keine Gesetze und Hinder-

niſſe vorhanden ſind, ein jeder Hausvater vorzüglich für ſeine Familie ſorgt, und die Güter und Vortheile, welche er ſich erworben hat, auch auf ſeine Kinder und Erben zu bringen ſucht. Dieſem Hange des Menſchen müſſen wir es zuſchreiben, daß die Majorate und Fideikommiſſe ſobald unter den deutſchen Völkern geſetzlich wurden.

Bey der Gründung der deutſchen Staaten hatte der freye Bürger kein anderes diſponibles Eigenthum, als ſeine Allodialgüter. Die Lehengüter und Ehrenſtellen, ja ſelbſt der Adel, waren nur auf gewiſſe Zeiten und Perſonen ertheilt; und Kindern blieb kein anderes Erbe als die Allodialgüter ihrer Väter. Indeſſen hatten die Ehrenſtellen, ſo einer bekleidete, und die Lehen, ſo er erhielt, dem Beſitzer einen ſo wichtigen Einfluß auf die Gunſt des Fürſten und der Nation verſchafft, daß er noch bey Lebzeiten dieſe Vortheile auch auf ſeine Kinder bringen konnte. Daraus entſtand die Gewohnheit, gewiſſe Familien vorzüglich zu begünſtigen, und wir finden in der Sammlung des Markulfs ſchon die Formeln, nach welchen Väter ſowohl Lehen als Aemter auf ihre Familien gebracht haben.

Der Mißbrauch dieſer Gewohnheit, welcher bald geſetzlich wurde, hatte eben ſo große Nachtheile für den Staat als Vortheile für die begünſtigten Familien. Dadurch häufte ſich aller Reichthum und Gewalt nur in einzelnen Häuſern an, und der größere Theil der Nation wurde bald von allen bürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen. Wir werden in der Zukunft eine ſchicklichere Gelegenheit haben, über das Lehenſyſtem zu reden; hier wollen wir nur einige Bemerkungen über die Wirkungen der Majorate machen.

Schon bey den alten Völkern waren die beſten Republiken auf eine gewiſſe Vertheilung des Grundeigenthums

angelegt. So wissen wir, daß Moses, Lykurgus, Solon, Numa und andere große Gesetzgeber entweder eine gleiche Vertheilung der Grundstücke unter ihren Bürgern eingeführt, oder bey der Abtheilung der Zünfte und Klassen den Besitz eines betrachtlichen Grundstückes als die Basis der bürgerlichen Rechte und Vorzüge angesehen haben. Nach den Mosaischen Gesetzen war die Anhäufung mehrerer Güter in einer Familie durch Heyrathen verboten, und das Jubeljahr hauptsächlich darum angesetzt, um die nach einer gewissen Zeit verlohrne Gleichheit wieder herzustellen. In Sparta war der Boden in gleichen Portionen unter die Bürger vertheilt, und allem Mißbrauch des Reichthums durch die öffentlichen Mahlzeiten zuvorgekommen. In Athen und Rom mußten die erstern Klassen und Zünfte, worin die Bürger eingetheilt waren, eine gewisse Summe jährlicher Einkünfte aus liegenden Gütern haben; ja selbst in Karthago, wo doch der bewegliche Reichthum, des Handels wegen, der herrschende war, ist bey den Magistraturen auf ein gewisses Vermögen Rücksicht genommen worden. So lange diese Gleichheit der Güter unter den Bürgern erhalten wurde, nahm der größere Theil derselben sich mit Eifer der Verfassung und Gesetze an, und die Unabhängigkeit des Ganzen wurde im Innern gegen die Anmaßungen der Tyrannen, nach Außen gegen die Anfälle der Feinde geschützt. Der Bürger, welcher ein festbestimmtes Stück Boden besaß, sah einen jeden Eingriff in die Verfassung oder das Gebiet des Staats als eine Verletzung seiner eignen Rechte und seines eignen Eigenthums an, und widersetzte sich demselben mit Kraft und Waffen. Wir sehen daher in der römischen Geschichte die tribus rustici als die rüstigsten Vertheidiger der Verfassung und des Staates, und in allen andern

Republiken des Alterthums, welche eine ähnliche Verfassung hatten, waren die großen Gutsbeſitzer jederzeit die erſten Stützen der Geſetze im Frieden, und die tapferſten Streiter im Kriege.

Dieſe Wirkungen des Ländereigenthums mußten in den deutſchen Verfaſſungen noch auffallender werden, weil durch die Einführung des Majorats die Familiengüter um ſo feſter, und die Vortheile, welche damit verbunden waren, um ſo größer waren. Um dieſes deutlicher vor Augen zu legen, wollen wir zum Beyſpiel zwey Bürger in einem Staate annehmen, wovon ein jeder ſich einen gleichen Reichthum von einer Million Gulden im Werthe erworben hätte. Der eine davon legte ſein Vermögen in Grundſtücken an, und führte in ſeiner Familie das Majorat oder Fideikommiß ein; der andere aber ließe ſeine Reichthümer in Geld und beweglichen Dingen beſtehen, und ſeine Kinder oder Enkel in gleiche Theile erben. Aus dieſer Verſchiedenheit ergiebt ſich, daß des erſtern Familie oder Nachkommenſchaft auch noch in der zwanzigſten Generation reich und wohlhabend ſeyn müſſe, da im Gegentheil jene des andern ſchon in der dritten oder vierten arm und elend werden könne; denn wenn auch des Erſtern Familie noch ſo zahlreich, und ſeine Nachkommen noch ſo verſchwenderiſch würden, ſo bliebe für ſie immer noch das feſte dauernde Fideikommiß von einer Million in Grundſtücken, und die künftigen Majoraterben könnten durch Sparſamkeit in kurzer Zeit wieder die Schulden tilgen, welche ihre Vorfahren kontrahirt hätten. Dagegen würde das Vermögen des Letztern auch bey der beſten Haushaltung ſeiner Erben leicht in ſo viele Theile zerſplittert werden, daß am Ende für jeden einzelnen derſelben wenig übrig bliebe. Wenn nun auch bey der erſtern Einrichtung der Erſtgebohrne

immer gröſsere Vortheile erhält, als ſeine Geſchwiſter, ſo bleibt dieſen durch die Appanage doch ein ſicherer Unterhalt, der ſie gegen allen Mangel ſchützt. Wir finden daher, daſs die Glieder der adelichen und anderen Familien, wo Majorat und Fideikommiſs eingeführt iſt, auch noch bey groſsen Schulden und erlittenem Schaden ein nicht unbeträchtliches Auskommen hatten.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Adel.

Insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentibus assignant.

Tacitus.

In allen Staaten gab es gewiſse ausgezeichnete Familien, welche, ſey es durch ein vorzügliches Alter, oder bekleidete Ehrenſtellen, oder gröſsere Reichthümer ſich gewiſſe Vorzüge erworben haben. Man nannte ſie bey den Alten Archonten, Patricier, Väter; bey den Neuern Adeliche, Ritter, Freyherren. In den alten Republiken war ihr Einfluſs weniger bedeutend, weil ſie mit den gemeinen Bürgern, in Einer Stadt wohnend, unter gleichen Geſetzen lebten. Auch in den neuern Reichsſtadten ſchmiegten ſie ſich aus ähnlichen Gründen an die Gemeinde mehr oder weniger an. Nur die Landedelleute machten in ihren feſten Burgen einen eignen privilegirten Stand aus.

In dem mittleren Zeitalter war dieſe Klaſſe von Menſchen eine wahre Peſt der Staaten. Sie unter-

drückten das gemeine Volk, hemmten die guten Gesetze der Könige und Fürsten, plünderten auf den Flüssen und Landstraßen, und störten alle innerliche Ruhe durch Fehden und das Faustrecht. Als sich ihnen aber nach der Hand die Geistlichkeit durch die Gewalt der Meynungen, und das Volk durch Fleiß und Meng tgegengestellt hatte, kehrten sie zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück, und wurden eine eben so standhafte Stütze der Gesetze und öffentlichen Sicherheit, als sie zuvor Feinde davon waren. Sie stellten sich nämlich als Mittelstand zwischen die Gewaltthätigkeiten der Fürsten und den Empörungsgeist des Volks, und hielten unter beyden das Gleichgewicht.

Durch die französische Revolution ist der Geburtsadel in vielen Staaten Europens abgeschafft worden, und der Geldadel schien eine Zeitlang an seine Stelle getreten zu seyn. Jetzt will man durch gewisse Ehreninstitute den Verdienstadel emporheben. Ob daraus nicht ein neuer Geburtsadel entspringen werde, muß die Zukunft lehren.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Heerbanne und der Fehde.

Principes pro victoria pugnant; Comites pro Principe.
Tacitus.

Wenn man des Tacitus Büchelchen über die Sitten der Deutschen achtsam durchliest, so findet man darin schon zweyerley Arten von Kriegsverfassung. Im sechsten und siebenten Kapitel heißt es: „Im Ganzen genommen,

halten ſie mehr auf das Fußvolk, als die Reiterey. Ihre Treffen ſind ſo gemiſcht, daß die leichten Fußgänger, welche ſie, aus den Jünglingen gewahlt, vor die Schlachtordnung ſtellen, deſto bequemer mit den Reitern fechten können. Auch iſt deren Zahl beſtimmt. Aus jedem Gaue werden hundert gewahlt, und dieſe nennt man auch zu Hauſe die Hunderten, ſo, daß, was urſprünglich nur die Zahl ausdrucken ſollte, nun auch ein Ehrennamen geworden iſt. Ihre Schlachtordnung iſt aus Keilen zuſammengeſetzt; was aber am meiſten ihre Tapferkeit erhebt, iſt, daß ſie nicht nach Zufall und willkührlicher Vereinigung ihre Rotten und Keile bilden, ſondern nach Familien und Verwandtſchaften."

„Die Könige werden aus den Edlen, die Herzoge aus den Tapfern gewählt; aber die Könige haben keine unumſchränkte Gewalt, und die Herzoge gebieten mehr durch Beyſpiele als Machtſprüche. Wenn ſie eifrig, wenn ſie gewartig, wenn ſie im Treffen immer voraus ſind, folgt man ihnen mit Bewunderung. Uebrigens iſt es ihnen nicht erlaubt, einen Heermann auszuſchelten, oder zu ſchlagen, oder in Stock zu legen. Dies thun nur die Prieſter, und zwar nicht auf des Herzogs Befehl, ſondern gleichſam auf Gottes Eingebung, welchen ſie im Kriege gegenwartig glauben. Daher tragen ſie auch heilige Bilder und Fahnlein vor ihrem Treffen her."

Eine ganz andere Kriegsordnung findet man in dem dreyzehnten und vierzehnten Kapitel. Da heißt es: „Unter den Gefolgen giebt es ſchon eine Art von Rangordnung, welche nach der Willkühr desjenigen, welchem man folgt, beſtimmt wird. Daher herrſcht hier ein groſſer Eifer unter den Gefahrten, welche die Erſten bey den Fürſten ſeyen, und unter den Fürſten, welcher die meiſten und tapferſten Gefährten habe. Es iſt ihr Stolz,

ihre Kraft, beſtändig von einem Haufen ausgeſuchter Jünglinge umgeben zu ſeyn. Sie ſind im Frieden des Fürſten Hofſtaat; im Kriege ſeine Leibwache."

„Kömmt es zum Treffen, ſo iſt es Schande dem Fürſten, von ſeinen Gefahrten an Tapferkeit übertroffen zu werden, Schande den Gefährten, ihrem Fürſten nicht an Muth zu gleichen. Der aber wird immer für einen ſchlechten Menſchen gehalten, welcher ſeinen Fürſten in der Schlacht verlaßt. Ihn zu vertheidigen, ihn zu beſchützen, ſeine eigenen Heldenthaten ihm zuzuſchreiben, iſt die heiligſte Pflicht eines Gefahrten. Die Fürſten fechten des Siegs, die Gefahrten des Fürſten wegen. Wenn der Staat, worin ſie gebohren ſind, durch langen Frieden erſchlafft iſt, thun ſich mehrere Jünglinge zuſammen, und ziehen zu ſolchen Völkern aus, welche in einem Krieg verwickelt ſind: denn Ruhe behagt dieſen Leuten nicht; ſie gefallen ſich nur in Gefahren, und die Gefolge werden nur durch Fehde und Krieg im Gange erhalten. Da fordern ſie von der Freygebigkeit ihres Fürſten ein Streitroß und das Schlachtſchwert; da muß der Fürſt große Gaſtmähler und Schmauße zur Löhnung geben. Der Stoff der Lohngeſchenke wird durch Fehde und Beute herbeygeſchafft. Die Erde zu pflügen, oder die langſamen Geſchenke des Jahres abzuwarten, wird bey ihnen nicht ſo geachtet, als die Feinde anzugehen, und Ehrenwunden zu verdienen. Ja es wird ſogar für Feigheit und Trägheit gehalten, das im Schweiße ſeines Angeſichtes zu erwerben, was man mit Blut erringen kann."

In dieſer doppelten Schilderung erblickt man ſchon offenbar den Unterſchied zwiſchen Landwehr und Fehde, zwiſchen Heerbann und Lehenweſen. Wenn nämlich Landwehre nothwendig wurde, zogen die

Gauen Keil- und Rottenweiſe gegen die Feinde aus. Das Treffen bildete ſich nicht nach Willkühr des Fürſten, ſondern nach Verwandt- und Nachbarſchaft. Wenn aber eine Fehde unternommen werden ſollte, ordnete der Fürſt Stellung und Grade nach ſeinem Wohlgefallen. Des Heermannes Pflicht iſt, das Vaterland zu vertheidigen; des Lehenmannes und Gefahrten, den Fürſten zu ſchützen. Der Heermann ſtreitet für Weib und Kinder, der Lehenmann für den Fürſten. Vor dem Heerbanne wehet die Gottes- und Landesfahne, vor dem Gefolge das Panier eines Fürſten. Der Heermann dient als Bürger, der Lehenmann als Lohnſoldat.

Schon aus dieſer verſchiedenen Anlage kann man ſehen, daß der Heerbann die Stütze gemeiner Freyheit, das Lehen oder Gefolg aber die der Unterdrückung war; und daß ſolange erſterer noch in Uebung gehalten wurde, letzteres ſich der Staatsgewalt nicht bemeiſtern konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Warum unter den Deutſchen die Geiſtlichkeit bald ſo mächtig wurde.

Ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus nisi soli episcopi regnant. Carl Martel.

Unter allen Völkern haben die Prieſter großen Einfluß in Staatsſachen gehabt, ja bey vielen waren ſie ſogar die Regenten und Geſetzgeber zugleich; allein ſie hatten auch dieſe Völker gebildet, und ihre Staaten gegründet.

Bey den Deutſchen waren auch die Prieſter zugleich die Geſetzgeber des Volks, aber nur jene, welche dem heydniſchen Gottesdienſte ſich gewidmet hatten; die chriſtlichen Prieſter mußten ſich erſt ihre Gewalt erwerben.

Schon Voltare hat es bemerkt, daß bey Vermiſchung zweyer Nationen immer die aufgeklartere und gebildetere in ſittlicher Hinſicht die Oberhand erhalten würde, wenn ſie auch in Waffen die beſiegte ware. Dieſe Bemerkung findet man vorzüglich in der deutſchen Geſchichte beſtatigt. Obwohl die nordiſchen Völker die Romer beſiegt und die römiſchen Provinzen unter ſich vertheilt hatten, ſo nahmen ſie doch bald die Religion und Kultur ihrer Unterthanen an. Die Geiſtlichen und Biſchöfe waren größtentheils gebildete Leute, ſie hatten nebſt der Liebenswürdigkeit ihrer Religion noch die Vortheile der Kultur auf ihrer Seite. Die deutſchen Völker kannten weder Künſte noch Wiſſenſchaften, ja kaum die erſten Verſuche im Ackerbau. Die Geiſtlichen wurden bald ihre Lehrer, ihre Meiſter, ihre Muſter. So wuchs alſo ſchon ihre Macht durch Religion und die Wiſſenſchaften. Selbe wurde noch größer durch die Erwerbung von Gütern und Reichthümern.

Als die deutſchen Eroberer Beſitz von den Ländern nahmen, hatte derſelbe nur in ſo weit Werth für ſie, als er ihren alten Bedürfniſſen und Beſchäftigungen, der Jagd und die Viehzucht, diente. Dadurch blieben lange noch ganze Strecken Landes ungebaut und gleichſam ohne Werth. Die Geiſtlichen ließen ſich ſelbe ſchenken, und bauten ſie an. In kurzer Zeit ſahe man auf dieſe Weiſe ein Drittheil der Nationalgüter in ihren Händen, und dieſer Drittheil mit Früchten aller Art beſetzt.

Der Reichthum, welcher ſchon durch dieſen erſten Erwerb, der Geiſtlichkeit zufloß, wurde durch Ankauf

vermehrt. Da, beſonders die Klöſter, nicht alle ihre jährigen Produkte verzehren konnten, häuften ſich zu der Zeit bey ihnen die Kapitalien mehr, als bey jedem andern Stande. Sie konnten damit ſich neue Güter erkaufen, und ſelbe, weil ſie von ihren vorigen Beſitzern nicht hinlänglich bearbeitet und benutzt waren, auf die Hälfte im Ertrage erhöhen. So wuchs die Macht und der Reichthum ſchon unter den erſten fränkiſchen Königen auf eine ſolche Höhe, daß Karl Martel öffentlich ſagte: Siehe unſer Schatz iſt arm geblieben, unſre Reichthümer ſind auf die Kirchen übergegangen. Niemand, als die Geiſtlichen allein, regieren den Staat; unſer Anſehen, unſre Würde iſt zu Grunde gerichtet, und allein auf die Biſchöfe der Städte übertragen worden?

Zwanzigſtes Kapitel.

Wie Kronen erhalten und verlohren werden.

Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumunt.
Tacitus.

Wir finden in der Geſchichte ordentliche und außerordentliche Beyſpiele, wie Fürſten zu ihren Kronen kommen. Die erſteren gründen ſich auf die einmal eingeführte Konſtitution eines Staates, und gehen entweder durch Wahl, wie im ehemaligen deutſchen Reiche und in Polen, oder durch Erbfolge, wie in den meiſten Reichen Europens vor; die letztern aber können nur durch eine Revolution, oder ſonſt außerordentliche Umſtände, herbeygeführt werden. Da wir von der erſten

Art täglich die Beispiele sehen, und sie auch in allen Reichsgesetzen umständlich angegeben ist, wollen wir nur von der letztern reden.

In dem noch rohen und bloß kriegerischen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, wo jeder Staat auf beständige Anfalle fremder Horden gefaßt seyn muß, geschieht das, wie der scharfsinnige Polybius bemerkt, unter den Menschen, was wir bey andern Thieren bemerken, wenn sie sich vereinigen; denn es ist in der Natur gegründet, daß die Thiere einerley Art sich zusammen thun. Derjenige, welcher entweder an Leibesstärke, oder Gegenwart des Geistes, oder Tapferkeit die andern übertrifft, erhalt nothwendig die Regierung und fürstliche Gewalt. Da wir dies bey andern Thieren, welche nicht durch angenommene Meynungen, sondern einen natürlichen Instinkt getrieben werden, bemerken; so müssen wir mit Gewißheit glauben, daß eine solche Einrichtung ein Werk der Natur sey. Denn auch unter den Thieren finden wir, daß die stärksten, wie z. B. die Stiere, die Eber, die Truthanen und dergleichen, eine Art von fürstlicher Gewalt ausüben. Es ist darum glaublich, daß es auch anfänglich so unter den Menschen üblich war, indem sie nach der allgemeinen Gewohnheit der Thiere sich zusammenthun, und dem Tapfersten und Stärksten folgen. Daher sagt auch Tacitus von den Deutschen: Ihre Könige nehmen sie aus den Edlen, ihre Herzoge aus den Tapfersten.

Solange diese ersten Könige oder Fürsten ihre Gewalt durch Sorgfalt für das Volk beliebt; und durch Tapferkeit geachtet zu machen wissen, unterwirft sich dasselbe ihnen gern und willig, und sie können die Krone nicht nur Zeitlebens für sich behaupten, sondern auch, wenn sie klug sind, auf ihre Nachkommen bringen; denn ihr

Andenken erbt ſich auch auf ihre Kinder fort, und man glaubt, daß ſo tapfere und vortreffliche Vater auch ihre Tugenden auf ihre Söhne fortpflanzen müßten. Indeſſen geſchieht bey dieſen öfters gerade das Gegentheil. Da ſie ohne Mühe und Anſtrengung ſogleich alle die Vortheile der Krone ererben, ſo erſchlappt in ihnen die väterliche Tugend und Sorgfalt; ſie überlaſſen ſich ihren Lüſten und der Schmeicheley, vernachläßigen das Volk und die Staatsgeſchäfte, und übergeben zuletzt das Heft der Regierung einem verſchmitzten Höflinge oder Miniſter, welcher in ihrem Namen den Staat verwaltet, und ſie bey dem Volke verhaßt macht.

Dieſe üble Staatsverwaltung kann in einem Reiche, wo einmal die erbliche Thronfolge geſetzlich eingeführt iſt, die übeln Folgen nicht haben, wie in ſolchen Staaten, wo die Ertheilung der Krone noch größtentheils von dem Volke abhängt; denn in den konſtituirten Erbreichen iſt das Vorurtheil für die einmal herrſchende Familie ſchon ſo heilig und ehrwürdig geworden, daß ohne den äußerſten Druck oder eine außerordentliche Revolution eine Verſtoßung nicht ſo leicht zu befürchten iſt: indeſſen giebt uns ſowohl die alte als neueſte Geſchichte Beyſpiele, wie auch ſelbſt bey ſolchen Verfaſſungen die regierenden Familien um ihre Kronen kommen, und klügere Männer ſich auf ihre Throne ſchwingen können. Eins der auffallendſten finden wir gleich in der erſten Epoche der deutſchen Geſchichte.

Bey der großen Völkerwanderung und Staatengründung im fünften Jahrhundert, glänzte Klodwig aus dem Stamme der Merovinger als einer der tapferſten und klügſten Könige der Deutſchen, und als Stifter des fränkiſchen Reichs. Er hatte die Römer in Gallien, die Allemannen in Deutſchland beſiegt; die Nation

ehrte ihn als einen Regenten, die Soldaten folgten ihm als ihrem Fürsten, und was sich seiner Gewalt, sey es unter den Großen oder seiner Familie, entgegensetzen wollte, wußte er entweder durch Klugheit zum Schweigen zu bringen, oder durch das Schwert zu vertilgen. So hinterließ er die Krone seinen Söhnen.

Das Volk ehrte und liebte sein Geschlecht, und über ein Jahrhundert hat es dessen Herrschaft anerkannt. Die Merovinger erbten aber nicht die Tugenden und Tapferkeit ihrer Stammherren. Einige davon waren einfaltige Frömmler, welche sich von den Geistlichen leiten ließen, andere wurden von ihren Weibern regiert; und wenn zuweilen einer unter ihnen seiner fürstlichen Gewalt Kraft geben wollte, geschahe es mehr durch List und Grausamkeit, als Klugheit und Muth. Dadurch verfiel ihre Achtung bey den Soldaten, die Liebe bey der Nation, und die Ehrfurcht bey den Großen. Sie fühlten sich endlich selbst zu schwach, um den Zepter zu führen, und überließen die Staatsverwaltung den Majorn-Domus, welche zu gleicher Zeit an der Spitze der Staats- und Kriegsgeschäfte stunden.

Dieses war wohl der gefährlichste Schritt, welchen sie thun konnten, denn wenn auch zuvor schon ihr fürstliches Ansehen gesunken war, so stund doch Keiner unter den Großen des Reichs an ihrer Seite, welcher die verlohrne Gunst des Volkes an sich ziehen konnte. Jetzt aber vergaß man über den Tugenden der Majorn-Domus das Andenken des Merowingischen Stammes; und diese wußten auch mit so vieler Klugheit das Volk zu gewinnen, daß endlich unter ihm der Wunsch rege wurde, eine veraltete Dynastie enthront, und einen Fürsten an seiner Spitze zu sehen, welcher würdig ware, eine tapfere Nation anzuführen. So wurde unter der Majorschaft

Karl Martels der Grund zur Verſtoßung der Merovinger gelegt, und ſelbe unter jener ſeines Sohns ausgeführt.

In der Stimmung, worin damals die Franken gegen die regierende Familie waren, mußte Pipin der Kleine hauptſachlich auf zwey Dinge Rückſicht nehmen, wodurch er die Krone erlangen konnte, nämlich auf die Liebe der Soldaten und die Sanktion der Prieſter. Beydes zu erhalten, fand er die ſchönſte Gelegenheit. Erſtere wünſchten den Krieg, welcher ihre einzige Beſchäftigung war, und Pipin führte ſie von Sieg zu Sieg. Letztere, und vorzüglich die Päbſte, waren durch die Longobarden in Italien gedrangt. Er verſprach ihnen Schutz und Rettung. Nach ſolchen Vorbereitungen war es ihm ein leichtes, einen ſchwachen, verachteten Prinzen vom Thron zu ſtoßen, und ſich deſſen Krone aufs Haupt ſetzen zu laſſen. Die Soldaten gaben dieſer Handlung ihren Beyfall, der Pabſt ſeinen Segen. So werden und fallen Könige.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Reich Karls des Großen.

In nomine Patris et Filii et spiritus sancti, Carolus serenissimus Augustus, a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator, romanum gubernans imperium, qui et misericordia Dei rex Francorum et Longobardorum.

Obwohl Karl der Große durch ſeine Siege den größten Theil von Europa ſich unterwürfig gemacht hatte, ſo blieb er doch immer noch den alten germaniſchen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Grundsatzen getreu. Er wollte nicht unumschränkt herrschen; sondern sein Reich auf Freyheit und Ordnung grunden. Es war in Gauen oder Grafschaften, in Herzogthumer oder Furstenthümer, und in Staaten oder Königreiche abgetheilt. Erstere stunden unter den Herzogthümern, diese unter den Königreichen, und diese endlich unter einem gemeinschaftlichen Kaiserthume. Jedes dieser Gauen, Herzogthumer und Königreiche hatte seine eigne Verwaltung, seine eigne Repräsentation, seine eignen Beamten, seine eigne Gesetzgebung; nur waren sie alle in hochster letzter Instanz dem occidentalischen Kaiser unterworfen. Karl der Große sahe die ganze Christenheit als eine große Republik an, zusammengesetzt aus manchen Völkern und Reichen, aber vereint durch eine Religion, eine Kultur und ein Oberhaupt. In geistlichen Dingen ließ er dem Pabste die erste Wurde, er aber wollte es in weltlichen seyn.

Ich finde in dieser Anlage so viel Weisheit und Klugheit, daß sie ewiges Muster einer großen Foderation oder eines Kaiserreiches seyn wird. Auch scheint in unsern Tagen der Kaiser Napoleon dieses Muster vor Augen zu haben.

An dem Reiche Karls des Großen sieht man, zu welcher Höhe ein seltener Geist eine Nation zu erheben weiß. Damal galten in Europa deutsche Gesetze, Sitten, Manieren, Sprache, und sogar Wissenschaften. Napoleon hat in unsern Tagen ein ähnliches Beyspiel gegeben. Jetzt herrschen französische Gesetze, Sitten, Manieren, Sprache und Wissenschaften.

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Daß der Regierungswechſel von einem großen zu einem ſchwachen Fürſten meiſtens dem Staate gefährlich wird.

Wenn ein großer Regent ſeinem Nachfolger auch ſeinen Geiſt hinterlaſſen könnte, ſo wäre wohl die monarchiſche Verfaſſung die beſte unter allen: da aber auf einen ſtarken Fürſten meiſtens ein ſchwacher folgt, ſo bringt dieſer Regierungswechſel öfters große Nachtheile hervor; je größer der Monarch war, welcher regiert hat, deſto gefährlicher wird die Regierung ſeines Nachfolgers, wenn ſie nicht mit der nämlichen Kraft erſcheint. Dieſes kann man nicht deutlicher ſehen, als bey der Regierung Ludwigs des Frommen. Dieſer Furſt hatte alle Eigenſchaften eines guten Hausvaters, aber ſelten die eines guten Furſten. Nachdem Karl der Große dem Reiche eine Stärke und einen Glanz gegeben hatte, wovon man in der Geſchichte der Deutſchen kein ähnliches Beyſpiel findet, folgte ihm Ludwig. Der Vater wußte die Feinde des Staats von Außen durch ſeine Siege, und von Innen durch die Größe ſeines Geiſtes im Zaume zu halten. Er ſtellte der Gewalt des Adels jene der Geiſtlichkeit entgegen; und indem er das Reich durch weiſe Geſetze ſicherte, klärte er das Volk durch Unterricht und Wiſſenſchaften auf. Der Sohn machte alle Springfedern, welche der Vater in die Regierungsmaſchine gelegt hatte, erſchlaffen. Im Aeußeren ſuchte er die Feinde des Reichs durch Geſchenke zu beſänftigen, anſtatt ſie mit Waffen zurückzutreiben. Im Innern wollte er durch Schmeicheleyen jede Partey gewinnen, und machte ſie alle zu

seinen Feinden. Seine Gesetze waren ohne Kraft oder widersprachen sich selbst; und indem er das Reich wie seine Familie regieren wollte, brachte er beyde in Unordnung. Die Großen maßten sich aller Gewalt im Staate an, seine Söhne ergriffen gegen ihn die Waffen. Er wurde seiner Würde beraubt, mußte in einem Bußkleide die Fehler seiner Regierung bereuen, und starb endlich, von seinen Kindern noch einmal verfolgt, als ein unglücklicher Vater und Fürst.

Die Regierung eines jeden großen Monarchen trägt den Geist des Außerordentlichen an sich. Dieser spricht sich in allen seinen öffentlichen Handlungen aus. Er demüthigt seine Nachbarn, reizt die Nachahmung der Großen, flößt dem Volke Ehrfurcht ein, und bringt in alles Ordnung und Leben. Der Mangel dieser großen Vortheile, welche er dem Staate verschafft, wird um so mehr gefühlt, wenn auf ihn ein schwacher Prinz folgt.

Die äußeren Feinde, welche bisher gedemüthigt waren, brechen mit neuer Rache hervor, die Großen dulden keinen Fürsten über sich, welchen sie nicht würdig halten zu regieren; das Volk verliert die Ehrfurcht und den Gehorsam, welchen ihm die vorige Regierung eingeflößt hatte, und das Ganze sinkt um so mehr in Schwäche zurück, als es zuvor angespannt war. Wenn mehrere Regenten von gleich unbedeutendem Charakter auf einander folgen, bleibt der Staat wenigstens in seinem gewöhnlichen Gange, und so bringt oft die Gewohnheit das Gute hervor, woran es der Regierung gebricht. Wenn aber auf einen großen Regenten ein schwacher folgt, so entsteht gerade das Gegentheil, indem der Staat bisher in einer außerordentlichen Spannung gehalten wurde, welche, wenn sie nachläßt, gar leicht die größte Verwirrung hervorbringen kann; denn eine jede Schnellkraft

wirkt Zerſtörung in einer Maſchine, wenn ihr dasjenige abnehmt, was dem Ganzen Ordnung und Gegenwirkung giebt.

Dreyundzwanzigſtes Kapitel.

Daß, wenn ein Fürſt jedem gefallen will, er am Ende allen mißfallen müſſe.

Utilitati minus prospiciens placere cuique intendit. Hinc libertates, hinc publica in privatus usus distribuere suasit, ac dum quod quisque petebat ut fieret, fecit, rempublicam penitus annullavit.

Nithard.

Man kann nicht jedem recht thun; ſagt ein gemeines Sprichwort. Seine Richtigkeit wird ſchon im gewöhnlichen Leben beſtatigt, wie vielmehr bey der Regierung eines Fürſten. Ein Staat iſt eine aus mehreren Rädern und Triebfedern zuſammengeſetzte Maſchine, wo eins in das andere eingreift, jedes ſeinen eignen Zweck und Tendenz hat, wo Leidenſchaften die Bewegung hervorbringen, aber eben darin ihre Güte an Tag legen muß, daß alle in ihren gehörigen Schranken gehalten werden. Aus dieſem folgt, daß ein Furſt, wenn er gut regieren will, unmöglich allen, und zu gleicher Zeit gefallen könne: denn wenn er jedem nach ſeiner Laune und ſeinem beſonderen Intereſſe willfahren wollte, würde er endlich ſeine eigene Kraft lahmen, und der Anarchie offenes Feld laſſen. Ein kluger Furſt muß nur jenes Syſtem fur ſeine Regierung faſſen, was er dem allge-

meinen Besten am zuträglichsten hält, und selbes, wenn es mit reifer Ueberlegung durchdacht ist, mit Festigkeit und Beharrlichkeit durchführen, ohnbekümmert, ob es einzelnen Ständen oder Klassen seiner Untergebenen gefalle oder nicht. Die besten und klügsten Regenten haben daher immer Feinde gehabt; aber der Beyfall der Bessern und des grössern Theils war ihnen Beweis, daß sie gut regierten.

Die Geschichte giebt uns kein auffallenderes Beyspiel von den Nachtheilen der Allgefalligkeit, als die Regierung Ludwigs des Frommen. Er war gewiß einer der gutherzigsten und gegen jeden gefälligsten Fürsten; nichts destoweniger hat er den Staat nicht glücklich gemacht, und alles gegen sich aufgebracht. Er wollte aus Menschlichkeit den Krieg vermeiden, und gab dadurch sein Reich den Einfallen der Normänner preis. Er wollte mit gleicher Liebe seine Kinder beglücken, und sie ergriffen gegen ihn die Waffen. Er stiftete Kirchen und Klöster, und die Geistlichen zwangen ihn zu einer schändlichen Kirchenbuße. Er beschenkte die Großen und Vasallen mit Lehen und Gütern, und diese bekämpften ihn unter den Fahnen seiner ausgearteten Söhne. Er wollte das Volk mit Gerechtigkeit und Güte regieren, und nie wurde es durch Fehden und Bürgerkriege mehr bedrückt. Er liebte seine Weiber, seine Brüder, seine Kinder, seine Unterthanen, und alle qualten ihn dafür bis zur Schande und Tod.

Nach seiner traurigen Regierung waren auch die klügsten Regenten nicht mehr im Stande, der Unordnung Einhalt zu thun. Ludwig hatte, wie sein Vetter Nithard ausdrücklich sagt, durch seine Allgefälligkeit das Reichsgut versplittert, und indem er jedem, was er forderte, nicht abschlagen konnte, das gemeine Wesen

zu Grunde gerichtet. Die Staatsgewalt kam in die Hände unruhiger Vasallen. Der Heerbann war nicht mehr kräftig genug die äußeren, die Gerichte, die inneren Feinde zu zähmen. Die gemeine Freyheit war verschwunden, und die Anarchie verwirrte das Reich auf viele Jahrhunderte hinaus. Auf diese Weise kann ein Regent auch mit dem besten Willen sich, seine Familie und sein Reich unglücklich machen, wenn er jedem zu Gefallen regieren will.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie in einem Staate gleich bey der ersten Anlage der Partheygeist organisirt werden kann.

In turbas et discordias pessimo cuique plurima vis: pax et quies bonis artibus indigent.
Tacitus.

Machiavelli und nach ihm Montesquieu behaupten nicht ohne Grund, daß in einem Staate ein gewisser Partheygeist obwalten müsse, wenn die öffentliche Freyheit erhalten werden sollte. In Rom bestand er zwischen den Patriziern und Plebejern; in Athen zwischen dem Areopag und dem Volke; in England zwischen der Hof- und Landpartheie. In allen freyen Verfassungen war er so zu sagen konstituirt; und darum eben, weil er durch die Gesetze sanktionirt wurde, nicht gefährlich. Es giebt aber noch ein anderer, welcher nicht aus der Verfassung hervorgeht, und eben so lange dauert, als der konstitu-

tionelle: allein, da er in den Gesetzen keinen Grund hat, die nachtheiligsten Folgen haben kann. Ein solcher wurde gleich bey der ersten Bildung des deutschen Reichs zwischen den Sachsen und Franken, oder den Nord- und Süddeutschen angepflanzt, und bis auf unsere Zeiten unterhalten. Er äußerte sich in allen Epochen der deutschen Geschichte, und konnte weder durch harte Kriege, noch friedliche Annäherungen versöhnt werden. Er hat die Anarchie von Innen, und die Schwache gen Außen unterhalten. Er hat fremden und einheimischen Feinden der öffentlichen Ruhe Unterstützung gegeben, und alle, auch die sich widersprechendsten Gestalten angenommen, wenn sie nur seinem Egoismus dienten.

Bekanntlich war schon vor Karl dem Großen der größere oder südwestliche Theil von Deutschland dem fränkischen Zepter unterworfen. Nur Sachsen, oder der nördliche Theil lebte noch in seiner ursprünglichen Unabhängigkeit. Die fränkischen Könige hatten zwar demselben einen Tribut abgefordert; aber erst nach einem dreyßigjährigen Kriege gelang es Karl dem Großen, ihn dem Reiche einzuverleiben.

Durch einen ehrenvollen Frieden wurden die Sachsen freye Reichsbürger und Christen: allein weder Eid noch Taufe konnten den Haß ersticken, welcher durch die bisherigen Kriege in ihrem Herzen gegen die Franken erweckt worden war. Sie sahen selbe immer noch als ihre Feinde und Unterdrücker an, und wenn auch nach dem Ausgange des karolingischen Stammes die Kaiserkrone selbst auf ihre Herzoge gekommen war, diente sie mehr dazu, die Zwietracht zu erhalten, als zu dämpfen. Die übrigen Herzoge und Großen des Reichs strebten jetzt nach eben der Unabhängigkeit, welche bisher die Sachsen behauptet hatten, und die sächsischen Kaiser mußten die

Macht der geistlichen Fürsten erheben, um damit jene der weltlichen zu balanziren.'

Die Folgen dieses Parthengeistes fühlte man nicht so stark, so lange die sachsischen Fursten den Zepter mit Kraft zu fuhren wußten, nur einzelne Empörungen beunruhigten ihre Regierung; als aber nach ihrem Abgange wieder Franken auf den Thron erhoben wurden, brach er mit neuer Wuth hervor. Zu der Zeit hatte sich nämlich der Streit zwischen dem Haupte der Kirche und des Reichs entsponnen. Die Kaiser waren aus dem fränkischen Geschlecht, die Sachsen traten also auf die Seite der Pabste. Nach eben so blutigen Kriegen als anarchischen Verwüstungen mußte Heinrich IV. über die Alpen gehen, und den Pabst um Verzeihung bitten. Die Sachsen hatten ihren Zweck erreicht. Sie hatten die fränkischen Kaiser gedemüthigt, und den bürgerlichen Krieg in Deutschland und Italien organisirt.

Derselbe dauerte unter der schwäbischen Dynastie mit noch größerer Verwirrung fort. Die Guelfen oder Sachsen waren die eifrigsten Vertheidiger der päbstlichen Gewalt; und obwohl Friedrich der Rothbart das große sächsische Herzogthum durch die Achtserklarung Heinrichs des Löwen gesprengt und geschwächt hatte, so fand die sachsische Parthey, wenn auch nicht in Deutschland, doch in Italien, einen so mächtigen Anhang, daß sie den tapfern Kaiser unter die Füße, und den letzten seines Stammes, Konradin von Schwaben, auf das Blutgerüst bringen konnte. Durch diese anhaltenden Ausbrüche des Parthengeistes versank Deutschland in eine formliche Anarchie, und sein Oberhaupt wurde fremden Gesetzen unterworfen.

Nach dem Abgange der schwäbischen Dynastie war Gesetzlosigkeit schon im Reiche rechtlich geworden. Nicht

nur die sächsischen, sondern alle Fürsten und Stände wollten jetzt weder ein gemeinschaftliches Band noch Oberhaupt anerkennen. Ein jeder nahm und that, was er wollte; das Faustrecht war das einzige Recht im Reiche.

Die Kaiser, welche nach dem großen Interregnum den Thron erstiegen hatten, flößten den Sachsen zu wenig Mißtrauen ein, als daß unter ihrer Regierung der Parthevacist große Wirkung gehabt hätte. Die sachsischen Fürsten waren diesen Reichsoberhauptern an Hausmacht gleich; sie ließen ihnen also ohne besondere Widersprüche die Kaiserkrone, welche durch die bisherigen Kampfe ihre Kraft und Würde verlohren hatte. Als aber das Haus Oesterreich auch das reiche Burgund, und die Kronen von Spanien und Neapolis ererbt hatte, fing der alte Sauerteig von neuem zu gahren an, und die Sachsen wurden jetzt eben so eifrige und gefahrliche Feinde der österreichischen, als ehemals der fränkischen und schwabischen Kaiser.

Schon Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, drang bey der Wahl Karls V. auf eine dessen Macht beschränkende Wahlkapitulation; Johann Friedrich, sein Nachfolger in der sachsischen Kur, wurde das Haupt des schmalkaldischen Bundes gegen denselben: und als er bey Mühlberg geschlagen, und seiner Würde entsetzt war, hintergieng Moriz, der diese erhalten hatte, Karl V., und dankte ihm für den Kurhut durch einen neuen Bund, welcher ihm den Passauer Vertrag abnöthigte.

Ueber anderthalb Jahrhunderte kampften nun die Sachsen, oder jetzt Protestanten, gegen die Oesterreicher oder Katholiken, und es ist sonderbar, daß eben das Volk, was so lange die eifrigste Stütze des Pabstes war, um die Kaiser der fränkischen und schwabischen Dynastie zu demuthigen, nun eben so lange den pabstlichen

Stuhl erschütterte, um die Kaiser von Oesterreich zu bekampfen.

Der westphälische Friede hatte die Ausbrüche des Partheygeistes aufgehoben, aber nicht unterdrückt. Statt der sachsischen Fursten des alten Herzogthums traten jetzt jene aus dem brandenburgischen Hause an die Spitze des nördlichen Deutschlands, und der religiös-protestantische Krieg verwandelte sich nun in einen politisch-protestantischen. Friedrich II., seit Wittekind und Heinrich dem Löwen, der tapferste und furchterlichste Feind der kaiserlichen Dynastie, versuchte alle bereits schon erschlappten Springfedern des alten Protestantismus wieder zu erheben, so lange die fromme Marie Therese das kaiserliche Ansehen mit ihrer Hausmacht unterstützte; aber eben so wußte er die bereits morschen Säulen der Hierarchie wieder zu unterstützen, als Joseph II. die Diöcesanrechte deutscher Bischöfe antasten wollte.

In unsern Zeiten hat dieser Partheygeist endlich das ganze Reich aufgelöst. Das nördliche Deutschland ließ lange Zeit das südliche allein fechten, und suchte sich bey dem Frieden in dessen Verlust zu theilen. Aber die Noth ist auch über es gekommen, ohne daß es dadurch gewarnt worden wäre. Die Sachen mogen nun kommen wie sie wollen, der Partheygeist wird auch künftig noch heimlich oder öffentlich in seiner Wirkung bleiben. Es waren Zeiten, wo er der Freyheit und Gesetzlichkeit große Dienste geleistet hat; es waren aber auch Zeiten, wo er die deutsche Nation um alle Würde und Selbstständigkeit brachte. Diese Zeitpunkte zu unterscheiden, ist die Pflicht eines großen Staatsmannes und weisen Patrioten. Mißvergnügen erregen, und Unruhe anzetteln, können auch Narren und Bösewichter; das haben wir an so

vielen Schwarmern alter und neuer Zeiten gesehen; aber dem Geist eines Volkes die Richtung zu geben, welche das gemeine Beste erheischt, verstehen nur rechtschaffene und kluge Anführer.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie die deutschen Staatsbeamten und Generäle endlich Landesherren wurden.

Uno comes obiit, qui permissu regis, quidquid beneficii aut praefecturarum habuit, quasi haereditatem inter filios divisit.

Wittichind.

Wir haben gesehen, daß das deutsche Reich gleich bey seiner Entstehung in Hundreden, Gauen und Herzogthümer abgetheilt, und über einen jeden dieser kleinen oder grösern Distrikte ein eigener Staatsbeamte gesetzt wurde. Sie hießen Centgrafen, Grafen, Herzoge, und wenn sie auf der Grenze dienten, Markgrafen. Den Umfang ihres Amtes oder ihrer Gewalt finden wir in den Formeln des Markulfs und den Kapitularien angegeben: „Wir übertragen dir, heißt es, die Geschäfte dieser Grafschaft, oder dieses Herzogthums, auf daß du in demselben auf Religion und Sittlichkeit wachen, alle darin Seßhafte nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten richten, die Gefalle für unsern Schatz erheben, und, wenn Krieg vorhanden ist, die Dienstpflichtigen zum Heerbanne führen mögest.“ Der Graf oder Herzog war also Richter, Gefallverweser, General und Oberaufseher zugleich in seinem Distrikte; aber ihre Gewalt nichts

weniger als unbeschränkt. Der König oder Kaiser schickte zeitlich seine Sendgrafen in den verschiedenen Grafschaften herum, um aufzusehen, ob die Grafen und Herzoge auch ihre Schuldigkeit thaten, und wenn einer gegen seine Pflichten gehandelt hatte, wurde er bestraft, und seines Amtes entsetzt. Auch mußten die Bischöfe auf das Betragen der Grafen, und die Grafen auf jenes der Bischöfe aufmerken, und jeder Staatsbeamte kontrollirte den andern.

So lange der Heerbann und damit auch die kaiserliche Würde in ihrer Kraft erhalten waren, wurden diese Aemter mit Pünktlichkeit verwaltet, und wir haben bis zu den Zeiten der schwäbischen Dynastie noch mehrere Beyspiele, daß Grafen und Herzoge ihres Amtes entsetzt, und in die Acht erklärt wurden, weil sie die Gesetze nicht handhaben wollten. Indessen war die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt in Einer Person doch zu gefährlich, als daß sich nicht damit bald häufige Mißbräuche hätten einschleichen sollen. Der Graf oder Herzog fand Mittel genug, um sein Ansehen oder Stammgut in dem Distrikte zu vermehren, worin er regierte. Das Volk gewöhnte sich an sein Haus und seine Familie; und wenn er im Frieden sein Amt wohl verwaltete, im Kriege sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wurde ihm die Uebertragung seiner Würde auch auf seine Nachkommen gestattet. So geschah es denn, daß die Stellen endlich als Erbgut angesehen wurden, und die Grafschaften oder Herzogthümer bald nicht mehr dem Reiche, sondern nur gewissen Familien anzugehören schienen.

Dieser Uebergang der Staatsgewalt auf einzelne Stämme geschah aber nicht so geschwind und allgemein; und war bey kleinen Distrikten als den Hundreden und Grafschaften eher thunlich als bey den großen Herzog-

thümern. Wir finden daher schon unter der sachsischen und frankischen Dynastie eine Menge erblicher Grafschaften, aber selten ein erbliches Herzogthum. Erst unter der schwäbischen Dynastie bildete sich im deutschen Reiche jene unförmliche Menge von Grafschaften, Markgrafschaften, Herzogthümern und Fürstenthümern, welche künftig die Territorialhoheit behaupteten.

Die Sache verhielt sich nämlich so: die Dynastien, welche eine Zeitlang eine Beamtenstelle besessen hatten, erweiterten anfanglich in dem Distrikte, worin sie angestellt waren, ihre Hausmacht durch Erwerbung von Gütern, Lehen und Höfen; über diese erstreckten sie zu gleicher Zeit die Gewalt ihrer Stelle: und da der benachbarte Beamte ein Gleiches that, hoben sie allbereits die Gewalt in den ursprünglichen Distrikten auf, und zogen selbe als eine ererbte Familiengewalt auf ihre erworbenen Güter. Was alsdann noch von dem gemeinen Reichsgut übrig war, theilten sie entweder durch Gewalt der Waffen, oder der Vertrage. Dadurch verlohren die Grafschaften bald ihren ursprünglichen Namen nach Gebürgen oder Flüssen, und nahmen jene einer besondern Familie oder eines Stammschlosses an. Diesem zufolge hießen die Beamten nicht mehr Grafen von Thurgau, Nidgau, Wetterau ꝛc., sondern Grafen von Wittgenstein, Henneberg, Habsburg ꝛc., indem jetzt ihre Stelle nicht mehr auf ein Reichs- sondern Stammgut gegründet war.

Diese Verwandlungen der Staatsämter in Familienämter oder Familienwürden gingen zuerst mit den untern Stellen der Zentgrafen, Grafen und kleinen Fürsten vor; und wir finden sie schon haufig unter der frankischen und schwabischen Dynastie. Die großen Aemter der Herzoge, Mark- und Pfalzgrafen waren aber zu wichtig, als daß

man damit eine ſolche Veränderung ſo leicht geſtattet hatte. Zwar hatten ſich ſchon einige mächtige Familien derſelben durch mehrere Generationen bemeiſtert; aber man ſah ſie immer noch als vorzügliche Reichsämter an, deren Beſetzung nur von dem Kaiſer abhangen ſollte. Durch die Achtserklärung Heinrichs des Löwen wurden die großen Herzogthümer in Sachſen und Bayern, durch den Ausgang der hohenſtaufiſchen Dynaſtie jene von Schwaben und Franken zerſplittert, und nun erſt wurden auch Herzogthümer wie Grafſchaften für immer auf Familien oder Kirchen übertragen. Dieſelben hatten aber nicht die Grenzen wie ehemals, ſondern wurden, wie die Grafſchaften nach der Erwerbung gebildet. So nannten ſich bis auf unſere Zeiten die Kurfürſten von Sachſen, von Bayern, von der Pfalz, von Kölln, und die Biſchöfe von Würzburg Herzoge in Sachſen, Bayern, Weſtphalen und Franken; allein ihre Herzogthümer waren nur Theile jener großen Diſtrikte, welche ehemals dieſen Namen trugen. Da alſo jetzt das Reichsgebiet und die Reichsgewalt auf einzelne Familien oder Kirchen gekommen war, ſo mußte Friedrich II. dieſe widergeſetzlichen Erwerbe geſetzlich machen, und denſelben die Landeshoheit darüber durch zwey Urkunden vom Jahre 1220 und 1232 geſtatten. Auf die Weiſe wurden die urſprünglichen Staatsbeamten und Generale durch allmählige Erweiterung ihrer Herrſchaft Landesherren und unabhängige Fürſten.

Von den altgräflichen Familien finden ſich jetzt noch eine Menge unter den regierenden deutſchen Fürſten, aber von den altherzoglichen ſind nur noch vier übrig, nämlich die Oeſterreicher von Lothringen, die Braunſchweiger von Sachſen, die Heſſiſchen von Brabant, und die Badner von Zähringen her. Die Grafſchaften wurden nämlich früher erblich als die Herzogthümer. Die alten

Herzoge ſind ausgeſtorben, oder entſetzt worden, indeſſen Grafen ihre Würden erhielten.

Von dieſem Uebergange eines Staatsamtes zur landesherrlichen Würde, giebt uns die alte Geſchichte wenig oder gar keine Beyſpiele. Wir wiſſen zwar, daß die Generäle Alexanders ſein Reich unter ſich getheilt, und als Könige regiert haben, auch die Triumviri und Imperatoren der Römer übten eine ſouveräne Gewalt aus; ſie haben ſich aber entweder von einander getrennt, oder gänzlich unabhängig gemacht. Allein die deutſchen Beamten und Generäle erkannten immer unter ſich eine allgemeine Reichsgewalt an, und blieben, obwohl ſie ſchon Landesherrn und ihre Würden erblich waren, nichts deſtoweniger dem Kaiſer und Reiche unterworfen. Dieſe Gewohnheit ſcheint der Kaiſer Napoleon ſeinem Föderativſyſtem beybehalten zu wollen. Obwohl er ſeine Verbündeten als ſouveräne Fürſten anerkennt, und mehrere ſeiner Generäle zu Fürſten gemacht hat, ſo ſoll doch unter ihnen ein allgemeines Band beſtehen, was ſie zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung zuſammenhält.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die gemeinen Bürger ſich ſelbſt um ihre Freyheit brachten?

Sunt enim qui dicunt, se esse homines Pipini aut Clodovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium dominorum suorum, quando alii pagenses in hostem pergere debent. Cap. a. 811.

Die meiſten Menſchen, welche in einem Staate leben, möchten wohl gerne die Rechte und Vortheile der Freyheit und des Bürgerrechts genießen; allein ſie ſuchen ſich auf alle Arten den Laſten und Pflichten zu entziehen, welche nothwendig mit der bürgerlichen Geſellſchaft verbunden ſind. Dadurch verlieren ſie aus kurzſichtiger Selbſtſucht über kurz oder lang diejenigen Vortheile ſelbſt, welche ſie zu erweitern ſuchten, und werden, da ſie zuvor frey und ſelbſtſtändige Bürger waren, Diener und Leibeigne mächtiger Herren. Schon die Geſchichte der alten Welt giebt davon warnende Beyſpiele. In den meiſten Republiken des Alterthums war es Geſetz, daß jeder Bürger im Falle der Noth auch Soldat ſeyn mußte; und je vornehmer und reicher einer war, deſto ehender war er zum Dienſte verpflichtet. Solange dieſes Geſetz aufrecht gehalten wurde, waren die Rechte des Ganzen, wie des Einzelnen, mächtig geſchützt, und weder ein Tyrann von Innen, noch ein Eroberer von Außen wagte es, die Unabhängigkeit und Freyheit des gemeinen Weſens anzutaſten. Als aber der Staat ſich durch Eroberungen ver-

größert, und der Gemeingeist nachgelassen hatte, suchte sich ein Jeder, welcher die Ruhe und Gemächlichkeit liebte, dem Kriegsdienste zu entziehen, und überließ die Vertheidigung des Staates gemietheten Soldaten. Diese schützten freylich noch eine Zeitlang die Republik gegen auswärtige Feinde. Da sie aber ihre Anführer, welche mit ihnen die Gefahren theilten, nothwendig mehr achten mußten, als jene gemächlichen Magistrate, welche nur auf Ruhesesseln befehlen wollten, wichen die Gesetze der militärischen Macht. Die Anführer maßten sich zuerst aller Kriegs-, dann auch der Staatsgewalt an, und unterdrückten diejenigen Bürger, welche aus Gemächlichkeit die Waffen von sich gegeben hatten, womit sie ihre Freyheit behaupten sollten.

Bey den Deutschen finden wir bald die nämlichen Vorgänge. Nach ihren ältesten Verfassungen, welche Karl der Große so eifrig zu erhalten suchte, war jeder Freye verpflichtet, bey einer allgemeinen Landwehre im Heerbanne zu erscheinen.

Nach einem Gesetze dieses Kaisers mußte ein Bürger, welcher vier Hufen Landes als freyes Eigenthum besaß, im Felde dienen. Dagegen war er auch berechtigt, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, und keine anderen Gesetze und Richter zu erkennen, als welche er sich selbst gegeben hatte. Solange die Nation noch kriegerisch war, entzog sich einer nicht so leicht dieser Pflicht, und die gemeine Freyheit wurde mächtig behauptet.

Indessen schlich sich mit dem Besitze eines Guts auch allbereits die Gemächlichkeit ein. Bey den vielen Kriegen, welche der ersten Karolinger Ehrgeiz unternommen hatte, wurde der Heerbannsdienst äußerst drückend und beschwerlich. Die Heerbannspflichtigen mußten bald nach Sachsen, bald nach Spanien, bald nach Ungarn

ziehen, um die Feinde zurück zu schlagen. Karl gab daher ein anderes Gesetz, worin nach den verschiedenen Ländern, wo Krieg geführt wurde, auch die nachsitzengesessenen Wehren zum Heerbanne ziehen mußten. Die entfernteren blieben in Ruhe. Bey allen diesen Milderungen fieng der Dienst an, verhaßt zu werden, und ein Jeder suchte irgend einen Vorwand hervor, wodurch er sich demselben entziehen konnte.

Darunter finden wir besonders zwey, deren sich die Dienstmuden bedienten. Der erste war, daß sie sagten: sie seyen Lehnleute irgend eines Herrn geworden, und zögen also unter dessen Gefolg in den Krieg, da die andern Bürger im Heerbanne dienen mußten; der andere, daß sie sich als Lehnleute einer Kirche angaben, und also auch der Kirchenfreyheit theilhaftig seyn wollten.

Karl der Große, welcher die Mißbräuche dieser Vorwände bemerkte, gab scharfe Gesetze dagegen, und so lange er lebte, blieb der Heerbann in seiner Kraft; da aber unter seinen schwachen Nachfolgern die Lehnleute täglich mächtiger wurden, so ergaben sich die meisten Freyen theils freywillig, theils gezwungen unter den Schutz der Gewaltigen oder Kirchen, und das Allodialgut wurde fast durchgängig in Lehengut verwandelt. Wir finden in der deutschen Geschichte häufige Beyspiele, daß sich über mehrere Tausend freyer Wehren auf die Weise als Lehnleute auftrugen.

Mit dieser Gewohnheit verfiel der Heerbann, und folglich auch die gemeine Freyheit gänzlich. Die Lehnleute wurden bald als die einzigen brauchbaren Soldaten angesehen, der gemeine Bürger aus den Versammlungen des Volkes, und von den Gerichten der Gemeinden verdrängt; große Vasallen und mächtige Bischoffe erhielten die ganze Staatsgewalt. Es gab fast nur zwey Klassen

von Menſchen im Staate; Lehnleute, welche unterdrückten; und Leibeigne, welche unterdrückt wurden.

Aus dieſem folgt, daß in allen Freyſtaaten die Bürger auch zugleich Krieger ſeyn müſſen, und daß, ſobald ſelbe die Waffen nicht mehr tragen wollen, ſie auch auf ihre Freyheit verzichten müſſen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie die Biſchöffe und Aebte Landesherren wurden.

Duces metropolitanis, comites episcopis, centenarii parochiis comparantur.

Walafried.

Die geiſtlichen Vorſteher gingen mit den weltlichen bey Erweiterung ihrer Macht in gleichen Schritten. Wie die Herzoge und Grafen die Bruchſtücke ihres Gebiets auf ihre Familien brachten, ſo ſuchten die Biſchöffe und Aebte ihre geiſtlichen Sprengel als Herrſchaft ihrer Kirche einzuverleiben. Sie hatten zwar nicht die Gewalt der Waffen, aber, was zu dieſer Zeit wohl mehr wirkte, die Gewalt der Meynungen auf ihrer Seite; und wenn die weltlichen Fürſten durch Fehde gewannen, ſo bereicherten ſich die geiſtlichen durch Stiftungen und Vermächtniſſe.

Schon vor Karl hatte ſich die Kirche große Reichthümer und Macht erworben, und Karl Martel klagt öffentlich, daß das Reichsgut und die Reichsgewalt größtentheils in den Händen der Biſchöffe ſey; bey allem dem aber waren ſie noch immer in weltlichen Dingen den Grafen unterworfen, und mußten als Reichsburger ſo

gut, wie jeder Andere, durch ihre Leute im Heerbanne dienen. Erst zu der Zeit, als die alten Grafschaften und Herzogthümer in Verfall kamen, erschienen die Bischöffe und Aebte als Reichsfürsten, und Friedrich II. beurkundete ihre Landeshoheit, wie jene der weltlichen Fürsten.

Wenn man auf den Ursprung der Landeshoheit zurückgeht, so wird man finden, daß die geistlichen Fürsten ihre Herrschaften auf eine weit gesetzlichere Art erworben haben, als die weltlichen. Sie erhielten sie entweder durch freywillige Schenkungen der Kaiser und der Bürger, oder durch einen gemeinnützigen Anbau wüster Landereyen. Dieser Geist der Gesetzlichkeit wurde auch noch nach der Zeit bey den Hochstiftern und Klöstern erhalten; und obwohl sie in Erweiterung ihrer Macht nicht weniger besorgt waren, als die weltlichen Fürsten, so brachte es doch ihr Stand mit, sich mehr der Kunste des Friedens als des Krieges zu bedienen; daher finden wir, daß die geistlichen Staaten bis auf unsere Zeiten immer die Gesetze in Anspruch genommen haben. Wir werden in der Zukunft noch Gelegenheit finden, über ihre Verfassungen zu reden; hier sollte nur gezeigt werden, wie sie zugleich mit den weltlichen Fürsten zur Landeshoheit gekommen sind.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Daß es gut iſt, wenn ein Staat Nationalgüter hat.

Mos est civitatibus, ultro ac viritim conferre principibus, quod pro honore acceptum, etiam necessitatibus subvenit. Tacitus.

Schon bey einigen Staaten und Republiken des Alterthums finden wir gewiſſe Güter und Gefalle zu einem allgemeinen Zwecke beſtimmt. So wurde bei den Juden der Zunft Levi der Zehnte aller anderer Zunftdiſtrikte zum Unterhalte angewieſen, in Aegypten hatte der Prieſter- und Soldatenſtand ſeine eignen Güter, ja ſelbſt unter den Griechen und Römern waren einige Domänen den Königen oder dem Staate vorbehalten: aber bey keinem Volke waren Nationalgüter ſo frühe und eigenſt mit dem Staate verflochten, als bey den Deutſchen. Wir haben geſehen, daß ihre ganze Verfaſſung auf Landeigenthum gegründet war; dieſem gemäß wurde auch das Nationalgut auf Grund und Boden angelegt. Davon erhielten die Könige einen Theil unter dem Namen Domänen oder Krongüter, die Geiſtlichen einen unter dem Namen Kirchengüter, und die Vaſallen einen unter dem Namen Lehngüter, zu ihrer Benutzung, aber unter der Bedingung, daß ſie ſelbe ohne den Willen der Nation weder verſchenken noch veräußern konnten. Sie blieben im ſtrengſten Sinne Nationalgüter.

Man hat bisher aus übertriebenem Haſſe gegen die Perſonen oder Stände, welchen ſie gewidmet waren,

behaupten wollen, daß sie weniger benutzt und angebaut waren, als jene, welche einzelne Bürger als Eigenthum besitzen. Diese Behauptung mag einigen Grund haben, wenn wir annehmen, daß Bevölkerung der einzige Zweck eines Staates sey. Da aber nicht sowohl die Anzahl, als der Wohlstand der Bürger die Güte eines Staats bestimmen kann, so glaube ich, daß, wo Nationalgüter in einem Staate eingeführt sind, sowohl das Ganze, als das Einzelne viel besser bestellt seyen, als wo alles Landeigenthum unter die Bürger vertheilt ist, und der Staat allein durch Beyträge und einen öffentlichen Schatz erhalten werden muß. Wir können dies nicht besser darthun, als aus der Geschichte selbst.

In den deutschen Verfassungen waren dem Könige gewisse Domanen angewiesen, wovon er seinen Hofstaat unterhalten mußte. Dadurch schon war er in seinem Aufwande so beschränkt, daß er weder durch Prachtliebe, noch Ueppigkeit, noch Verschwendung, das Volk mit neuen Lasten beschweren konnte. Wollte er daher seinen Aufwand vergrößern, so war er gezwungen, seine Höfe und königlichen Güter besser anbauen zu lassen, und auf die Verwaltung derselben zu wachen. Dadurch wurde eine gewisse kluge Sparsamkeit unter den Fürsten erhalten, die Güter wohl bestellt, und das Volk konnte nicht mit neuen Lasten bedrückt werden. Daher finden wir, daß Regenten sich eben so pünktlich der Verwaltung ihrer Krongüter als des Staats unterzogen haben. Jeder, welcher die Geschichte Karls des Großen, Alfreds und Ludwigs des Heiligen liest, wird nicht weniger ihre Anstalten für ihre Domanen, als ihre Reiche bewundern.

Eben so ging es auch mit den Lehngütern. Sie waren ursprünglich allein dazu bestimmt, diejenigen Tapfern zu belohnen, welche sich in Vertheidigung des

Vaterlandes ausgezeichnet hatten. Man könnte sagen, sie seyen vorzüglich zur Bildung und Belohnung der Offiziere angelegt gewesen. Nach den deutschen Gesetzen mußte, wie wir bereits gesehen haben, jeder Burger, welcher vier Morgen Allodialgut besaß, zum Heerbanne ziehen. Diese Pflicht war öfters sehr beschwerlich, und der Kriegsstand würde durch diese Einrichtung wenig Antrieb erhalten haben; es mußte daher noch eine andere Anstalt getroffen werden, wodurch vorzügliche Kampfer und Anführer gebildet werden konnten; und das waren die Lehen. Ein Jeder, welcher sich im Felde ausgezeichnet hatte, wurde mit besondern Gütern belohnt; und die Ehre, welche damit verbunden war, diente als ein neuer Sporn zu tapfern Thaten.

So lange diese Lehen nicht erblich waren, hatten sie eine wohlthatige Wirkung, sowohl aufs Ganze als Einzelne. Der Staat hatte dadurch ein stets rustiges Korps tapferer Krieger und Anführer; der Aufwand, welchen der Krieg nothwendig machte, konnte die Nation nicht drücken, weil jeder Soldat sich selbst verköstigen mußte; und wollte der Lehnmann großere Vortheile von seinem Lehngute ziehen, so war er gezwungen, auf dessen Verbesserung und Anbau zu wachen. Die Lehen hatten also ursprünglich einen guten Zweck. Ihr Mißbrauch entsprang daher, daß der Erblichkeit derselben nicht durch die Gesetze zuvorgekommen war.

Der nämliche Fall war mit dem Kirchengute. Es ist bekannt, daß wir den Geistlichen den Anbau eines großen Theils von Deutschland und anderer Länder zu verdanken haben, und wenn auch nach der Hand der Ueberfluß eine gewisse Trägheit unter diesem Stande hervorgebracht hatte, so waren doch ihre Höfe und Güter jederzeit in einem guten Stande erhalten; ja bey einigen

Gütern, deren Anbau Vorschuß und Aufwand erfordert, z. B. bey Weinbergen, trug der Ueberfluß eben dazu bey, daß sie desto besser gepflegt werden konnten; denn der einzelne Bürger, welcher von seinen Weingarten leben muß, ist nicht so im Stande, den gehörigen Dünger aufzubringen, oder die Versuche zu machen, wie eine Korporation, welche mehrere Güter besitzt, und die Zeiten abwarten kann. Im Uebrigen tritt bey Korporationen der nämliche Fall ein, wie bey reichen Landbesitzern, sie verpachten einen großen Theil ihrer Güter, wo also der Pächter nicht weniger auf einen bessern Anbau denken muß, wie der einzelne Besitzer; und folglich jener die allgemeine Kultur des Bodens eben so befördert, wie dieser.

Die geistlichen Güter hatten aber noch einen weit wohlthätigern Zweck für das Ganze, als die Domänen und Lehen: sie waren ursprünglich den Geistlichen angewiesen, nicht nur, weil diese als Diener der Religion die allgemeine Sittlichkeit befördern sollten, sondern weil ihnen damit auch zu gleicher Zeit die Erziehung der Völker anvertraut war. Man hat daher alle diejenigen Stiftungen als heilig und geistlich angesehen, welche entweder der Bildung oder Heilung der Menschen dienen sollten, als Kirchen, Schulen, Universitäten, Hospitäler, Armenhäuser, Arbeitshäuser, kurz alle Anstalten deren Zweck eine wohlthätige Ursache (pia causa) zum Grunde hatte. Diesen Zweck hat man selbst zur Zeit der Reformation nicht außer Augen gelassen. Obwohl in dem Sturme der Religionskriege eine Menge Gewaltthaten von allen Seiten verübt wurden, so hat man doch die Kirchengüter und andere Stiftungen ad pias causas unangetastet gelassen. Man hat sie nur zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt. Von den Gütern der

Stifter und Klöster wurden Schulen, Universitäten, Hospitaler und andere gemeinnützige Anstalten errichtet. Das Nationalgut blieb sicher, nur wurde seine abgenutzte oder unnütze Verwendung verbessert.

In unsern Zeiten hat man diesen Gegenstand aus einem sehr unrichtigen Gesichtspunkte betrachtet. Man hat diese Güter als ein unrechtmäßig erworbenes Eigenthum fauler Pfaffen und unnützer Müßiggänger angesehen. Man hat selbe zuerst eingezogen, dann an Menschen versplittert, welche viel schädlicher als jene waren. Wucherer und falsche Spieler, niedrige Höflinge und Mätressen, reiche Prasser und schlechte Landesverräther, haben einen großen Theil dieser Güter erworben, welche doch ursprünglich zur Erziehung der Jugend, zur Heilung der Kranken, zur Stütze der Armen und zur Erhaltung der Sittlichkeit und Ehre Gottes gestiftet waren.

Durch diese verkehrte Verwendung des Nationaleigenthums ist sowohl dem Staate, als dem Einzelnen großer Schaden geschehen. Der Staat muß nun die Kosten der Verwaltung durch drückende und unerhörte Abgaben oder eben so lästige Schulden herbeyschaffen. Die Armen werden zahlreicher, die Kriege und Kriegslasten häufiger, und da jetzt jeder Staatsbeamte seinen Unterhalt allein aus der Staatskasse zieht, der Eifer für das allgemeine Wohl kalter. Auch jeder einzelne Burger muß, im Ganzen genommen, mehr oder weniger dadurch leiden. Der Bauer ist nur von einem reichen Pachtherrn zu einem anderen übergegangen. Der Handwerker hat viele seiner Kunden verlohren, der Künstler findet keine Kenner und Bezahler seiner Werke mehr; der Handelsstand ist mit einer so ungeheuern Menge von brodlosen Menschen überschwemmt, daß, da jeder handeln will, keiner mehr etwas verdienen kann, und die

Staatsdiener ſind mit ſo willkührlichen Bedingniſſen an die Staatskaſſe gebunden, daß ſie entweder blinde Werkzeuge ihrer Herren, oder feile Diener des öffentlichen Wohls werden müſſen. Sonſt fand jedes Genie, jeder Bedrangte, Unterſtützung an dem allgemeinen Nationalfond; jetzt bleiben ihnen nur zwey Wege offen, der harte des Kriegs, oder der ſchlüpferige des Betrugs.

Seit einiger Zeit iſt man von den zerſtörenden Maximen einer übelgerathenen Revolution wieder zu den vernünftigen Grundſatzen der Klugheit und Gerechtigkeit zurückgekommen. Viele edle deutſche Fürſten, und vorzüglich der Herr Fürſt Primas, der König von Bayern und der Großherzog von Baden, haben die ihnen durch die Sakulariſation zugefallenen Kirchengüter, ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß wieder zu frommen und nützlichen Anſtalten verwendet, und der Kaiſer Napoleon ſuchte das noch nicht verſchleuderte Nationalgut zu ähnlichen Zwecken entweder zu unterhalten, oder neues zu gründen. Er gab den öffentlichen Schulen und Hoſpitälern viele ihrer Güter wieder. Er geſtattete den Kirchen, neue Fonds zu erwerben. Er wies der Ehrenlegion und dem Senate beſondere Ländereyen an. Der Kaiſer Alexander gab in dieſer wichtigen Sache ein ganz neues Beyſpiel. Er erhielt nicht nur die bereits ad pias causas geſtifteten Anſtalten, ſondern er gründete deren neue, und beſchenkte ſie mit Gütern und Einkünften.

Ueberhaupt iſt es gut, wenn die Erhaltung gewiſſer Anſtalten, beſonders jener, welche man ad pias causas geſtiftete nennt, nicht von der allgemeinen Staatskaſſe abhängt. Wenn die Regierung über alle Einkünfte zu gebiethen hat, können oft Fälle eintreten, wo ſie ſelbe auch nach ihren einſeitigen Zwecken verwendet; und ſo laufen auch die edelſten Stiftungen Gefahr, zu Grunde

zu geben. Wenn aber dieſe Stiftungen durch einen eignen, von der Staatskaſſe unabhangigen Fond erhalten werden, trotzen ſie auch den gefahrvollſten Zeiten, und die gerechte Sache erhalt durch ſie viele tauſend Stimmen mehr, welche geſchwiegen hätten, wenn ſie im Solde der Regierung geſtanden hatten.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie in Deutſchland Kurfürſten, und wie die deutſche Kaiſerwürde wahlbar wurde.

De majoribus rebus principes consultant de minoribus omnes. Tacitus.

In allen Reichen, welche die deutſchen Völker in Europa ſtifteten, war die höchſte Würde im Staate urſprünglich wahlbar. Nur die Anhanglichkeit an eine glanzende Herrſcherfamilie, und die Furcht vor bürgerlichen Kriegen, bey künftigen Wahlen, führte nach der Hand die Erbfolge der Kronen faſt in allen Staaten Europens ein. Deutſchland und Pohlen allein blieben Wahlreiche, daher auch ihre außere Schwäche. Solange Karolinger lebten, erhielte das Andenken an den Stifter dieſer Kaiſerdynaſtie immer noch die Kaiſerkrone bey ihrem Hauſe. Auch bey den folgenden Dynaſtien der Sachſen, Franken und Schwaben, wurde nicht ſo leicht der Sohn oder Enkel des vorigen Regenten übergangen. Da aber keiner dieſer deutſchen Kaiſerfamilien lange genug den Thron beſeſſen hatte, um ihn endlich erblich zu machen, ſo übte

die Nation, wenigstens bey ihrem Abgange, immer noch ihr altes Wahlrecht aus.

Dieses Recht schien aber dem Volke endlich selbst beschwerlich geworden zu seyn; denn die letzte Wahl, wo noch alle deutschen Stimmen Theil nahmen, war jene Konrads des Saliers, wo, wie Wippo sagt, zwischen Maynz und Worms, so zu sagen, die Eingeweide des Reichs versammelt waren; aber auch hier bemerkt man schon einen vorzüglichen Einfluß der ersten Bischöffe und Herzoge der deutschen Nation. Bey den folgenden Wahlen verliert sich allmahlich die Nation, und überlaßt das Wahlrecht allein ihren geistlichen und weltlichen Vorstehern, so daß wir schon unter der sachsischen Dynastie vorzugliche Wahlfürsten antreffen. Es war namlich in der damaligen Verfassung schon gegrundet, daß diejenigen Großen, welche sowohl im Geistlichen als Weltlichen die erste Wurde erhalten, oder bereits erblich gemacht hatten, nun sich auch vorzuglich das Recht den Kaiser zu wählen, übertragen ließen; und diese konnten keine andere seyn, als die drey Erzbischöffe von Maynz, Trier und Kollu, als welche bereits schon Erzkanzler waren, und die vorzuglichsten Herzoge und Grafen, als welche, nach dem Kaiser, die meiste Gewalt hatten.

Was aber das Wahlrecht in Deutschland mehr als in jedem andern Reiche erhalten mußte, war die mit ihm verbundene Kaiserkrone. Dadurch kamen die deutschen Regenten mit den Pabsten und italienischen Stadten in Kollision, und da die deutschen Fursten bereits selbst schon zu machtig waren, um sich die Erbfolge vorschreiben zu lassen, so hatte eine jede Dynastie, und wenn sie noch so klug und tapfer war, einen beständigen Feind in ihrem eignen Gebiete.

Rudolph von Habsburg hatte nach einer langen Anarchie zuerſt wieder das Mittel gefunden, Deutſchland zu einer ſelbſtſtändigen Nation zu erheben. Er gab Italien auf, und erhob den dritten Stand, oder die Reichsſtadte, über die Ariſtokratie der Vaſallen. Allein die Territorialhoheit und Kurfürſtenwürde war ſchon zu feſt gegründet, als daß er ſeinen Plan ausführen konnte. Er und ſeine Nachfolger machten es daher, wie alle Mächtige deutſcher Nation; ſie vergrößerten auf Unkoſten des Reichs ihre Familie, und ließen Deutſchland ſchwachen und ſchanden, wenn ſie nur dabey gewinnen konnten.

Dreyßigſtes Kapitel.

Von den Reichsſtädten.

Ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit.

Witich.

Mitten unter dem Drucke ariſtokratiſcher Vaſallen erhob ſich die gemeine Freyheit wieder in den Reichsſtadten. Schon mit den in Deutſchland von den Romern angelegten Kaſtellen wurden zu gleicher Zeit Munizipalitaten gegründet, welche auch während den Stürmen der Völkerwanderung nicht ganz zu Grunde gingen; ſo waren Maynz, Trier, Kölln, Straßburg, Worms, Speyer ꝛc. ſchon frühe Hauptſtadte des Reichs. Unter den Karolingiſchen Kaiſern ſind dergleichen mehrere auch dieſſeits des Rheins erbauet worden; aber kein deutſcher Furſt hat ſich um deren Aufnahme mehr verdient gemacht,

als Heinrich der Finkler. Um der heranwachsenden Macht der Geistlichkeit und des Adels das Gleichgewicht zu halten, vermogte er viele Landritter zur Ansiedelung in Städten, und gab denselben vorzügliche Freyheiten und Privilegien. Nach diesem wohlthatigen Verfügen flüchtete alles, was Ruhe und Freyheit suchte, hinter die Ringmauern der Stadte, und das gemeine Volk fand da wieder einen Zufluchtsort gegen den Druck und die Verfolgungen machtiger Vasallen.

Als nach der Hand sowohl geistliche als weltliche Fürsten die Landeshoheit erworben hatten, strebten auch die vornehmsten Stadte des Reichs nach ähnlichen Vorzügen; sie traten als Stande mit fast ähnlichen Rechten, in allen wichtigen Angelegenheiten des Reichs auf. Voltaire, Hume, Robertson, Herder und alle große Geschichtschreiber neuerer Zeiten sind darin einstimmig, daß die Stadte nicht nur auf die Verfassung, sondern auf die ganze Kultur Europens die wohlthatigsten Einflüsse gehabt haben.

„Die Stadte, sagt Herder, sind in Europa gleichsam stehende Heerlager der Kultur, Werkstatten des Fleißes, und der Anfang einer bessern Staatshaushaltung geworden, ohne welche dies Land noch lange eine Wüste geblieben wäre. Sie wurden, mit starken Wällen und Bollwerken umgeben, die Vormauern gegen den Andrang der Barbaren, Freystatten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Ewiger Dank den großen Mannern, welche sie errichteten, begabten und beschirmten: denn mit ihnen gründeten sich Verfassungen, die dem ersten Hauch eines Gemeingeistes Raum gaben; es schufen sich aristokratisch-demokratische Korper, deren Glieder gegeneinander und übereinander wachten, sich oft befeindeten und bekämpften, eben dadurch aber

gemeinschaftliche Sicherheit, wetteifernden Fleiß und ein fortgehendes Streben nicht anders als befördern konnten. Innerhalb der Mauer einer Stadt, war auf einem kleinen Raume alles zusammengedrangt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreyheit, Haushaltung, Polizey und Ordnung wecken und gestalten konnte. Die Gesetze dieser Stadte sind Muster bürgerlicher Weisheit geworden. Edle und Gemeine genossen durch sie des ersten Namens gemeinschaftlicher Freyheit, des Bürgerrechts."

„Nicht zufrieden, den Wohlstand ihres eignen Gebietes erhoben zu haben, knüpften sie auch bald solche Bündnisse, ja zuletzt sogar einen Handelsverein zusammen, der sich über alle Lander und Meere erstreckte. Es war vielleicht der wirksamste Bund zur Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens. Er hat die Staaten mehr zu einem Gemeingeiste getrieben, als alle Heldenzüge und Gebrauche; denn er ging über Religions- und Nationalunterschiede hinaus, und grundete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutzen, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung. Diese Stadte haben vollfuhrt, was Regenten, Edle und Priester nicht vollfuhren konnten und mogten. Sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa."

Wenn man in der neuen Geschichte den Geist der alten Republiken wieder finden will, muß man ihn in den Jahrbüchern und Chroniken der Reichsstadte aufsuchen. Eben die Abtheilung der Bürger in Zunfte oder Kirchspiele, eben die Strittigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern, eben die kluge Verwaltung durch Bürgermeister und Senate, eben die standhafte Vertheidigung gegen äußere und innere Feinde, eben die großen Beyspiele von Muth und öffentlicher Theilnahme, eben der

Eifer in aller Kunſt und Wiſſenſchaft, wie bey den Alten. Die Geſchichte der Griechen und Römer wird darum nur merkwürdiger, als jene der Reichsſtadte, weil erſtere die Meiſter aller Künſte, dieſe die Eroberer des ganzen Erdkreiſes wurden. Wenn man aber die Beſtrebungen der italieniſchen Stadte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, die Verfaſſungen von Hamburg, Venedig, Bern und Florenz, die Verhandlungen des Rheiniſchen und Hanſebundes, die Kampfe der Schweizer und Hollander fur ihre Freyheit, die Seezüge Venedigs gegen die Türken, und Lübecks unter dem Burgermeiſter Wullenweber beherzigt, ſo glaubt man wieder in den Zeiten der Alten zu leben.

Die Häupter der franzöſiſchen Revolution wollten den Geiſt der griechiſchen und römiſchen Republiken auf das franzöſiſche Reich pfropfen. Sie bedachten aber nicht, daß er nur in dem engen Bezirke einer Stadt oder eines Kantons beſtehen könne. Sobald die Römer ihr Gebieth über Italien und Griechenland ausgebreitet hatten, war der Geiſt der Republik verloren. Nur in den Reichsſtädten war er wieder auferwacht, und deſto wohlthatiger, weil er, nicht wie in Griechenland und Rom, unumſchrankt in alle Gewaltthaten eines unbandigen oder herrſchſüchtigen Volkes ausarten, ſondern durch Unterwerfung unter eine hohere Reichsgewalt nur für Kunſtfleiß, Geſetzlichkeit und Freyheit wirkſam ſeyn konnte.

Der Republikanismus der Reichsſtadte gab dem harten Soldatenaciſte des Adels und dem Inquiſitionsgeiſte der Geiſtlichen eine ſo glückliche Maßigung, daß beyde Stande, wenn ſie ihr Anſehen erhalten wollten, nur ihrer Beſtimmung gemaß, wohlthatig für das Ganze wirken mußten.

Einunddreyßigſtes Kapitel.

Von dem Städte- oder Hanſebund.

Dabey ſoll man ſonderlich wiſſen, daß wir eigentlich beredt und verdingt haben, daß eine jede Stadt, jeglich Land, jeglich Dorf, jeglicher Hof, ſo jemand zugehört, der in dieſer Bündniß iſt, bey ihren Gerichten, bey ihren Freyheiten, bey ihren Handfeſtenen, bey ihren Rechten und bey ihren guten Gewohnheiten gänzlich bleiben, als ſie es uns (usque huc) hergebracht und geführt haben; ſo daß niemand den andern daran kränken noch ſäumen ſoll.

Zuger Bundbrief 1352.

Der Hanſebund iſt eine der merkwürdigſten Begebenheiten der Weltgeſchichte. Er ſchränkte ſich nicht allein auf einen oder mehrere Staaten ein, ſondern er dehnte ſich bald über die ganze Welt aus. Von der mittelländiſchen bis zur Oſtſee, von dem atlantiſchen bis zum ſchwarzen Meere erſtreckten ſich die blühenden Aeſte dieſes fruchtbringenden Baumes. Auch in anderen Welttheilen hat er Wurzel gefaßt, und eine neue Welt entdeckt. Sein Zweck iſt kein anderer, als durch Arbeit und Betriebſamkeit das menſchliche Leben ſchöner zu machen, und ſich und das Seinige durch Geſetze und wechſelſeitigen Beyſtand zu ſchützen.

Ueber den Urſprung der Hanſe ſind die Nachrichten mangelhaft. Die Geſchichtſchreiber und Gelehrten waren keine Philoſophen. Sie beſchrieben und bemerkten die abſcheulichen Rauſereyen eines Krieges oder eines Schulſtreites umſtändlicher, als die nützlichſten Anſtalten und Erfindungen. Indeſſen iſt es doch unſtreitig wahr, daß

dieser Bund zuerst in Deutschland zu seinem Wesen gedie-hen ist. Man giebt allgemein Walpoden, einen wackern Bürger von Mayuz, als den Stifter desselben an.

In jenen barbarischen Zeiten, wo Raub für Erwerb, Faustrecht für Bürgerrecht, Leibesstarke für Tugend, und Fehde für Landwehre gehalten wurden, trat dieser Mayuzer auf, und sagte zu seinen Mitbürgern: „Wir Menschen sind von Gott nicht auf diese Welt gesetzt, um uns wie die wilden Thiere zu berauben und zu erwürgen, sondern durch Fleiß und Arbeit uns zu nahren, durch Künste und Wissenschaften uns das Leben angenehmer zu machen, und durch Gesetze und wechselseitigen Beystand einander zu schützen. Einzeln können wir das nicht. Auch selbst ein kleiner friedliebender Staat ist nicht stark genug, um den Raubern und Fehdeleuten einen kräftigen Widerstand zu thun. Auf meine Mitbürger! laßt uns zusammen stehen, und mit solchen Stadten, Gemeinden und Burgern einen gemeinschaftlichen Bund schließen, welche, wie wir, sich durch ihre Arbeit ernahren, und das Ihrige schützen wollen." Diese mannliche Rede wurde mit Beyfall aufgenommen, und die Mayuzer schwuren, den Landfrieden mit Gut und Blut zu behaupten. Sie schickten Gesandte an die benachbarten Stadte. Alle edle, rubeliebende Fürsten und Gemeinden traten bey; und in kurzer Zeit vereinigten sich über siebenzig der machtigsten und reichsten Stadte am Rhein, in den Niederlanden und der Schweiz mit Mayuz. Der Bund wurde bald so groß und machtig, daß er sich über ganz Europa verbreitete, und alle Rauber und Fehdeleute von den Flussen und Landstraßen vertrieb. Zwar wollten sich einige Ritter, besonders jene, welche bisher nur vom Raube lebten, ihm entgegensetzen. Sie suchten ihn bey Fürsten und Adel verdachtig zu machen.

Sie behaupteten: „Es sey unedel und unfürstlich, wenn Große und Adeliche sich mit Spießbürgern und Kaufleuten in Bündnisse einlassen wollten." Allein diese Einlispelungen machten keinen Eindruck. Die edelsten Fürsten und Kurfürsten traten ihm bey. Kaiser und Könige unterstützten und bekräftigten ihn. Sie sahen ihn als das heilsamste Mittel an, die Anarchie und das Räuberleben zu bändigen, und den so lange gewünschten, aber fruchtlos versuchten Landfrieden herzustellen. Man nannte ihn nach Lage und Umständen bald den rheinischen, bald den lombardischen, bald den schwäbischen, bald den Schweizerbund. Und dieses sind auch die ersten und zum Theil noch bestehenden Namen. Endlich aber wurde er unter dem gemeinschaftlichen Namen der Hanse bekannt. Dieses Wort ist Altdeutsch, und soll eine Verbindung zur wechselseitigen Beyhülfe bedeuten. Schon die alten Gothen nannten ihre ehrbaren und wohlhabenden Bürger Hansen oder Freyhansen. Es war also kein Volks- oder Staats-, sondern ein Bundesnamen. Wie die alten Deutschen zur Landwehre gerüstet das Heermanien (Germania) hießen, so nannten sich die zum gemeinschaftlichen Schutze verbundenen Städte, die Hanse.

Ich trete der Meinung jener großen Philosophen und Geschichtschreiber *) bey, welche diesen Bund für eins der heilsamsten Ereignisse halten. Die Hanse hat Wüste-

*) Man lese nur Montesquieu Esprit des loix. Voltaire essai sur l'Histoire. Hume History of Great Britain. Robertson Hystory of Charles V., besonders den ersten Theil. Smith whealt of nations. Pütter historische Entwickelung. Schmidts Geschichte der Deutschen. Mösers osnabrückische Geschichte. Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte ꝛc.; ihre Schilderungen scheinen wahre Lobreden zu seyn.

neyen in blühende Felder, und Moräste in prächtige Städte verwandelt. Ihr verdankt man die Verbesserung des Ackerbaues, die Vervollkommnung der Manufakturen, die Belebung des Kunstfleißes, und die Blüthe aller nützlichen und schönen Wissenschaften. Ihre Betriebsamkeit hat mehrere Länder entdeckt und angebaut, als die Alexander und Dsingiskane erobern und verwüsten konnten. Die vernünftigsten Gesetze und Verfügungen sind durch sie veranstaltet worden. Was Kaiser und Könige, Fürsten und Bischöffe, Kirchen und Reichstage so lange fruchtlos versuchten, hat sie zu Stande gebracht. Aus ihrem Bunde ist der so lange gewünschte Landfrieden und die bürgerliche Ordnung Europens und der Welt hervorgegangen.

Ihre Bundesgenossen waren auch die aufgeklärteste, nützlichste und edelste Klasse von Menschen. Sie ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit; liebten Gesetze und den Frieden. Sie zeichneten sich nur durch nützliche Erfindungen aus; führten eine ordentliche Haushaltung. Sie waren nüchtern und verständig. Sie ehrten ihre gesetzmäßige Obrigkeit, und wehrten sich nur gegen wahre Bedrückung. Ihre Wohlthätigkeit und Menschenliebe war gerecht und ohne Stolz oder Prätension. Sie haßten Betteley, Müßiggang und Aufruhr, aber unterstützten die Armen und die gerechte Sache, wenn es Nutzen brachte. Arbeit war ihre Ehre, und Recht ihr Wappen.

Selten, daß sie sich in unnöthige Kriege verwickeln ließen. Sie kannten keine andere und rechtmäßige Ursache dazu, als Schutz- und Landwehre. Was sollte auch ein rechtlicher Bürger für Vortheil davon haben, andere Völker mit Krieg zu überziehen und Eroberungen zu machen? Der Venetianer hatte keinen Nutzen davon,

wenn die Städte in den Niederlanden sanken, und der Antwerper mußte leiden, wenn die Felder in Italien verwüstet wurden. Sie mußten um die nämlichen Preise kaufen oder verkaufen, ob eine Stadt oder Provinz diesem oder jenem Prinzen zugehörte. Indessen haben sie, wenn man sie zum Kriege zwang, auch große Thaten im Felde gewirkt *). Durch sie hat der Land- und Seekrieg eine andere Richtung bekommen. Durch sie siegte das Fußvolk über die Reiterhaufen. Sie wurden, wie alle Kriegsschriftsteller bemerken, die Meister der heutigen Taktik. Doch könnte man an ihnen tadeln, daß sie aus übertriebener Sparsamkeit und Friedensliebe öfters den rechten Zeitpunkt, sich zu wehren, oder den Krieg abzuhalten, versäumten.

Die Feldherrnstelle übergaben sie entweder einem berühmten Krieger oder einem Fürsten. Ja sie ließen sich lieber durch ein Fürstenhaus beherrschen, als daß sie sich der Tyranney oder den Intriguen eines Cromwell oder Robespierre unterwerfen hatten. Doch gestatteten sie ihren Obrigkeiten keine willkührliche unumschränkte Gewalt; und ihre Feldherren befahlen mehr durch Beyspiel als durch Machtsprüche. Wenn sie gewahrte, ausgezeichnet und muthig an der Spitze einherzogen, folgte man ihnen gerne und mit Bewunderung. Im übrigen war es ihnen nicht erlaubt, eigenmächtige Anordnungen und Unterhandlungen zu pflegen. Dieß durfte nur ein Bundesbevollmächtigter thun; und zwar nicht in seinem, sondern in des Bundes Namen. Daher zogen solche Bevollmächtigte auch öfter mit den Armeen, sowohl um den Feldherrn zu unterstützen, als auch die Krieger anzufeuern. Was aber ihrem Muthe besondere

*) Der Morgarten, Sempach, Murten, ꝛc.

Kraft gab, war dieses, daß sie auch wußten, warum sie stritten. Sie trugen die theuersten Pfander ihres Muthes im Busen mit in die Schlacht. Sie stellten sich in Gedanken ihre Familie vor. Sie hörten das Heulen ihrer Weiber, das Schreyen ihrer Kinder. Sie dachten sich die Verwüstung ihrer Aecker, den Brand ihrer Häuser, und die Zerstörung ihrer Gewerbe. Sie brachten die Wunden zu ihren Weibern, ihren Müttern, und diese erwarteten sie mit inniger Theilnahme und Pflege. Man hat Beyspiele, daß selbst Weiber ihren zarten Busen in Harnische geschnallt, und mit ihren Männern gefochten haben. Auch stritten jene Städte und Gemeinden immer am tapfersten, welche dem Anfalle am nächsten ausgesetzt waren. Sie fühlten sich nur stark bey dem Rufe ihres Hauses und ihrer Weiber. Man sollte in diesem Punkte auch immer der Stimme der Frauen folgen, denn sie haben einen eignen Sinn für Häuslichkeit und Hausrechte, wenn ihre Eitelkeit nicht herrscht. Eine gute Frau liebt nur ihr Haus und fürchtet nichts mehr, als den Krieg. Ist aber ihr Liebstes mit Unrecht angefallen, so zeigen sie auch öfters mehr Muth als die Männer *). Es ist daher natürlich, daß ihre Stimme und Warnung die unverfälschte Stimme der Natur und Gottheit wird. Die alten Deutschen glaubten aus diesem Grunde, daß etwas Göttliches und Ahnendes in den Weibern wohne.

Unter den Religionen verehrten sie vorzüglich die christliche, weil sie, bey Zulassung verschiedener Gottesdienste, doch im Allgemeinen die menschlichsten Lehren von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, und die edelste Sittenlehre aufstellt. Sie hielten (nicht gerade jedes

*) Die Stammfacherin

Wort, jeden Ausdruck, sondern) den Sinn der Bibel für heilig — göttlich. Sie fanden in der Patriarchengeschichte die heilsamsten Lehren und Beyspiele für den Hausvater, in der jüdischen Volksgeschichte die heilsamsten Maximen und Beyspiele für den Burger, und im Evangelium die erhabensten Lehren und Beyspiele für den Menschen und Menschenfreund. Sie konnten nicht leiden, daß man über diese so einfaltigen Lehren und Begriffe viel grübeln und Systeme aufstellen wolle, und waren froh hier schon eine Lehre zu haben, worin Religion mit Wahrheit, Tugend mit Nutzen, und Himmel mit Erde gepaart ist.

Den öffentlichen Gottesdienst sahen sie als ein kräftiges Mittel der Erbauung und Sittlichkeit an, und ehrten die Diener und Lehrer der Religion als nützliche Staatsbediente. Aber zu Hause war jeder sein eigner Lehrer und Priester. Fanden sie außer ihrem Hause Aberglauben herrschen, so duldeten sie ihn. Ja einige Städte machten sogar einen Handelszweig daraus. Zu Augsburg wurden Heiligenbildchen mit eben dem Vortheil fabrizirt und verkauft, wie zu Nürnberg die Quinquaillerie. Die ächte Religion war aber in eines jeden Hause das Heiligste. Sie wünschten immer lieber eine Frau, Kinder und Gesinde mit, als ohne Religion. Doch liebten sie unter den Menschen mehr die Gemeinrechtschaffenen, als die Hochtugendhaften. — Ueberhaupt waren sie gegen einen jeden mißtrauisch, der eine übermenschliche Tugendlehre, oder ein schwer begreifliches, abstraktes System aufstellen wollte. Sie glaubten, daß ächte Wahrheit für jeden Menschen leicht zu begreifen, und wahre Tugend auch nicht so schwer auszuüben sey. Wer übermenschliche Theorien aufstelle, müsse eine starke Anlage entweder zu Schwarmerey oder Herrschsucht

haben. Im erſten Falle ſollte man ihn bemitleiden, im anderen mußte man ihn ſcheuen.

Die Hanſe beſtund aus Staaten und Bundsgenoſſen aller Art und Regierungsformen. Da ſie nur Einen Zweck, gemeinſchaftlichen Schutz und Behauptung eines Jeden Rechte hatte, war ſie auch nicht nach einer allgemeinen Staats- oder Standesform eingerichtet. Ihre Stifter glaubten, daß jede Gemeinde, jeder Kanton, jeder Genoſſe ſeine Verhältniſſe und Rechte haben könne, welche ſich auf die Natur ſeiner Lage und langen verjährten Beſitz gründeten. Daher ließen ſie auch ſelbſt denen unter ſich ihre Privilegien, welche ihnen dadurch ſchadlich waren. Sie ſahen, daß der Schöpfer in der Natur die Freyheit nur durch die Mannichfaltigkeit erhalte; und daß Einförmigkeit und völlige Gleichheit überall das Bild des Despotismus und Todes ſey. So haben jene redlichen Schweizer auf Grutli nicht Zerſtörung aller Formen, welche nicht wie ihre waren, ſondern nur Unſchädlichkeit derſelben beſchworen; auch ſelbſt nach glanzenden Siegen und Befreyungen haben ſie an ihren ſchändlichen Unterdrückern keine andere Rache genommen, als daß ſie Urfehde ſchwören mußten, nicht mehr den Boden der Freyheit zu betreten. Im übrigen ließen ſie einen Jeden bey ſeinen Rechten, Gütern und Gewalten. So wurde der Bund aus Fürſtenthümern und Republiken, aus Ariſtokratien und Demokratien, Stiftern und Klöſtern, Herzogen, Grafen, Rittern und gemeinen Bürgern zuſammengeſetzt. Jeder behielt ſeine eigne Verfaſſung und Verwaltung, wie man ſie nach Erfahrung und dem Willen des Volkes für gut befand, jeder ſeine eignen Rechte und Macht, wie er ſie erworben oder ererbt hatte. Nur dann mußten alle einig und

gewärtig seyn, wenn der Bund sollte geschützt und bekräftigt werden.

Ueber unerhebliche laufende Sachen berathschlagten sich die Häupter des Bundes (es mochten Fürsten oder Bürgermeister, Aebte oder Rathsherren seyn); über erhebliche, Alle; doch so, daß man auch deren Einleitung meistens den Häuptern überließ. Sie kamen auf gewissen Tagen zusammen, deswegen hieß man ihre Berathschlagung zu Tag nehmen; ihre Schlüsse, Tagssatzungen. Bald führte ein Fürst, bald ein Bürgermeister, bald ein Abt ꝛc. das Wort, je nachdem ihre Würde, Ansehen oder Verfalle Gewicht gaben: aber sein Vortrag wurde nicht als Befehl, sondern als Rath angesehen. Sie hielten mehr auf triftige Gründe und eine herzliche Sprache, als rhetorische Floskeln oder theatralische Wendungen. Gefiel eine Meynung nicht, so wurde sie mit Gegengründen verworfen; gefiel sie, so entschied öfter ein schlichter Beyfall oder Ja.

Auf nichts hielt man mehr als auf eine unpartheyische und strenge Gerechtigkeitspflege. Auf jedes Verbrechen war eine angemessene Strafe gesetzt. Verräther und Unruhestifter wurden mit dem Tode gestraft, Schandbuben in das Elend gejagt. Dieser Unterschied der Strafe hatte darin seinen Grund, weil man öffentliche Verbrecher auch zur Warnung öffentlich hinrichten, Schandthaten aber dem Auge der Unschuld verbergen wollte. Aber auch auf Privatverbrechen war die gehörige Strafe gesetzt. Mörder und Straßenräuber wurden aufgehangt oder mit dem Schwerdte gerichtet; gemeine Diebe mit Geld- oder Zuchthausstrafe belegt. Hauptsächlich hielt man viel auf Treue und Glauben im Handel und Wandel. Daher die vielfachen Gesetze über Kontrakte, Kauf, Verkauf, Wechsel und Schulden. Betrüger und

falsche Münzer wurden mit aller Art von Schande gebrandmarkt, ja nach Umständen mit dem Tode bestraft. Jede Gemeinde hatte ihre eignen Gerichte. Die Richter wurden meistens gewählt, und vieles durch Schiedsrichter und friedliches Zureden ausgeglichen.

Sowohl öffentliche als häusliche Geschäfte thaten sie mit Klugheit und Ueberlegung ab. Es ward selten einer als selbstständiger Bürger angesehen, wenn er nicht das gehörige Alter oder hinlängliches Vermögen und Geschicklichkeit hatte, womit er sich und seine Familie ernähren und dem Staate dienen konnte. Daher wurde jeder Jüngling zu etwas angehalten, und früh zu einem vernünftigen Manne gebildet. Ehe einer seinen eignen Herd hatte, oder ein Zeugniß seiner Kunst und Handthierung vorweisen konnte, ward er in keine Zunft oder Bürgerschaft aufgenommen. Dieses Zeugniß, oder ein Lehrbrief, war das Zeichen der bürgerlichen Ehre. Zuvor war er nur Hausgenosse; dadurch ward er nun Zunftgenosse — Bürger.

Vorzüglicher Fleiß und dadurch erworbene Reichthümer verschafften einen großen Kredit in der Hause. Dieß vererbte sich selbst auf Kinder. Doch wurde in öffentlichen Geschäften nicht allein auf Reichthum und Stand, sondern auch auf Geschicklichkeit gesehen. Ihre Rathsversammlungen bestunden nicht allein aus Reichen oder Edlen, sondern auch aus Gelehrten und Graduirten. Im übrigen gab aber Reichthum und ein blühender Gang der Geschäfte vorzügliches Ansehen. Es war ein großer Wetteifer unter den Hansen, wer die meisten Arbeiter und Kunden hatte, wessen Geschäfte am besten gingen, und wer große Güter und Kapitalien besaß. Diesen Kredit, diesen Namen, allezeit seine Rechnungen zum Vortheile zu schließen, eine Menge Arbeiter in seinem

Solde zu haben, und in alle vier Welttheile seinen Handel zu treiben, war ihr Ruhm im Hause, ihr Gewicht in öffentlichen Geschäften. Nicht nur in eignen, sondern auch bey benachbarten Staaten, erwarb es Ruhm und Ansehen, wenn ein Hanse sich durch große Reichthümer und einen soliden Handel auszeichnete. Dadurch erwarb er sich Zutrauen, Klienten und die Stimmen zu öffentlichen Aemtern. Allein eben diese Betriebsamkeit, dieser Hang, sich durch Reichthümer auszuzeichnen, wurde auch öfters die gefährlichste Klippe der Bürger und der ganzen Hanse. Wenn ein feindseliger Nachbar einen Hanseatenstaat in seine Handel oder gar in einen Krieg verflechten wollte, suchte er sich hauptsächlich hinter solche Leute zu machen, bey welchen er eine übertriebene Habsucht oder eine unbeschränkte Liebe zur Ueppigkeit bemerkte. Diese lockte er durch Geschenke und Bestechungen auf seine Seite. Sie empfingen Geld, niedliche Geräthschaften; sie wurden an fürstliche Tafeln gezogen, und ihre Weiber mit kostbarem Geschmuck und Flitterwerk geblendet. Die Erde bauen, oder die langwierigen Gaben der Industrie abzuwarten, schienen ihnen alsdann nicht so bequem, als Geschenke anzunehmen und ihr Vaterland zu verrathen. Auch wurde es nach und nach sogar für unklug und lächerlich gehalten, das durch redliche Arbeit und sauern Schweiß zu erwerben, was man durch Bestechungen so leicht erhalten konnte. Aber sie schadeten dadurch nicht nur ihrem Vaterlande, sondern sich selbst. Sie und ihr ganzes Haus wurden dadurch an Müßiggang, Ueppigkeit und Verschwendung gewöhnt. Sie besorgten nicht mehr selbst ihre Haushaltung, erzogen nicht mehr selbst ihre Kinder, sondern überließen es gedungenen Miethlingen, welche sie alle Augenblicke betrogen und beraubten. Ihre Weiber wurden eitel und

verführt; ihre Kinder verschwendeten das Geld eben so leichtfertig und schlecht, als es die Vater erworben hatten. Sie wurden müßig, leichtsinnig, und endlich Bettler. Der Feind, welcher sie bestochen hatte, brandschatzte und belegte ihr Land mit schweren Abgaben; und so mußten ihre Kinder und Enkel das wieder theuer bezahlen, was ihre Vater schlechterweise erworben hatten. Es ist sonderbar, wie widersprechend die Natur hier zu wirken scheint, daß gerade die nämlichen Menschen, welche sich aus Habsucht auf eine schlechte Art zu bereichern suchten, sich und ihr Land der größten Armuth und Bedrückung aussetzten.

Eine Folge dieser Habsucht und unrichtigen Spekulation war auch die schlechte Verwaltung der Finanzen. Es läßt sich kein vernünftiger und anderer Grund zu öffentlichen Abgaben denken, als erstens ein Beytrag zur Landesvertheidigung; zweytens zu öffentlichen Anstalten und Bauten, und endlich wo ein König oder Fürst das Oberhaupt des Staats ist, zur standesmäßigen Unterhaltung desselben. Die Hanse hatte hierin die vortrefflichste Anlage. Da der Zweck aller ihrer Kriege kein anderer seyn konnte, als gemeinschaftlicher Schutz gegen Räuber, und jeder Bürger Soldat war, so dauerten die Kriegskosten nur so lange, als der Krieg, und jeder verköstigte sich selbst; oder die Verwalter der öffentlichen Gelder wurden sorgfältig bewacht und kontrollirt. Die Erhaltung der innern Sicherheit und Polizey kostete auch nicht viel; denn die Magistratspersonen und Richter mußten entweder ihr Amt umsonst verwalten, oder zogen ihren Gehalt von den Sporteln und der Unklugheit der streitenden Partheyen. Die Pfarrer und öffentlichen Lehrer hatten ihrer Unterhalt aus ihren eigens angewiesenen Gütern und Pfründen; und öffentliche Bauten mußten

auch von denjenigen, so Nutzen daraus zogen, errichtet oder unterhalten werden. Die Könige und Fürsten bestritten ihren Aufwand aus ihren Domanen und Kammergütern, oder sie erhielten zuweilen ein freywilliges Geschenk. Aber die falschkalkulirende Habsucht führte bald ein anderes System ein. Das Finanzwesen wurde als ein neuer Handlungszweig betrachtet, der, wie der Luxushandel, bald seine eignen Angeber, oder doch ihre Kinder, traf. — Man nennt ihn den Stimmenhandel. Reiche Leute erkauften sich die einzelnen Stimmen ihrer ärmern Mitbürger wie Waaren, um sie hernach im Großen (en gros) mit Vortheil wieder verkaufen zu können. Sie schossen der Regierung zu einem öfters ungerechten Kriege Geld vor, um es in Friedenszeiten mit doppelten Zinsen aus neuen Abgaben und Fonds zu ziehen. So entstanden die sogenannten Staatsbanken, die fundirten Staatsschulden, die Fenster-, Rauch-, Mehl- und Lufttaxen. Dadurch wurde freylich die Bedrückung während dem Kriege nicht so gefühlt. Allein nach der Hand mußte sowohl das Volk, als selbst die Stimmenhändler und Vorschießer ihre Habsucht büßen. Die Regierung konnte Krieg anfangen, wenn sie wollte, sie konnte immer eine Abgabe nach der anderen fordern; denn die nämliche bestochene Hand gab und nahm aus der Tasche des Volks. Willkühr trat bald an die Stelle der Gesetze. Wenn auch die Stimmenhändler und Finanzmakler nicht gleich das Unheil fühlten, so mußten es doch ihre Kinder und Enkel entgelten. Das Blut und die Armuth der auf die Schlachtbank und an den Bettelstab gebrachten Kinder schreyt noch gegen den Wucher der Eltern, welche auf diese Weise das Wohl ihres Landes und Hauses verkauft haben. So gewiß ist es, daß der klügste Egoismus sich nur mit Tugend und Vaterlands-

liebe vertragen kann, und daß Redlichkeit und Arbeit die beste Hausspekulation ist.

Jeder Bundesgenosse war Herr und Priester in seinem Hause oder Erbe. Der Fürst saß geschützt auf seinem Throne, wie der Abt auf seinem heiligen Stuhle, der Ritter auf seiner Burg, und der Handwerker oder Bauer in seinem Hause. Die Wohnungen der gemeinen Bürger dienten nicht sowohl dem Vergnügen und der Pracht, als ihrem Geschäfte. Zimmer und Hausrath waren reinlich, oft niedlich, aber alles mußte dem Nutzen untergeordnet seyn. Der Handelsmann hatte in seinem Hause seine Waarenlager und Rechnungszimmer (Komptoir); der Meister seine Werkstatte, der Landwirth seine Scheunen, Speicher und Ställe. Ueberhaupt mußte in allen häuslichen Anstalten das Ueppige dem Nützlichen, das Leichtfertige dem Soliden nachstehen.

Ihr Anzug war reinlich, aber dauerhaft. Sie liebten wenig das Glänzende und Flitterhafte. Einfach und einfarbig waren fast ihre Kleider, aber vom besten Zeuge. Die Reichen trugen auch Spangen, Ringe und anderes Geschmeide vom großem Werthe; aber diese Dinge behielten auch ihren Preiß, wenn sie länger getragen waren. Die Kleidung der Weiber war eben so einfach, wie jene der Männer, nur glänzender und niedlicher. Ihr Schmuck bestand in goldenen Ketten, Edelsteinen, Perlen und feinen Spitzen, welche sie auch auf Töchter forterben konnten. Van Dyk und Titian haben die alte Kleidertracht der Weiber uns vorgemalt. Sie wußten ihre Reize so fein zu verdecken, daß sie eben darum, weil sie dem Auge mehr zu wünschen und zu enthüllen übrig ließen, desto länger gefielen.

Obwohl unter jungen Leuten Liebe zugelassen wurde*),

*) Wie in der Schweiz das sogenannte Kilchen.

so herrschte strenge Zucht unter den Eheleuten, und man findet keinen Theil ihrer Sitten untadelhafter. Jeder Mann war mit einer Frau zufrieden, wenige ausgenommen, die aber von Allen als Wollüstlinge und Schwelger verachtet waren. Sowohl die Braut als der Brautigam brachte ein Heyrathsgut bey. Die Eltern und Verwandten kamen zusammen, um die Mitgift zu ordnen. Aber dieselbe wurde nicht als der beste Brautschatz angesehen, sondern Fleiß, Sittsamkeit, Hauslichkeit und der Lehrbrief. Darauf wurde die Braut heimgeführt. Dieß hielten sie für das engste Band der Ehe, als ihr Heiligthum, ihre Hausgötter, als den wahren Segen Gottes. Die Frau durfte sich auch nicht beyfallen lassen, daß sie jetzt aller Tugend und Arbeit überhoben sey. Gleich bei dem Eintritte in das Haus wurde sie gemahnt: daß sie jetzt in Freud und Leid, in Ruhe und Arbeit ihrem Manne eine getreue Gehülfin sey. Dieß sollte der Treuring bedeuten; dieß sagte ihr der Priester am Altare; dieß bewieß die Hausfeuer. So sollte sie leben; so sollte sie sterben; und ihre häusliche Ehre auf Kinder und Enkel bringen. Die Weiber griffen auch nach dem Hauswesen. Sie wurden zu der Zeit weder durch üppige Schauspiele noch durch schlüpfrige Romane verderben. Weder Mann noch Frau verstanden die gefahrliche Kunst, geheime Liebesbriefe zu schreiben, daher waren auch die Ehebrüche und das Verderben der Familien seltener. Solche Laster wurden nicht in's Lächerliche gedreht, und weder Verführen noch Verführtwerden große Welt genannt. Ueberhaupt herrschten damals mehr gute Sitten, als jetzt gute Gesetze.

Die Kinder liefen im Hause ohne Ziererey und Steifheit herum. Jede Mutter stillte ihre Sauglinge an ihren eignen Brüsten. Man vertraute dieß heilige Geschäft

keinen fremden ungesunden Weibern an. Die Kinder hatten Leibesbewegungen und Spiele. So wuchsen sie zu gesunden, starken Menschen heran. Das Herrnkind ward nicht zärtlicher erzogen, als das Knechtskind. Sie liefen, spielten und rauften sich mit einander. Erst mit den Jahren entdeckte man, wer sich durch eine bessere Erziehung auszeichnete. Frühe wurden sie zur Arbeit und einem Geschäfte angehalten, womit sie sich künftig ernähren wollten. Auch in den schönen Künsten empfingen die reichern Unterricht, doch so, daß sie ihnen mehr zum Anstand und Zeitvertreib als zum Gewerbe dienen sollten. Religion galt ihnen statt aller Moral, und Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf Geschäfte und Häuslichkeit statt der Schullogik. Man suchte ihnen alle Gegenstände der Verführung aus den Augen zu entfernen; und die Sitten der Eltern widersprachen nicht den Lehren der Schulmeister.

Waisenkinder waren bey ihren Oheimen so gut aufgehoben, wie bey ihren Vatern. Man wählte die Vormünder meistens aus den Verwandten und Freunden. Sie hielten nämlich die Blutsfreundschaft als ein heiliges, unverbrüchliches Band; und nahmen daher auch in ihren öffentlichen Händeln, z. B. bey Aufnahme neuer Bürger, bey Wahlen und Zunftgeboten Rücksicht darauf; als wenn solche Haus- und Familienverbindungen den Gemeingeist und die Vaterlandsliebe länger erhielten. Die Kinder waren der Eltern natürliche Erben. Die Enterbung hatte nur bey Verschwendung oder unnatürlichem Betragen der Kinder Statt. Aber auch hier war das Gesetz zum Vortheil der Kinder gemacht. Man enterbte nur aus einer frommen Ursache, um ihre Fehler und Verschwendung nicht auf die Enkel zu bringen. Wenn keine Kinder vorhanden waren, so traten die

nächsten Blutsverwandten, die Brüder, Geschwister, und Oheime ein. Familienzwist brachte zwar öfters unnatürliche Testamente hervor, meistens aber behauptete die Natur wieder ihr Recht, und Blutsfreundschaft kam wieder an die Stelle der Wortfreundschaft. Je mehr ein Hausvater Kinder und Enkel hatte, desto süßer war ihm das Alter. Jeder Hausgenosse nahm Theil, sowohl an der Freund- als Feindschaft seiner Familie. Doch dauerten die Feindschaften nicht gar lange. Das beständige Verkehr, was unter diesen Menschen getrieben wurde, versöhnte öfters die ärgsten Feinde. Eine nützliche Gewohnheit! Denn nichts ist dem Handel und Freystaaten gefährlicher, als solche Feindschaften.

Ihre tägliche und häusliche Kost war sehr einfach. Eine Suppe, ein Zugemüß und etwas Fleisch war die ganze Mahlzeit; Bier oder Wasser mit Wein vermischt, ihr ordentlicher Trank. Aber bey außerordentlichen Fällen und Gastmählern wußten sie auch fürstlich zu traktiren. Da stunden die köstlichsten Gerichte in den niedlichsten Gefäßen auf der Tafel. Einheimische und fremde Weine wurden umhergebothen; Zuckerwerk und Früchte aller Jahrszeiten eingeschoben.

Man traf bey ihnen auch verschiedene öffentliche Lustbarkeiten und Spiele an. Die jungen Bürger übten sich im Scheibenschießen, Ringen und in den Waffen. Diese Uebungen brachten bey ihnen die Fertigkeit, die Fertigkeit der Kriegskunst hervor. Schauspiele hatte man nicht so oft, wie jetzt; und wenn ein Stück aufgeführt wurde, mußte es aus der vaterländischen Geschichte seyn, um den Patriotismus zu beleben. Ein beständiges Theater, wo Liebesintriguen und Romanengefühle vorgestellt wurden, hielten sie für eine Verführungsschule der Jugend und der Weiber. Doch liebten sie Musik und

Dichtkunſt; und hierin zeichneten ſie ſich vorzüglich aus. Unſere erſten Dichter und Meiſterſänger ſind aus der Hanſe hervorgegangen. Dieſe Beſchäftigung iſt unſchuldig, und ihre Lieder waren heilige oder Vaterlandsgeſänge. In Geſellſchaften pflegten ſie auch zu ſpielen; aber Haſardſpiele waren unbekannt. Glücklich das Haus und Land, wo die Spielſucht nicht Sitte iſt! Sie wird vorzüglich Handelsleuten gefährlich. Es giebt Handelsſtädte, wo Wagſpiele mit einem ſolchen Frevel und Leidenſchaft getrieben werden, daß Leute, wenn ſie auch ihr baares Geld verloren haben, endlich ihr ganzes Vermögen auf einen Wurf ſetzen. Der Zugrundgerichtete muß alsdann, wenn er noch Schaam hat oder nicht betteln will, ſich zu den niedrigſten Knechts- oder Maklersdienſten verſtehen. Wenn der Menſch einmal auf einer böſen Gewohnheit haftet, kömmt er zuletzt zu ſolchen Irrgſchlüſſen, daß er durch eben die Mittel, wodurch er ſich am leichteſten zu bereichern ſuchte, zum Bettelſtab oder Knechtsſtand herabſinkt. Es ſteht ihm alsdann kein anderer Weg offen, ſich wieder in Kredit zu erheben oder gar aus dieſen Banden zu reißen, als Arbeit und Nüchternheit.

Im Uebrigen waren Diener und Geſinde nicht wie Sklaven gehalten; und wer arbeiten wollte, fand leicht Brod und einen guten Herrn. Jeder Hausvater regierte menſchlich ſein Haus. Er vertheilte die Arbeit unter ſeine Leute, wie unter Pächter aus. Die Taglöhner und Arbeiter waren keine Leibeignen, welche man prügeln und willkührlich behandlen konnte, ſondern Leute, die mit ihrem Herrn und Meiſter einen Vertrag auf Arbeit und Lohn eingehen. Daher wurden ſie auch gut gehalten. Ja man hat Beyſpiele, daß Knechte und Mägde wie Kinder und Freunde des Hauſes angeſehen waren. Wurde einer einmal geſchlagen oder mißhandelt, ſo geſchahe

dieß nicht mit Recht, sondern in einem Anfalle von Zorn, wo das Gesinde auch selbst den Herrn verklagen konnte.

Unter den gemeinen Bundsgenossen war Handel, Manufaktur oder Feldbau die Hauptbeschäftigung. Betrug und Wucher, oder sonst ein unehrliches Handwerk benahm allen Kredit. Die Schande, welche Betrüger und solche Leute brandmarkte, wirkte mehr, als selbst die Gesetze dagegen. Man hat daher auch der Hanse sowohl im Ackerbau, den Künsten, als in der Gesetzgebung und den Wissenschaften mehr zu danken, als manchen Großen und Weisen. Die größten Geschichtschreiber und Schriftsteller alter und neuer Zeiten bekennen einstimmig, daß die Hanse die kräftigste Beförderung der bürgerlichen Kultur war. Ihre Erfindungen und Spekulationen gründen sich auch mehr auf Nutzen, als auf Tand, mehr auf gesunden Mutterverstand, als spitzfindige Grübeley. Sie haben keine Pythagoräische Zahlen, Platonische Ideen, oder Epikurische Atomen erfunden; aber die Pflugschaar, die Mühlen, das Geld, die Webstühle, den Kompaß, die Buchstaben, die Buchdruckerey, das Papier, das Rechnungswesen, die Erdäpfel, vernünftige Gesetze und die Hanse. Nicht eben, daß sie Verächter der Wissenschaften und Gelehrsamkeit gewesen wären; sie lasen und studierten so gerne, als mancher Gelehrte von Profession. Aber ihnen waren politische und ökonomische Schriften und Studien lieber als metaphysische und polemische. Die gewagten Theorien über himmlische Naturen und utopische Republiken ꝛc. konnten sie zwar belustigen, wie Romane und Feenmährchen; aber sie fanden mehr Spielwerk des menschlichen Geistes, als Nutzen darin. Ihnen war daher auch ein Dichter, der seine Träume für nichts mehr, als Gedichte ausgiebt, lieber als ein Sophist oder Seltenpfeifer, welcher seine Grillen dem Menschen-

geſchlechte als ewige, göttliche Wahrheit aufzwingen will.

Daher hatte auch der Ehrgeiz der Hanſegenoſſen ſo wenig nachtheilige Folgen. Freylich ſcheint es lächerlich, wenn man einen Kaufmann oder Eigenthümer auf ſeinen Reichthum dicke thun ſieht. Aber er iſt doch eine Folge ſeines Fleißes und ſeiner Nüchternheit. Ihr Ehrgeiz war darum eben nicht verwüſtend. Alexander iſt freylich mehr berühmt, weil er eine halbe Welt verwüſtet, als Walpoden, der einer halben Welt den Frieden gegeben hat. Man kennt den Caglioſtro freylich mehr, weil er eine halbe Welt zum Narren gemacht, als den Finder der Erdäpfel, der eine halbe Welt genährt hat. Warum? — Die Thaten der erſtern werden immer noch große Geiſtesunternehmungen, und die der letztern nur eine ſchlaue Handelsſpekulation genannt. O Menſchen! Werdet einmal klug und achte Philoſophen. Verweiſt einen Alexander oder Caglioſtro auf das Theater, um die papiernen Köpfe abzuhauen oder zu verwirren, und verehrt nur die Walpoden, Flevit, Goja und Drake, ꝛc. als eure wahren Wohlthäter.

Auf prächtige Grabmäler hielten die Hanſegenoſſen eben nicht ſo viel. Sie glaubten, es ſey eine den Todten und Lebendigen gleich ſchwere Laſt. Dieſes war nur üblich, daß reiche und vornehme Bürger beſondere Gräber und Steine hatten. Doch wurden den berühmten, und um das Vaterland verdienten Leuten, auf gemeine Koſten Ehrenmäler errichtet. Der Verſtorbene wurde von ſeinen Freunden und Nachbarn zum Grabe begleitet. Ihre Thränen gingen bald vorüber, nicht ſo ihre Betrübniß. Die Weiber ließen ſie um die Todten weinen, die Männer dachten an ſie.

Dieſes iſt nur eine allgemeine Schilderung der hanſeatiſchen Sitten. Wer wollte die Verfaſſung und Gebräuche einer jeden Stadt, eines jeden kleinen Staates beſchreiben, woraus ſie zuſammengeſetzt war? Die eigentliche Hanſe iſt zwar verſchwunden; aber Spuren davon findet man noch heute in der Schweiz, in Holland, in Hamburg, in Italien und den meiſten ehemaligen deutſchen Reichsſtadten. Doch auch da nimmt das Verderbniß zu. Die alte Welt fängt an zerbrechlich zu werden, der Geiſt der Hanſe iſt in die neue geflüchtet.

Zweyunddreyßigſtes Kapitel.

Von Landſtänden.

Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le tems qu'il y subsista.

Montesquieu.

Man mag die Verfaſſungen der griechiſchen und römiſchen Republiken noch ſo ſehr bewundern; am Ende bleibt es immer wahr und gewiß, daß keine Staatsorganiſation weiſer und auf Freyheit und Gerechtigkeit gegründeter gefaßt worden ſey, als die altgermaniſche. Ihre Anlage war vortrefflich, ihr Geiſt groß, und ſelbſt ihre Abartung zeigte, wie Montesquieu ſagt, noch von Klugheit und Feſtigkeit.

Sobald die bürgerliche Gesellschaft ihren rohen Zustand überschritten hat, erwachsen in ihr eine Menge neuer Bedürfnisse, verschiedene Klassen und Stände unter den Bürgern, und es werden auch eine Menge neuer Anstalten nothwendig, welche der noch unkultivirte Mensch nicht kannte und nicht brauchte. So lange die alten Deutschen in ihren Waldern wohnten, und sich blos durch die Jagd und Viehzucht ernahrten, konnte jeder Bürger ohne Unterschied einen unmittelbaren Theil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen. Wer in dem Heerbanne mit Waffen erschien, war auch Glied des allgemeinen Landtags.

Indessen finden wir auch schon in diesem Zustande einige Spuren von Subordination und Volkseintheilung. Sie hatten ihre Marken und Gauen, ihre Herzoge und Fürsten, ihre Grafen und Priester, ihre Edlen und Gemeinen, ihre Herren und Knechte; und die Organisation zur Fehde (Feudalverfassung) war eine ganz andere, als jene zur Landwehre. An dieser nahm jeder Bürger und freye Mann Theil, da fochte Nachbar bey Nachbar, Gemeinde bey Gemeinde. In jener galt Rang und Sold, Lehenpflicht und Folgsamkeit. Bey der Landwehre entschied das Volk, bey der Fehde der Fürst.

Als die deutschen Völkerschaften endlich in Europa Staaten gründeten, und dadurch die bürgerlichen Gewerbe und festere Wohnsitze häufiger wurden, verlor sich das gemeine Volk fast ganzlich in der Leibeigenschaft, und die Freyen und Edlen der Nationen in der Feudalverfassung. Da gab es denn nur zwey Stände im Staate; die Geistlichkeit und der Adel.

Mit der Vernichtung der Freyheit der Gemeinen war auch die Gewalt der Fürsten geschwacht; denn sie fanden kein Gewicht mehr, was sie der Gewalt der beyden

Hauptstände entgegenstellen sollten. In diesem Drange machten sie daher gemeine Sache mit dem Volke, erhoben es dort aus seiner Sklaverey, hier vereinigten sie es in größere Städte, und zwangen sonach ihre mächtigen Vasallen, auch dessen Standschaft wieder anzuerkennen. Dadurch bildeten sich nun sowohl in einzelnen Ländern als ganzen Reichen drey Stände, nämlich der geistliche, Adel- und dritte Stand.

Wie sich ein jeder Gau gestaltete, so auch das ganze Reich. Nebst den weltlich-fürstlichen Ländern entstanden auch noch im deutschen Reiche geistliche Fürstenthümer und Reichsstädte. In jenen galten die Domkapitel, in diesen die Rathskollegien und Zunftmeister als Landstände. Ueberhaupt nahm das ganze Reich die nämliche Gestalt, wie die einzelnen Landschaften an. Wie in diesen die Prälaten, der Adel und die Städte die Landstände waren, so wurden auf dem Reichstage die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Reichsstädte, Reichsstände; und der Fürst war das in seinem Lande, was der Kaiser im ganzen Reiche. Wir wollen nun die Vortheile dieser Anstalten näher beleuchten.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt es drey wichtige Bedürfnisse und eben so viel Triebfedern, welche das Ganze beleben und zusammenhalten. Erstere sind die Ernährung, die Bewehrung, und die Belehrung; letztere Reichthümer, Ehre und Religion. Ein jeder der drey Lands- oder Reichsstände war Vorsteher eines dieser drey Grundsteine der bürgerlichen Gesellschaft. Die Geistlichkeit hatte auf die Sitten und öffentliche Lehre, der Adel auf die Gesetze und öffentliche Sicherheit, der dritte Stand auf den Reichthum und Wohlstand des Staates zu wachen. Ohne Genehmigung des erstern konnte keine Veränderung oder Reformation

in der Religion und Sittlichkeit, ohne den zweyten keine in der Staatsverfassung, ohne den dritten keine bey den öffentlichen Steuern und Abgaben, gemacht werden; aber alle zusammen waren die Stellvertreter des ganzen Volkes auf Land- oder Reichstagen.

So will es die Natur der Dinge, so lehrt es die Erfahrung so vieler Jahrhunderte. Einem Staate, wo blos die Geistlichkeit regiert, fehlt es an aller Betriebsamkeit in Gewerben, an aller Kraft der Vertheidigung; so wie ein blos militarischer den Despotismus, ein blos kaufmännischer oder handwerklicher die Feigheit und den Eigennutz hervorbringt. Wenn aber ein jeder dieser drey Stande den anderen im Gleichgewichte und Uebung erhalt, und alle gemeinschaftlich zum gemeinen Besten wirken, so kann nur Freyheit und Kultur die Frucht ihrer besonderen Bestrebungen seyn. Will alsdann die Geistlichkeit das Volk ihrer alleinigen Gewalt unterwerfen, so tritt der Adel mit seinen Waffen, der dritte Stand mit seinen Reichthumern hervor, und thut ihm Einhalt: will der Adel durch die Macht seiner Waffen drohen, so setzt ihm die Geistlichkeit die religiöse Pflicht und der dritte Stand seine Menge entgegen: und will sich das Volk empören, so bringt es die Geistlichkeit durch Religion, der Adel durch Waffen zur Ruhe. So ist der ursprüngliche Geist der Landstande, so ihr Zweck und ihre Pflicht.

Diese Gewalt der Landstande war auch nicht weniger, als für die Würde und Gewalt der Fursten und Konige nachtheilig. Sie hatten in vielen Staaten die gemeine gesetzgebende Macht, obwohl sie, ohne Einwilligung der Stände nichts in der Grundverfassung andern konnten. Von ihren Regierungen liefen alle Verordnungen und öffentliche Anstalten aus. Sie setzten die Landsgerichte ein. Ihre Kammer verwaltete die öffentlichen Gelder.

Die Truppen ſtunden unter ihrem Befehle, ſie verwalteten die äußeren Angelegenheiten; übten die Oberpolizeygewalt aus, und vollſtreckten alle Geſetze. Wollte ein Stand ſich ihrer geſetzmäßigen Gewalt widerſetzen oder Unruhen im Staate anzetteln, ſo konnten ſie des Beyſtandes der übrigen verſichert ſeyn, wenn ſie ſelbe nur klug zu behandeln wußten.

Indeſſen konnte es bey aller der Weisheit dieſer ſtändiſchen Verfaſſung, bey aller der klugen Vertheilung des Staatsgewichtes und der Gewalt nicht fehlen, daß nicht in altern und neuern Zeiten gefahrliche Unruhen und bürgerliche Kriege in den Reichsſtaaten entſtanden wären. Nach dem Urtheile der größten politiſchen Schriftſteller ſind aber gerade die freyeſten Staaten am meiſten zu Unruhen aufgelegt. Wenn alſo hier nicht eine höhere Macht eintritt, um ſelbe beyzulegen und zu ſchlichten, ſo iſt Anarchie und endlich gänzliche Auflöſung der Verfaſſung die leidige Folge davon. So wiſſen wir, daß die beſtgegrundeten Republiken des Alterthums durch ſolche Zwiſtigkeiten zu Grunde gegangen ſind.

Gegen dieſe Mißbrauche der ſtandiſchen Freyheit haben aber auch unſere Vater die weiſeſten Verfügungen getroffen. Wenn nämlich die Empörung der Stände gegen den Fürſten, oder die Bedrückung eines Fürſten gegen das Volk, oder auch die Strittigkeiten der Stände gegen einander ſo weit gekommen waren, daß keine innere oder wechſelſeitige Vermittelung mehr möglich war, und nur die Sache durch einen blutigen bürgerlichen Krieg entſchieden werden konnte; ſo ſtunden den ſtreitenden Partheyen immer noch die höchſten Reichsgerichte offen, welche die verwirrte Sache mit Unpartheylichkeit ſchlichten, und die anmaßende Parthey mit Gewalt zur Ruhe und Pflicht verweiſen konnten. Eine weiſe und vortreff-

liche Anſtalt, welche, wenn ſie in ihrer ganzen geſetzlichen Fülle immer wirken könnte, allen Despotismus und Aufruhr zur geſetzlichen Pflicht oder Freyheit zurückführen würde.

Dreyunddreyßigſtes Kapitel.

Von den Domkapiteln.

Ego Henricus dimitto omnem investituram per annulum et baculum, et concedo in omnibus ecclesiis fieri electionem liberam. Concord.

In den erſten Jahrhunderten der Kirche wurden die Biſchöffe von der chriſtlichen Gemeinde gewahlt. Nach der Hand überließ man das Wahlrecht den Aelteſten oder Prieſtern (πρεσβυτεροι). Unter den machtigen Karolingern ſetzten ſie die Könige und Herzoge ein. Dieſe Gewohnheit dauerte auch unter der ſachſiſchen und frankiſchen Dynaſtie fort, bis endlich die Pabſte über die Kaiſer die Oberhand behielten, und durch ein Konkordat die freye Wahl wieder den vorzuglichſten Geiſtlichen erworben hatten.

Von nun an war bey einem jeden biſchofflichen Sitze auch ein Kapitel, welches die Biſchoffe wahlte. Es war aber bisher, ſagt Pütter, mit den Prieſtern oder Domherren der Kapitel nach und nach eine merkwurdige Veränderung vorgegangen. Seit Ludwigs des Frommen Zeiten ſollten ſie eigentlich, nach der von einem gewiſſen Biſchoff Chrodogang zu Metz aufgebrachten Regel, auf ahnliche Art, wie Monche, ein gemeinſames Leben

führen, beysammen wohnen, an einem Tische essen, in einem Hause schlafen u. s. w. Verschiedene bischöffliche Kirchen waren selbst ursprünglich mit Benediktinermönchen besetzt *). Allmählig kam es aber in einem Bißthume nach dem anderen dahin, daß anstatt der gemeinschaftlichen Wohnung und Tafel, ein jeder Domherr seine eignen Einkünfte zog, seine eigne Wohnung nahm, seine eigne Wirthschaft führte, und also seine Pfründe nach Gutbefinden benutzte, auch selbst die ihm obliegenden gottesdienstlichen Handlungen durch Andere (Vikarien) an seiner Stelle verrichten ließ. Nur allgemeine Gesammtangelegenheiten blieben kollegialischen Zusammenkünften und Berathschlagungen vorbehalten, die dann bey versammeltem Kapitel gehalten wurden. In solcher Absicht war von Zeit zu Zeit die persönliche Anwesenheit (Residenz) eines jeden Domherrn erforderlich. So entstand ohngefahr die erste Grundlage der Verfassung der Domkapitel.

Sowohl die Pfründen der Domherren als die bischöfflichen Einkünfte waren in den meisten Stiftern so beträchtlich, daß nicht nur um Bißthümer und andere Plalaturen,

*) In Deutschland kann man wenigstens sieben Domkirchen zählen, deren Geistliche erst Mönche waren, nämlich: Freysingen, Salzburg, Utrecht, Eichstädt, Würzburg, Bremen und Regensburg. Abele Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte, 16 St. (Leipz. 1778. 8.) S. 80. Auch „dem Bischoffe zu Ratzeburg ward eine Kongregation von zwölf regulären Kapitularen zugeordnet, welcher Pabst Hadrian IV. (1157.) die Regel des heil. Augustins. nebst dem Prämonstratenser Habit verschrieb, und das freye Wahlrecht ertheilte." Friedrich August Rudloffs pragmatisches Handbuch der Mecklenburgischen Geschichte, Theil 1. (Schwerin 1780. 8.) S. 161.

ſondern auch um dommherrliche Pfründen die edelſten Geſchlechter von hohem und niederm Adel ſich bewarben. Wo es nur irgend die Umſtande und Zeitlaufte begünſtigten, wurden bald Stiftsgeſetze (Statute) zum ausſchließlichen Vortheil des Adels errichtet, daß niemand, als wer eine gewiſſe Anzahl adelicher Ahnen beweiſen könne, zu Domherrenſtellen, geſchweige gar zur biſchöfflichen Würde zugelaſſen werden ſollte. Auf ſolche Art vereinigte ſich ein gewiſſes gemeinſchaftliches Intereſſe der Domkapitel und der Ritterſchaft, um wo möglich den Bürgerſtand ſowohl von aller aktiven als paſſiven Theilnehmung an den Biſchoffswahlen auszuſchließen. Dazu war aber kein bequemeres Mittel, als dem jetzt ohnedem in das hierarchiſche Syſtem eingeflochtenen Grundſatze nachzugehen, daß es überall unſchicklich ſey, weltliche Stimmen an Beſetzung geiſtlicher Stellen Theil nehmen zu laſſen. Fügte ſichs nun etwa, wie der Fall nicht ſelten war, daß bey einer Biſchoffswahl die Bürgerſchaft einen anderen Kompetenten begünſtigte, als der Klerus und die Ritterſchaft, ſo vereinigte ſich dieſe lieber mit der Geiſtlichkeit, oder opferte lieber ihre bisherige Theilnehmung am ganzen Wahlrechte auf, um nur auch den Bürgerſtand deſto eher und ſicherer ganz von allen Biſchoffswahlen zu entfernen.

So kamen alſo die Biſchoffswahlen, hier früher, dort ſpäter, meiſt ausſchließlich in die Hande der Domherren; faſt auf gleiche Art, wie die Kardinäle nach und nach allein zur Pabſtwahl, und die Kurfürſten zur Kaiſerwahl gelangten. Auch in anderen Rückſichten entſtanden daraus ähnliche Verhältniſſe. Ein Biſchoff, dem es nicht gleichgültig war, was er für einen Nachfolger bekam, ſuchte gerne die Domherren zu Freunden zu haben. Sie waren ohnedem gleichſam Beſtandtheile

eines Leibes, da der Bischoff mit ihnen zusammengenommen die Kirche vorzustellen schien. Sie wurden also zu Rathe gezogen, bald durfte ohne ihre Einwilligung nichts Wichtiges vorgenommen werden.

Wenn das alles zum Theil ein stillschweigendes Herkommen zu begründen angefangen hatte, so kam man bald ferner auf die Gedanken, bey der Wahl eines neuen Bischoffs ihm eine Kapitulation vorzulegen, worin er eidlich versprechen mußte, die darin enthaltenen Vorschriften zu beobachten *). So entstand ein ganz neues Verhältniß zwischen Bischöffen und Domkapiteln, welche letztere während der Zwischenzeit (Sedisvakanz), wenn der bischoffliche Stuhl durch Todesfall, Resignation oder sonst erlediget war, ohnedem alle bischoffliche Gerechtsame auszuüben bekamen.

So verlor sich aber auch beynahe ganz die ursprüngliche Bestimmung der Bischöffe und Domherren. Beyde kamen jetzt in solche Umstande, daß man kaum mehr daran dachte, daß Gottesdienst und geistliche Verrichtungen ihr Geschafft seyn sollten. Bißthümer und Pfrün-

*) Schon vom XIII. Jahrhundert finden sich Urkunden, worin neuerwählte Bischöffe ihren Domkapiteln gewisse Verrechte zusichern, z. B. vom Bischoff Bechtold von Passau 1252 in Hansitz Germ. sacra tom. I. p. 391. Von formlich beschwornen Kapitulationen ist eine der ersten vom Erzbischoff Albrecht zu Magdeburg 1383 in Ludewig reliqu. MStor. tom. 12. p. 471. Andere vorzügliche Beyspiele sind hernach die von Würzburg 1411, und von Bamberg 1422, jene in Lünigs Reichsarchiv spicil. eccl. tom. 2. p. 969, letztere in der Prüfung der Schriften des Bambergischen Domkapitels (1745) Th. 2. §. 23. Adolf Felix Henr. Posse über die Rechtsbeständigkeit der Wahlkapitulationen katholisch geistlicher deutscher Fürsten (Göttingen 1784. 4.) Seite 36. 38.

den wurden jetzt als Stiftungen angesehen, die zum Vortheile des hohen und niedern Adels errichtet waren, und Söhnen, die mit Geschlechtsgütern nicht versorgt werden konnten, zur Versorgung dienen mußten.

Eben so ging es mit den Klöstern, deren Reichthümer ihren Mitgliedern so vielen Stoff zu Bequemlichkeiten des Lebens verschafften, daß sie bald von der ersten Absicht ihrer Stifter und von der Vorschrift ihrer Ordensregeln fast gänzlich abwichen. Diesem Uebel abzuhelfen, dachte man zwar hin und wieder auf eine Umbildung des Benediktinerordens, wie im XI. Jahrhundert insonderheit zu Clugny in Bourgogne, und zu Hirschau im Würtembergischen geschah *); oder es entstanden selbst neue Orden, wie 1086, die Karthäuser **), 1098, Cistercienser ***),

*) Den Anfang machte der Abt Odo zu Clugny, dessen Mönchszucht gegen das Ende des XI. Jahrhunderts sich in ganz Europa verbreitete. Zu Hirschau führte der Abt Wilhelm zwischen 1069 und 1091 eine neue Zucht ein. Er war ein gebornet Bayer, erst Religieux zu St. Emmeran. Nach seiner Vorschrift mußten beständig 12 Mönche die Bücher der heiligen Schrift und verschiedene Traktate der älteren Kirchenväter abschreiben, die er hernach in die Kloster austheilte. Die Kongregationen von Clugny und Hirschau wurden hernach berühmte Namen. Lori Bayr. Gesch. S. 656.

**) Karthäuser entstanden zu Chartreuse bey Grenoble in Dauphine, auf Veranstaltung eines Deutschen, Namens Bruno aus Kölln, der Chorherr in Reims war. Erst 1174 kamen sie nach Bayern. Lori Bayr. Gesch. Seite 659.

***) Der Cistercienserorden breitete sich in Deutschland bald aus, und seine Glieder bekamen Antheil an kirchlichen Bedienungen. Schon im Jahre 1122 rief sie der Erzbischoff Friedrich von Kölln in sein Land, und stiftete ihnen das Kloster Altcampen (Camp), dessen Abt sich noch jetzt Primas

1121, Prämonſtratenſer *). Aber ſo groß der Ruf dieſer neuen Stiftungen wegen ihrer ſtrengeren Einrichtung Anfangs war, ſobald zog die eben dadurch vermehrte Freygebigkeit milder Stifter wieder eben die Fehler nach ſich, die man den vorigen Stiftungen vorgeworfen hatte. Die ältere Kloſterzucht fing aber vollends an Noth zu leiden, da erſt einzelne Klöſter, hernach gar ganze Orden durch pabſtliche Gnadenbriefe der bisherigen Aufſicht der Biſchöffe entzogen, und unmittelbar dem pabſtlichen Stuhle unterworfen wurden, und da man endlich durch

der Ciſtercienſer in Deutſchland ſchreibt. Unter die älteſten und erſten Kloſter dieſes Ordens in Deutſchland gehoren auch Ebrach (1126 oder 1127.), Walkenried (1129.), Volkerode (1131.), Heilsbrunn (1133.), Michelfeld (1133.), Kaiſersheim, deſſen Mönche von Lucelle kamen (1134.), Maulbern (1139.), und noch mehr andere. Verſchiedene Ciſtercienſer bekamen auch bald Bißthümer, z. B. Otto von Oeſterreich das von Freyſingen (1139.); und ſchon vorher (1133.), Benno das von Mecklenburg, der ſeine Ordensbrüder ſtatt der Domherren einführte, und dadurch anderen Kirchen in der Folge Anlaß gab, regulirte Chorherren des Ciſtercienſerordens bey ſich einzuführen. Manriquez annales Cistercienses ad an. 1122. 1133. cap. 3. Abele Magazin für Kirchenrecht ꝛc. St. 1. Seite 84. Lori Bayr. Geſch. S. 658.

*) Norbert, ein niederrheiniſcher Edelmann, nachheriger Erzbiſchoff zu Magdeburg, kam zuerſt auf den Gedanken, die Regel des heiligen Auguſtins mit einigen ſtrengen Geſetzen zu vermehren, und in der Wüſte zu Prämonſtrat im Bißthum Laon 1120 einen neuen Orden von regulirten Chorherren aufzurichten, welche man Prämonſtratenſer, auch weiße Canonicos nannte. Wegen ihrer ſcharfen Kloſterzucht wurden ſie bald in ganz Europa eingeführt; unter andern in Bayern 1127 — 1147 an ſechs Orten. Lori Bayr. Geſch. Seite 665.

Aufnahme eigner Layenbrüder die Mönche von ihren bisherigen nützlichen Beschäftigungen mit Handarbeiten und Künsten ganz abbrachte *), statt deren jetzt Müßiggang mit allen davon zu erwartenden üblen Folgen einriß, die seitdem dem katholischen Theile von Europa und Deutschland bis auf den heutigen Tag nicht anders als zur drückenden Last gereichen können **).

*) Nach der ersten Einrichtung in den Klöstern wurden alle Handarbeiten durch die Mönche verrichtet; sie waren Zimmerleute, Maurer und Becker, und sorgten für alles, was zur Erhaltung der Klosterökonomie nöthig war. Vielleicht Bequemlichkeit, vielleicht Liebe zum ungehinderten Studieren, veranlaßte im Anfange des eilften Jahrhunderts erst nur in einigen Klöstern die Veränderung, daß Layen ins Kloster aufgenommen wurden, deren Fleiß der vornehmere Mönch alle diese niedrigen Verrichtungen überließ, die er dafür mit dem Brudertitel beehrte, und mit dem reichsten Segen seiner Klostergebete und seiner Klostermessen. Zu Hirschau in Schwaben hatte ein redlichgesinnter Abt einen Anfang dieser Art gemacht. Aber in kurzem wurde es allgemeine Klostersitte, weil das neue Institut den Stolz und die Bequemlichkeit der Mönche zu sehr begünstigte, und für die Klosterökonomie eine Ausbreitung erlaubte, welche sie nach der alten Einrichtung nie hätte erhalten können. Spittlers Gesch. der christl. Kirche (Aufl. 2.) S. 288. Der Abt Wilhelm zu Hirschau unterhielt 150 Mönche, die dem Chore gewidmet waren; dann 60 Layenbrüder oder fratres conversos, wie man sie nannte, die zwar den Ordenshabit trugen, aber arbeiten mußten: und über das noch 50 andere Brüder (oblatos), in weltlichen Kleidern, die alles Nothwendige zum Kloster bringen mußten, damit auch jene Layenbrüder nicht Ursache hätten, außer dem Kloster herum zu schweifen. Lori Bayr. Gesch. S. 657.

**) Man sehe z. B. die Menge der Klöster, die nur in Bayern in den Jahren 1074 — 1156 nach einander gestiftet wurden,

Noch eine neue Gattung geiſtlicher Stiftungen eröffnete ſich endlich mit den geiſtlichen Ritterorden, wozu die Kreuzzüge den Anlaß gaben; Anfangs in der Hauptabſicht, die kranken Pilgrime zu Jeruſalem im Hoſpitale zu pflegen; bald zugleich in der Abſicht, ſie gegen Anfalle der Ungläubigen zu ſchützen, woraus am Ende der allgemeine Zweck erwuchs, ſich zu Kriegen gegen Feinde der chriſtlichen Religion gebrauchen zu laſſen. So entſtanden 1099, Johanitter, 1118, Tempelherren, 1190, Marianer oder deutſche Ritter; beyde erſten ohne Einſchrankung auf eine Nation, der letztere nur für deutſchen Adel; alle mit unglaublicher Ausbreitung.

Man kann nicht laugnen, daß durch dieſe Einrichtungen der Dom- und Kloſterkapitel ein gewiſſer Geiſt von Indolenz und Schlaffheit ſich über die Regierung der geiſtlichen Staaten verbreitet habe. Die Staatshaushaltung wurde verſchwenderiſch, die öffentlichen Verhandlungen der Intrigue Preiß gegeben, und das Volk oft in einer ſtraflichen Unwiſſenheit erhalten. Indeſſen ſchienen dieſe Nachtheile mehr aus dem allgemeinen Geiſt der Zeiten, als aus der Eigenheit geiſtlicher Staaten zu fließen. In unſern Zeiten können wir glänzende Beyſpiele davon aufweiſen. Die ehemaligen Regierungen von Maynz, Trier, Kölln, Salzburg, Würzburg, Fuld, Münſter und Konſtanz, wetteiferten eine Zeitlang in weiſen Verordnungen, guten Lehranſtalten, toleranten Geſinnungen und milden Stiftungen, mit einander; und wenn die geiſtlichen Staaten in Deutſchland weiter nichts

bey Lori a. a. O. S. 656. Auch die Nonnenklöſter wurden von allerley Orden ſo vermehrt, daß ſchier neben jedem Mannsklöſter eins derſelben erbauet wurde. Lori ebendaſ. S. 659.

als das Wahl- und Kapitulationsrecht erhalten hätten, würden ſie ſchon eine wichtige Stütze der Geſetzlichkeit und Freyheit geweſen ſeyn. Sie und die Reichsſtadte maßigten durch ihre republikaniſchen Formen die monarchiſche Harte der Erbſtaaten. Wenn in dieſen dem gemeinen Manne, vermöge der Geburtsrechte, alle Theilnahme an der Regierung verſagt war, ſo konnte in den Reichsſtadten und geiſtlichen Staaten auch ein Menſch von der geringſten Herkunft unter die Reihe der Fürſten kommen.

Vierunddreyßigſtes Kapitel.

Daß die Kaiſerkrone die Haupturſache der künftigen Schwäche der deutſchen Regenten wurde.

Wenn man die Große und Würde betrachtet, wodurch die deutſche Nation unter Karl dem Großen, den Ottonen und Friedrichen glänzte, ſo ſcheint es, als habe die mit ihrem Reiche verbundene Kaiſerkrone ihr allen dieſen Glanz, alle dieſe Herrlichkeit zuwege gebracht. Wenn man aber die politiſche Geſchichte der Deutſchen gründlicher ſtudiert, ſo wird es offenbar, daß eben dieſer vorübergehende Glanz die Haupturſache der künftigen Schwache deutſcher Regenten wurde.

In einem jeden großen Reiche, wo die Erbfolge der höchſten Würde nicht geſetzlich anerkannt iſt, wird ſelbe ein anhaltender Zunder zu bürgerlichen Kriegen ſeyn. Dieß lehrt die Geſchichte von Ungarn, Polen, Schweden und anderen Wahlreichen. Dabey verfallt das Anſehen dieſer Würde um ſo mehr, als ſich bey einer jeden Wahl die Großen des Reichs unabhangiger zu machen ſuchen. Die europaiſchen Wahlreiche ſind daher entweder

Erbreiche geworden, wie Ungarn und Schweden, oder durch bürgerliche Kriege zu Grunde gegangen, wie Polen und das deutsche Reich.

Wäre letzteres ein Königreich geblieben, oder hatte Otto der Große die bereits schon mit Italien verbundene Kaiserkrone nicht von neuem der deutschen Königswürde einverleibt, so war es wahrscheinlich, daß in Deutschland die Erbfolge ein Reichsgrundgesetz geworden wäre. Waren doch schon die karolingischen, sachsischen und schwabischen Dynastien auf dem Punkte, die Reichskrone erblich zu machen, wie viel leichter wäre es geworden, das mit einer blos deutschen Krone vorzunehmen.

Die kaiserliche Würde scheint mir daher die Haupthinderniß an dieser für Deutschland so heilsamen Verfugung gewesen zu seyn; dann erstlich war dadurch der eigentliche Regent nicht nur ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht deutscher Fürsten, sondern des Pabstes und aller übrigen Monarchen in Europa. Der Pabst bediente sich daher seiner ganzen geistlichen Gewalt, und sie war zu der Zeit fürchterlich, um das Ansehen der deutschen Kaiser herunter zu setzen. Er hetzte in Deutschland die Bischöffe und Fursten, in Italien die Städte gegen sie auf, und brachte es endlich dahin, daß die Wahl ein Reichsgesetz, und der Nachfolger Karls des Großen sein Vasall wurde. Die übrigen europaischen Mächte, besonders die Nachbarn Deutschlands, sahen diese Demuthigung eines Regenten mit gleichgültigen Augen an, welcher ihnen so gefahrlich und an Macht und Würde über den Kopf gewachsen war, ja sie beförderten selbe noch, weil sie sich dadurch von einem machtigen Nachbar befreyt, und den über sie hervorragenden deutschen Kaiser gedemüthiget fanden. Die Kaiserkrone

ſchadete endlich ſelbſt der Hausmacht der Regenten, welche ſie annahmen. Ohne dieſelbe würde Karl VII. nicht aus ſeinen Staaten vertrieben, arm in Frankfurt geſtorben, und Oeſterreich ein mächtiger König von Ungarn geblieben ſeyn.

Fünfunddreyßigſtes Kapitel.

Daß, wenn eine Regierungsform in ihren Grundprinzipien verdorben iſt, ſelbe auch die klügſten Regenten nicht mehr erhalten können.

Coeperunt regni primores certare de honoribus, quique illorum, unde majores et plures possent obtinere, parvi pendentes sacramenta, et plus cavtantes de eorum cupiditate, quam de S. Ecclesiae salute et populi pace.

Hincmar.

Die Geſchichte giebt uns Beyſpiele, daß mittelmäßige Fürſten einen Staat gut regiert haben; ſie giebt uns aber auch Beyſpiele, wo die größten Köpfe der Regierung nicht mehr gewachſen waren. Man findet davon die Urſache darin, daß im erſten Falle die Staatsmaſchine noch in ihrer gehörigen Kraft, im zweyten aber, aus ihren Fugen gekommen war, und daher nicht mehr in ihren vorigen Gang zurückgebracht werden konnte. Ein jeder Staat hat ſeine eigne Regierungsform, welche auch durch den Geiſt des Volkes unterſtützt wird. So lange dieſe in ihrer Reinheit erhalten iſt, geht alles nach

ihr anpassenden Grundsatzen und Regeln; ist aber einmal der Geist, welcher sie in Bewegung setzte, verloren, so sind alle Bestrebungen, ihn wieder zurückzurufen, vergebens, ja sie bringen öfter ihren Verfall noch früher herbey. Wir könnten zum Beweise dieser Behauptung schon Beyspiele aus der römischen Kaisergeschichte anführen, wie nämlich die Regierungen eines Nerva, Trajan und der Antonine nicht mehr fähig waren, den Untergang des römischen Reichs aufzuhalten. Die deutsche Kaisergeschichte giebt deren aber noch sprechendere; denn das römische Reich war durch sich selbst schon zum Ende seiner Tage gekommen, aber das deutsche Reich verlor gleich nach seinem Entstehen die Prinzipien seiner Verfassung.

In der Geschichte der europäischen Staaten finden wir selten eine so anhaltende Reihe großer Regenten in der Nachfolge, als in Deutschland unter der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Dynastie. Die Heinriche, die Ottonen, die Konrade und die Friedriche waren Fürsten, deren Gleichen die Thronen anderer Staaten wenige oder keine aufzeigen konnten, und sie folgten, kleine Unterbrechungen ausgenommen, in glanzenden Regierungen auf einander. Was Klugheit in Maßregeln, Beharrlichkeit in der Vollstreckung, Weisheit in Gesetzen, und Glück in Waffen Großes hervorbringen können, haben sie geleistet. Mit gleicher Kraft demüthigten sie die inneren und äußeren Feinde des Reichs, handhabten die Gesetze, imponirten durch Würde und schützten die Künste und Wissenschaften. Nichts desoweniger verfiel unter ihnen das Reich immer mehr in Anarchie, und die Regierung der großen Hohenstaufen endete damit, daß sie selbe noch gar gesetzlich machen mußten.

Dieſer Widerſpruch wird uns begreiflich werden, wenn wir bedenken, daß ſchon unter den Karolingern das Reich in ſeinen Grundprinzipien erſchüttert war. Durch die ſchwache Regierung Ludwigs des Frommen und ſeiner Nachfolger war die Staatsgewalt in die Hände mächtiger Vaſallen gekommen; die Gemeinen waren von der Theilnahme an der Geſetzgebung entfernt, der Heerbann verfallen, und das Reichsgut zu Familien- oder Stiftsgut geworden. Wenn daher der Regent einen äußern Krieg mit Glück führen wollte, hatte er einen innern zu befürchten; und wenn er die Geſetze handhabte, reizte er noch mehr die Anarchie. Zwar haben die Ottonen und Friedriche glanzende Siege erfochten, und die widerſpenſtigen Herzoge gedemüthiget; allein damit das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben, indem der äußere Krieg immer wieder einen innern, und der innere einen äußern Krieg nach ſich zog. Da die Gewalt des Staates, außer jener des Kaiſers, in Familien bereits erblich geworden war, ſo mußte das Allgemeine eben ſo verlieren als das Einzelne gewann. Die Kaiſer hatten den Namen, aber die Stände die Macht.

Dazu kam noch, wie ich ſchon im achten Kapitel bemerkte, daß die deutſchen Regenten als römiſche Kaiſer zu gleicher Zeit mit den Päbſten in Strittigkeiten kamen. Während dem ſie mit der weltlichen Gewalt des Schwerdts ihre Würde behaupten wollten, hetzte der Pabſt durch die geiſtliche Gewalt des Bannes ihre Unterthanen gegen ſie auf; und da zu dieſer Zeit alles dazu beytrug, letztere zu unterſtützen, ſo mußten Fürſten, welche ſich in anderen Zeiten mit den Alexandern und Cäſarn hätten meſſen können, in demüthiger Stellung über die Alpen gehen, und dem Päbſte die Füße küſſen.

In dieser merkwürdigen Epoche großer Regenten geschah es, daß Otto der Große den Zweykampf und das Faustrecht genommiate, Heinrich IV. und Friedrich I. die Pabste kniefallig um Verzeihung baten, Heinrich V. das Konkordat einging, Friedrich I. seinen Stadten in Italien, und Friedrich II. seinen Vasallen in Deutschland die Landeshoheit zugestehen mußten. Ihre glänzenden Regierungen endigten mit dem großen Interregnum, was man billigermaßen die große Anarchie nennen sollte.

Nach ihrer Regierung war an keine Wiederherstellung der alten Verfassung zu denken. Das deutsche Reich wurde eine Konfoderation fast unabhangiger Stande, welche sich jetzt in einen Bund souveräner Fürsten aufgelost hat.

Ich halte die Epoche der sächsischen, fränkischen und schwabischen Kaiser für eine der merkwurdigsten in der Weltgeschichte. Auf der einen Seite Fürsten, welche in Größe des Geistes neben Alexander, Cäsar, Karl und Napoleon, aushalten konnten, auf der anderen, ein zerrüttetes Reich mit den vielen Köpfen der Hydra. Hier Kaiser mit aller Wurde des Adels und der Tapferkeit, dort Pabste mit aller List und Demokratie. Hier Kampfe und Schlachten, wovon eine dem Sieger Unterwerfung gewahren sollte; dort Aufstande, welche auf einer Seite gedampft wurden, auf der anderen wieder hervorbrachen. Wenn schwache Regenten, wie die letzteren Stuarte und Bourbonen, die Anarchie herbeyführen, darf man sich nicht wundern; wenn aber Fürsten wie die Ottonen, Konrade und Friedriche, sie nicht bandigen konnen, muß nothwendig der Staat seine Prinzipien verloren haben.

Sechsunddreyßigſtes Kapitel.

Wie mitten unter der Anarchie noch ein deutſches Reich beſtehen konnte?

Nach dem Abgange der hohenſtaufiſchen Dynaſtie hat die Anarchie, welche ſchon unter den letzten Karolingern in Deutſchland gegründet wurde, einen ſo hohen Grad von Ausgelaſſenheit erregt, daß man ſich wundern muß, wie das deutſche Reich noch ferner beſtehen konnte.

Einzelne Ritter wagten es, mit mächtigen Fürſten, Aebte mit volkreichen Städten, Biſchöfe mit tapfern Herzogen, und Unterthanen mit ihren Herren den Kampf aufzunehmen. Jeder kriegte, plünderte, brannte, nachdem er Kräfte oder Gelegenheit hatte, und Fauſtrecht war das einzige Recht. Man nennet dieſe Epoche in der Reichsgeſchichte das große Interregnum, allein billigermaßen ſollte man ſie die große Anarchie nennen; denn in der ganzen Weltgeſchichte wird man keine Zeit finden, worin die Glieder eines und deſſelben Staates in ſo verſchiedener Macht und Geſtalt, in ſo buntſcheckiger Verwirrung gegeneinander ausſtießen, und doch ſich unter einerley Geſetz und Obrigkeit erhielten, als in dieſer.

Die Reichsverfaſſung glich zu der Zeit wahrhaft einem gothiſchen Gebäude, wo Fratzen und Engelsköpfe, Ungeheuer und heilige Bilder, Schnörkel und Laubwerk untereinander geworfen, ein großes Ganze bilden, und die ſchwerſten Maſſen auf dünnen leichten Säulchen ſchweben.

Es fragt ſich nun, wie es möglich war, daß ſich das Reich mitten unter einer ſolchen Anarchie erhalten konnte? Wenn wir den Charakter der deutſchen Nation, ihre

damaligen Verhältniſſe zu anderen Nationen und ſelbſt den Geiſt ihrer Verfaſſung betrachten, ſo werden ſich die Urſachen ihrer Erhaltung leicht darbieten. Freylich war dieß Reich ſchon frühe in eine Menge kleiner Territorien und Herrſchaften zerſplittert, aber keines davon war groß und mächtig genug, ſich über alle zu erheben; ſie erkannten alſo lieber noch ein ſelbſtgewähltes Oberhaupt und eine alles umfaſſende Verfaſſung an, als daß ſie ihre Freyheit der Willkühr ihrer mächtigern Mitſtande oder gar eines fremden Eroberers Preiß gegeben hätten. Dazu kam noch, daß die benachbarten Fürſten und Könige nicht weniger mit ihren Vaſallen zu kämpfen hatten, als die deutſchen. Sie konnten daher die Anarchie, welche Deutſchland verwüſtete, nicht benutzen, und mußten ſelbige ihrem eignen Schickſal überlaſſen. Den mächtigſten Standen (den Kurfürſten) war ſelbſt daran gelegen, daß eine Verfaſſung blieb, welche ihnen ſo vorzügliche Rechte zugeſichert hatte, und wodurch ſie nur jenen als Regenten anerkennen mußten, den ſie ſelbſt gewählt hatten.

Die vorzüglichſte Urſache der Erhaltung des deutſchen Reichs lag aber in der Gewohnheit ſelbſt. So ſehr auch ein jeder Stand nach Unabhängigkeit ſtrebte, ſo wagte doch keiner den Gedanken, die alte Form aufzuheben. Im Gegentheil wurde während dem Interregnum erſt dieſe Form recht feſtgeſetzt. Standſchaft, Reichstag, Kaiſerwahl und Kurfürſten, haben zu der Zeit ihre rechtliche Konſiſtenz erhalten. Man wundert ſich noch, mit welcher Ehrfurcht auch die mächtigſten Kurfürſten einem Kaiſer begegneten, welchen ſie zuvor noch als einen ſchwachen Grafen kannten.

Aus dieſen ſeltſamen Ereigniſſen ſieht man, daß ein Staat auch mitten in einer erſchütternden Anarchie ſich

erhalten könne, wenn die Nation noch vom alten Geiſte beſeelt wird; daß aber auch ein gutgeordnetes Reich zu Grunde gehen müſſe, wenn einmal dieſer Geiſt verſchwunden iſt. Vom letztern Falle haben wir die ſprechendſten Beyſpiele an Deutſchland, Frankreich, Polen und Preußen in unſern Zeiten. Der Geiſt dieſer Reiche war ſchon lange dahin gegangen; und Verfaſſungen, welche durch viele Jahrhunderte beſtanden haben, oder von den klugſten Regenten gegründet waren, fielen wie Kartenhäuſer durch einen einzigen Windſtoß zuſammen.

Siebenunddreyßigſtes Kapitel.

Wie Rudolph von Habsburg die deutſche Nation erheben wollte.

Nach dem großen Interregnum, oder vielmehr der großen Anarchie, war kein anderes Mittel mehr übrig, die deutſche Nation zu erheben, als die Bündniſſe der Städte. Den Einwohnern derſelben war um Freyheit und Sicherheit zu thun; den Großen aber um Raub und Fehde. Rudolph, als Graf ſelbſt ein Glücksritter, wurde des Reichs Beſchützer, da er Kaiſer war. Er unterſtützte die Bündniſſe der Städte gegen die Raubritter und große Vaſallen. Er zerſtörte die Raubneſter, welche allen Handel und friedliche Gewerbe hinderten; er wollte aus dem Städtebund eine Art von Unterhaus in Deutſchland bilden, was den Vaſallen anfänglich das Gleichgewicht gehalten, nach der Hand aber die anarchiſche Ariſtokratie der Großen gebändigt haben würde.

Wäre ihm ſein großer Plan gelungen, ſo würde ſich die Nationalmacht aus dem dritten Stande wieder erho-

den, und die Reichskrone wieder jene Würde erhalten haben, welche ihr Karl der Große zu geben wußte. Das deutsche Reich wäre unter den Oesterreichern eine eingeschränkte Monarchie geworden, wodurch Freyheit von Innen und Ansehen von Außen geherrscht hätten. Rudolph starb zu frühe, um diesen großen Plan ausführen zu können. Seine Nachfolger, besonders Karl IV., erhoben wieder die Aristokratie, und so erhielte das Reich, statt einem Unterhause und einer gemäßigten Verfassung, eine goldne Bulle, welche der Grund aller kunftigen Anarchie blieb.

Was zu der Zeit aus Deutschland hätte werden können, soll in den drey folgenden Kapiteln dargethan werden.

Achtunddreyßigstes Kapitel.

Ueber den Charakter der deutschen Reichsverfassung.

Die große Liebe zur Freyheit hat unter den Deutschen die Anarchie hervorgebracht, ihre Ausschweifung führte auch wieder Ordnung und Gesetze herbey. So sehr auch die Verfassung, welche die Deutschen mit aus ihren Wäldern brachten, ausgeartet war, ihre Grundzüge erhielten sich mitten unter dem Sturme des Faustrechts und der Zugellosigkeit.

Gleich nach dem großen Interregnum hatten es mehrere Kaiser versucht, den Landfrieden zu fordern, und dem Ganzen eine gesetzliche Ordnung zu geben; aber erst unter Maximilian I. gelang es dem klugen Kurfürsten von Maynz, Berchtold von Henneberg, die Stände zu einem ordentlichen Reichsregimente und einer gehörigen Gerichtsordnung zu vermögen. Das Reich wurde einer bessern Verwaltung wegen in Kreise

abgetheilt, und über alle Territorialgerichte ein höchstes Reichsgericht (das Kammergericht und der Reichshofrath) angesetzt, wodurch denn das Ganze seine gehörige Form bekam.

Von nun an konnte man im deutschen Reiche die alte germanische Verfassung wieder erkennen. Es waren zwar andere Namen, andere Abtheilungen, andere Formen aufgenommen, aber der alte Geist belebte sie. Wie ehemals wurden die Könige oder Kaiser aus den Edlen und Fürsten, die Feldherren aber aus den Tapfersten gewählt*); doch hatten sie keine unbeschränkte Gewalt**). Der Thron des Oberhauptes war mit Kurfürsten und Fürsten umgeben, deren Rath es befolgen mußte. In geringern Fällen entschieden dieselben, in wichtigern aber Alle, der ganze Reichstag. Die Verwaltung einzelner Staaten und Distrikte war jedem Theile oder Stande überlassen, und hier fand man, wie ehemals, alle Abstufungen der Regierungsformen, von der populärsten Demokratie bis zur strengsten Monarchie***). Alle aber stunden unter einerley Oberhaupt und Gesetz.

Von dem Reichstage ging auch noch, wie zuvor, die oberste richterliche Gewalt aus, und zog sich durch Appellationen dorthin wieder zurück****). Die hohen Reichsgerichte sprachen in Sachen der einzelnen Bürger und Stände, aber von ihnen konnte recursus ad Comitia genommen werden.

*) Aurea Bulla. Reges ex nobilitate, Duces ex virtute sumunt.

**) Nec regibus infinita aut liberæ potestas.

***) Gothones regnantur paulo adductius, nondum tamen supra libertatem — apud Suionas unus imperitat, nullis jam exceptionibus, nec precario jure parendi.

****) Licet apud consilium accusare quoque.

Die einzelnen Staaten und Stände wurden, wie ehema's die Gauen, als selbstständig angesehen, und jeder hatte mit dem anderen seine besonderen Verhältnisse und Kollisionen; wenn aber ein allgemeiner Reichskrieg, oder eine Landwehre vorhanden war, mußten sie alle unter der Fahne des Kaisers ausziehen.

Auch darin sind die Züge des alten Germaniens nicht zu verkennen, daß das Priesterthum noch die Leitung des Ganzen hatte *). Der Direktor des Reichstages, der Reichserzkanzler, die ersten Wahler des Kaisers, waren Bischöffe, und auf dem Reichstage bildete sich eine ganze geistliche Bank. Sie leitete die Geschäfte ein, und ihre Stimme wurde zuerst gehört. Solange also wirkte auch noch nach vielen Jahrhunderten der Geist, welcher die Deutschen schon in ihren Waldern belebte.

Neununddreyßigstes Kapitel.

Ueber die Größe der deutschen Nation.

Drey Epochen finden wir in der Geschichte, wo die deutsche Nation groß, und über alle andere in der Welt hervorragend sich zeigte; nämlich unter Karl dem Großen, unter Maximilian und unter Joseph II. In der ersten dieser Epochen hat vorzüglich der Regent gewirkt; in den zwey letzten aber die Nation selbst.

Wenn man betrachtet, daß unter Karl dem Großen die Deutschen ihre siegreichen Waffen von der Nordsee bis an das Mittelmeer, und von dem Ebro bis an den Raab getragen, und dadurch ein neues Kaiserreich gestiftet haben, dessen Gesetzen fast die ganze Christenheit

*) Silentium per sacerdotes, quibus tum coërcendi jus.

unterworfen war; wenn man ferner betrachtet, daß in diesem Reiche die Freyheit und Selbstständigkeit der Nationen mit der Energie der Monarchie in majestatischer Harmonie wirkte, wenn man endlich betrachtet, daß zu der Zeit die deutschen Gesetze, Sitten, Sprache, Gebräuche die herrschenden, und die deutschen Höfe und Akademien die Treibhauser der neuen Kultur in Europa waren, so sieht man es ganz deutlich, daß es nur an einem großen Regenten liegt, welcher die deutsche Nation zu erheben weiß, und sie steht geehrt und gefurchtet unter allen Volkern Europens da.

Wenn man nun wieder auf der anderen Seite betrachtet, was Deutschland unter Maximilian und Joseph, so zu sagen, durch sich selbst geworden ist, so sieht man wieder deutlich, daß diese Nation auch ohne große Regenten, sich doch erheben kann, wenn sich ihre Fursten nur mit Wurde zu behaupten wissen. Kaum war unter Maximilian die alte Anarchie und das Faustrecht durch die Reichsgerichte und Kreisverwaltungen gebandigt, als sich große Manner in aller Art unter den Deutschen hervorthaten. Die Bechtolde, Alberte, Johannes von Dahlberg unter den geistlichen, die Friedriche, Philippe, Maxen unter den weltlichen Fürsten; die Sickingen, Frundsberge und Truchsesse unter den Helden; die Hutten, Reichline, Celtes, Erasmen und Melanchtone unter den Gelehrten; die Albrecht Durer, Lukas von Leyden und Holbein, unter den Kunstlern. Die rheinischen und schwabischen Stadte eiferten zu der Zeit mit den italienischen in Handel, Erfindungen, Unternehmungen in aller Art von Kunst und Wissenschaft.

Die letzte Epoche scheint der Schwanengesang deutscher Große gewesen zu seyn. Zwey deutsche Regenten, Jo-

seph II. und Friedrich II. theilten gefurchtet und bewundert die Angelegenheiten von ganz Europa. Die geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten eiferten gleichsam um die Wette in Beförderung alles Guten, Wahren und Schönen. Friedrich hatte durch seine Siege, Joseph durch seine Verbindungen, die deutsche Nation allen Völkern furchterlich gemacht. Herder, Kant, Mendelson, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller, Müller, Schmidt, Winkelmann, Mengs, Tischbein, Füger, Gluck, Händel und Mozard verdunkelten oder erreichten die Klassiker aller übrigen Nationen.

Beyde Falle sind ein klarer Beweis, daß die Deutschen nur einen großen Mann oder günstige Umstande haben müssen, um sich, wie andere Nationen, auszuzeichnen.

Beydes hat ihr aber in den letzten Zeiten gefehlt. Friedrich und Joseph waren todt; die kleinen deutschen Fürsten entweder durch die Revolution geschreckt, oder verblendet, oder nicht gehört; die Schriftsteller entweder selbst revolutionäre oder ihre Warnungen nicht mehr geachtet, und das Volk unter mehrere Partheyen getheilt, ohne Stütze, ohne Gemeingeist, ohne einfachen Zweck.

Vierzigstes Kapitel.

Von der deutschen Sprache.

Als gegen das funfzehnte Jahrhundert Deutschland in allen Zweigen der gesellschaftlichen Kultur so wichtige Fortschritte machte, fing man auch an die deutsche Sprache zu verbessern. Bis auf diese Zeit, ja selbst bis

zu dem weſtphäliſchen Frieden hin, wurde die lateiniſche als die gelehrte, Religions und allgemein diplomatiſche, oder Volksſprache angeſehen; und dieſes mag wohl ſeine gute Urſache und ſeinen guten Nutzen gehabt haben. Kein Volk wollte nämlich die Sprache eines anderen als eine gemeinſchaftliche gelten laſſen, weil man dieſes als ein Zeichen der Superiorität würde angeſehen haben; und denn wollte man auch Diskuſſionen über gelehrte oder religiöſe Gegenſtände nicht ſo unmittelbar unter das gemeine Volk kommen laſſen. Dieſer Gebrauch der lateiniſchen Sprache wurde aber bald ſo übertrieben, daß man darüber die Volksſprache ganz vernachläßigte, und ſogar endlich das, was doch eigentlich National ſeyn ſollte, und wodurch ſich der Nationalgeiſt unterſchied und ausſprach, lateiniſch ſchrieb. Z. B. Geſetze, Gedichte, Kirchengebete und Kirchengeſänge.

Die ſogenannten Minneſänger waren wohl die erſten, welche an Verbeſſerung der deutſchen Sprache arbeiteten, und, wenn ich nicht irre, ſo haben ſie nicht nur den ganzen Reichthum derſelben dargelegt, ſondern ihr auch einen vorzüglichen Wohlklang geben wollen. So finde ich in den alten Minneliedern eine Menge deutſcher Wörter, welche beynahe ganz außer Uebung gekommen ſind. Z. B. Miſſegeben, (Schlechtgeben), Hort, (Schatz), Selten, (Glück), baß, (gut), bald, (kühn) ꝛc. Ich finde ferner, daß die Minneſänger, um der deutſchen Sprache einen ſüßen Wohlklang zu geben, entweder viele Mitlauter weggelaſſen, oder Vokale hinzugefügt haben. Z. B. emfahen, ſtatt empfangen; emag, ſtatt mag; lahn, ſtatt laſſen; trait, ſtatt tragt ꝛc. Ja es geben unter den Minneliedern einige Stellen und Verſe, welche ſo wohlklingen, daß ſie neben die ſchönſten der griechiſchen und italieniſchen geſtellt zu werden verdienen. An

dieſen erſten Verſuchen, die deutſche Sprache zu verbeſſern ſieht man, was aus ihr hätte werden können, wenn ſie von Dichtern wäre fortgebildet worden; allein dieſe ſchrieben nach der Hand blos lateiniſche Verſe und überließen die deutſche Sprache den Juriſten und Rabuliſten, wodurch ſie denn ſo ungeſchlacht und mit ſo vielen lateiniſchen Brocken entſtellt wurde, daß in neuern Zeiten die beſten Sprachkenner und Dichter daran zu thun hatten, ſie zu reinigen und ihr einen gehörigen Wohlklang wieder zu geben.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Daß die Erwerbung fremder Reiche ſowohl den erwerbenden deutſchen Familien als der Nation ſelbſt verderblich wurde.

Obwohl es nach den Grundſätzen einer höhern Politik dargethan werden könnte, daß alle Erwerbungen in fremden Landen ſowohl den ſiegenden als beſiegten Völkern nachtheilig ſeyen, ſo hat doch die gemeine Politik jederzeit die Erweiterungen des Gebieths dem Intereſſe eines Staates gemäß gehalten. Auch hat man diejenigen Staaten, welche ſiegreich ihre Grenzen erweiterten, von allen ihren Nachbarn geachtet und gefürchtet befunden.

Nur bey Deutſchland war dieß gerade der umgekehrte Fall; dann während dem ſich die einzelnen Häuſer und Familien dieſer Nation vergrößerten, verfiel das Anſehen des ganzen Reichs, und fremde Völker theilten unter ſich ſeine Provinzen.

Schon im Mittelalter waren die Anſprüche und Beſitzungen des deutſchen Reichs oder ſeiner Kaiſer in

anderen Landern dem Ganzen nachtheilig. Dadurch wurde das Blut seiner Burger in fruchtlosen Gefechten verschwendet, der Blick der Regenten mehr nach den aussern als innern Angelegenheiten gerichtet, der bürgerliche Krieg genahrt, und endlich die Kaiserwürde selbst geschandet. Noch mehr aber sahe man die Nachtheile auswartiger Besitzungen in neuern Zeiten, und besonders bey den Erwerbungen des Hauses Oesterreich. Zur Zeit Karls V. hatte keine Fursienfamilie in Europa so viele Kronen ererbt, so viele Länder erworben, als die österreichische; und wenn man diesen Erwerb nur oberflächlich betrachtet, so hatte man glauben sollen, daß das deutsche Reich dadurch den machtigsten Schutz gegen alle seine Feinde und Nachbarn erhalten würde. Hier deckte dieses Haus das deutsche Reich gegen die Franzosen durch den Besitz der Niederlande und des Elsasses, dort gegen die Turken durch Ungarn; gegen Polen und die nordlichen Konige hatte es Böhmen und die Bißthümer in Sachsen und Westphalen, gegen Italien Mayland und Neapel; und doch wurde das Reich und besonders das kaiserliche Ansehen zu keiner Zeit mehr herunter gebracht, als durch und nach der Regierung Karls V. Die Furcht vor dessen Grösse unterhielt die Religions- und Burgerkriege, und verschaffte Frankreich Truppen und Alliirte mitten im deutschen Reiche. Der Kaiser wurde nun nicht mehr als das Haupt der Nation angesehen, dem man folgen und Kontingente schicken mußte, sondern als ein gemeinschaftlicher Feind und Unterdrucker, gegen den die Waffen zu ergreifen und mit auswärtigen Machten Bündnisse zu schließen, ein Recht sey. Die fremden Armeen wurden selbst von deutschen Fürsten in das Reich gerufen, und man hielt es bald nicht mehr fur ein Verbrechen, auswartigen Regenten die Grenzen und

Festungen des Reichs zu eröffnen und ganze Provinzen in Besitz zu geben. Untreue und Verschwörung, Partheygeist und bürgerlicher Krieg wurden endlich durch die Reichsgesetze geheiligt.

Durch die Vergrößerung einzelner Fürstenfamilien wurde schon lange vor der gänzlichen Auflösung des Reichs über die Hälfte des deutschen Gebiethes nicht mehr als Reichsgut angesehen. Böhmen, Oesterreich, die Schweiz, Holland, Elsaß, die Niederlande, Brandenburg, Hollstein, Pommern und Hannover, waren bereits schon unter die Könige von Ungarn, Frankreich, England, Schweden und Preußen vertheilt, und von dem eigentlichen Reichsgute nichts mehr übrig als Sachsen, Bayern, Franken, Westphalen, Schweden und die rheinischen Kreise; aber auch davon über die Hälfte schon Lehen der mächtigern Häuser.

In neuern Zeiten konnte das deutsche Reich nur durch ein kräftiges Gesetz noch gerettet werden. Man mußte nämlich durch einen Reichsschluß gebieten, daß, wenn ein fürstliches Haus auswärtige Besitzungen oder Kronen annehmen wollte, es entweder auf alle seine Rechte und Ansprüche im deutschen Reiche verzichten, oder beyde Herrschaften, nämlich die auswärtigen und einheimischen, unter zwey Zweige seiner Familie theilen müsse, ohne daß einer oder der andere ferner Successionsansprüche auf einander haben könnten.

Die Eroberungen fremder Länder und Kronen wurde endlich den erwerbenden Familien selbst nachtheilig; denn dadurch erweckten sie erstlich den Neid und die Feindschaft ihrer Nachbarn und Mitstände, zweytens gab die Beherrschung mehrerer Länder von verschiedenen Verfassungen und Sitten ihrer Regierung eine Schwäche und Unbeständigkeit, welche ihre Feinde leicht benützen konnten, und

drittens mußten sie immer einen Theil ihrer Herrschaft dem anderen aufopfern, wodurch sie gefahrliche Unterthanen hatten. Die Geschichte dieser Häuser giebt die auffallendsten Beweise davon. Von den ungeheuern Besitzungen, welche sich Oesterreich erworben hatte, hat es schon die Schweiz, Holland, die Niederlande, Deutschland durch Aufstände der Unterthanen; Spanien, Elsaß, Neapel, Mayland, Schlesien und Servien durch unglückliche Kriege verloren. Schweden und Preußen büßten in einem einzigen unglücklichen Kriege alle die deutschen Besitzthümer ein, welche sie sich durch eine Reihe von Siegen und glücklichen Negotiationen erworben hatten. Die Länder des Kurfursten von Hessen sind theils an Westphalen, theils in Administration gegangen. Der Fürst von Nassau-Oranien ist weder Statthalter von Holland, noch Fürst von Fulda mehr, und das Haus Braunschweig wird seine deutschen Stammlander verlassen mussen, um seinen englischen Thron zu behaupten. So sehr schadete Eroberungssucht dem deutschen Reiche und seinen Fursten.

Zweyundvierzigstes Kapitel.

Warum der Protestantismus in Deutschland so großen Fortgang haben konnte.

Der Inhalt des vorigen Kapitels führt uns zur Auflösung der Frage: Warum der Protestantismus in Deutschland so großen Fortgang haben konnte? Schon ehe Luther seine Lehre verkündigte, waren sowohl in deutschen als anderen Ländern der Christenheit kraft- und geistvolle Männer aufgestanden, welche eine Reformation der Kirche predigten. Arnold von Brescia in Italien,

Peter Waldus in Frankreich, Wiclef in England und Johann Huß in Böhmen, hatten tüchtige Anfalle auf die Anmaßungen des päbstlichen Hofes und die Mißbräuche der Geistlichen gethan; allein ihre Lehren wurden entweder unterdrückt, oder ihre Anhänger zum Schweigen gebracht; nur im deutschen Reiche, und nur unter den damaligen Umständen konnte der kühne Luther durchsetzen.

Es haben andere große Geschichtschreiber und besonders der gründliche Robertson, die Ursachen aufgezählt, welche die Reformation beförderten. Dieselbe mögen auch mehr oder weniger darauf eingewirkt haben; aber die erste und Hauptursache, welche sie möglich machte, war unstreitig die Verfassung des deutschen Reichs, und die Uebermacht Karls V. durch seine auswärtigen Erwerbungen. Wir wollen die Sache näher untersuchen.

In keinem anderen Staate oder Reiche Europens hatten sich die großen Vasallen so mächtig und unabhängig gemacht, als in Deutschland, folglich konnten auch keines Reiches Vasallen in Bekenntniß ihrer Religionsmeynung so frey handeln, als die deutschen. Mit diesen weltlichen Vasallen gingen die geistlichen in Erweiterung ihrer Macht und Unabhängigkeit gleiche Schritte; die Gewalt und der Aufwand der Geistlichen war also auch in keinem Reiche größer und auffallender, als in Deutschland; wodurch sie denn nothwendig sowohl den Neid der weltlichen Fürsten als den Tadel des Volks erregen mußten. Die freyen Städte stunden endlich zwischen beyden in der Mitte, und da sie schon lange für ihre Freyheiten gestritten hatten, so war ihnen eine Lehre willkommen, welche dieselbe zu begünstigen schien. Alle Stände des deutschen Reichs trugen also dazu bey, die Reformation zu befördern, und Kaiser Karl V. hatte

zu viel mit seinen auswärtigen Anaelegenheiten zu thun, als daß er seine ganze Hauptmacht gegen den Protestantismus in Deutschland richten konnte.

Die Größe des Hauses Oesterreich gab Luthers Lehre endlich den schnellsten Fortgang. Die großen Familien Deutschlands, welche schon lange die Macht dieser Familie entweder beneidet oder gefürchtet hatten, verbreiteten die Reformation in ihren Erbstaaten: Frankreich, die Nebenbuhlerin Oesterreichs, unterstützte die Protestanten in Deutschland und den Niederlanden; Holland nahm die protestantische Religion an, weil es sich der österreichis . . Herrschaft entziehen wollte; und Schweden wurde endlich das Haupt der Protestanten, weil es dadurch Eroberungen machen konnte.

Wenn man die Geschichte der Reformation liest, so muß man Luthers Kühnheit und Festigkeit bewundern; aber man muß auch zugleich gestehen, daß er in keinem anderen Lande so günstige Umstände und mächtige Beschützer gefunden haben würde, als in Deutschland. Ohne eine deutsche Wartburg, ohne einen deutschen Kurfürsten, (Johann Friedrich), und ohne einen deutschen Fürstenbund mit Frankreich, wäre kein Protestantismus zu Stande gekommen.

Dreyundvierzigſtes Kapitel.

Ueber den Geiſt des Proteſtantismus und deſſen Verhältniſſe zur allgemeinen Chriſtenheit.

Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim ipse paterfamiliae praecatus Deos. Tacitus.

Laſſet in das Allerheiligſte der Religion das Auge des Zöglings überall blicken, wo er nur äußere Mauern und Formen erblickt. Jede fremde Religionsübung ſey ihm ſo heilig, wie die eigne, und jedes äußere Gerüſte dazu. Das proteſtantiſche Kind halte das katholiſche Heiligenbild am Wege für ſo ehrwürdig, als einen alten Eichenhayn ſeiner Voreltern; es nehme die verſchiedenen Religionen ſo liebend, wie die verſchiedenen Sprachen auf, worin doch nur ein Menſchengemüth ſich ausdruckt. Jedes Genie aber iſt in ſeiner Sprache, jedes Herz in ſeiner Religion allmächtig, ſagt Jean Paul in ſeiner Erziehungslehre.

In unſern Zeiten, wo die mechaniſche Gewalt die moraliſche ſo mächtig niedergedruckt hat, wird es nicht undienlich ſeyn, die verſchiedenen Religionsſekten, welche doch letztere erhalten und bewachen ſollten, auf gewiſſe Irrgange und Inkonſequenzen aufmerkſam zu machen, deren ſie ſich faſt alle ſchuldig gemacht haben. So ſehr auch einige Philoſophen und politiſche Schriftſteller die Kosmokratie über die Theokratie erheben wollen, ſo wird immer wahr bleiben, daß erſtere den Geiſt ertödten, und zuletzt aus dem ganzen Menſchengeſchlechte weiter nichts als ein ungeheures Automat machen würde, wenn die

Vorsehung nicht zeitlich Menschen oder Begebenheiten herbeyführte, welche den Geist wieder auferwecken, und auf viele Jahrhunderte hinaus von neuem beleben.

Seit vielen Jahrhunderten bestrebten sich die verschiedenen Theile, woraus die Christenheit besteht, einander zu verfolgen, zu verachten und zu verspotten. Eine jede Sekte verlachte der anderen Glauben, Verfassung und Kultus; aber am Ende fanden sie, daß sie alle wechselsweise ihre moralische und politische Kraft ertödtet hatten, ohne doch unter sich einig zu seyn. Nachdem man durch elende Sophistereyen die Religion und die edelsten Schwungkrafte des Gemüthes lacherlich gemacht hatte, wurde der Mensch nicht mehr als ein freyes moralisches Wesen, sondern als eine politische Schachmaschine angesehen, die man nach dem einseitigen Nutzen des Staates, so oder so, auf das angewiesene Feld oder Gefach stellen könnte. In allen neuen politischen, statistischen und sogar theologischen Schriften hörte man von nichts als Staatsreichthümern, Industrie, Bevölkerung, Nationalmacht und Subordination reden; von Tugend, Religion, Vaterlandsliebe, Ehre, Treue und Glauben selten, oder nur wie von dem Anstriche des neuen Gebaudes. Die Moralitat wurde ganzlich dem Mechanismus unteracordnet.

Diese Lage der Dinge scheint es mir nothwendig zu machen, daß unter den verschiedenen Sekten der Christenheit eine neue moralische Kraft geschaffen werde, welche fähig sey, sich der mechanischen entgegenzustellen. Keine Sekte darf sich mehr allein stark genug glauben, dieses bewirken zu können. Sie sind bisher durch Sophistereyen alle entkräftet worden. Nur eine allgemeine Vereinigung in den Hauptpunkten der Moralität und des Glaubens, und eine hierarchisch-moralische Gewalt ist

fähig, dem Mechanismus entgegen zu arbeiten, welcher Staaten und Gewissen drückt. Wir wollen sehen, ob und wie nach dem dermaligen Geiste der Zeit eine solche Vereinigung zur Wiederbelebung der moralischen Kräfte möglich sey.

So weit wir die Geschichte des menschlichen Geistes kennen, giebt sie uns Beyspiele von Menschen und Sekten, welche von der herrschenden Meinung der Völker abgewichen sind. Aber nur seit der Reformation ist mit dieser Abweichung auch ein rechtlicher Begriff verbunden worden. Diejenigen nämlich, welche sich in dieser Hinsicht von der allgemeinen Kirche trennten, nannten sich Protestanten, und das Recht zu protestiren oder sich davon zu trennen, wurde ihnen in Staats- und Völkerverträgen feyerlich zugestanden. Diese Rechtsbestimmungen brachten ein doppeltes Verhältniß unter den Staatsbürgern hervor, ein religiöses nämlich, und ein politisches. Nach ersterem behauptete jede Parthey ihre Meinungen nach ihrem Glauben oder ihrer Ueberzeugung; nach letzterem jede ihre Rechte nach bestimmten unter beyden angenommenen Gesetzen.

So lange die Meinungen nach gewissen Glaubensbekenntnissen, und das Staats- und Völkerrecht nach gewissen Machtverhältnissen festgesetzt waren, hatte diese Trennung eine vortheilhafte Wirkung sowohl auf die Kirche als den Staat. Die verschiedenen Sekten eiferten miteinander in der Gründlichkeit ihrer Lehre und der Reinheit ihrer Moral; die verschiedenen Partheyen in Behauptung ihrer bürgerlichen Rechte und Freyheit. Dadurch wurde die Kultur des Geistes von Innen, und die Rechtlichkeit nach Außen zugleich befördert. Die Christenheit war sittlich und rechtlich konstituirt. Indessen hatte die Zwietracht, welche durch diese Trennung

genährt wurde, dem menschlichen Geiste eine so sonderbare Richtung gegeben, daß selbe über kurz oder lang der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich werden mußte. Die den Menschen gestattete Denk- und Gewissensfreyheit artete zuletzt in förmliche Ruchlosigkeit, und die bürgerliche Freyheit in Anarchie oder Gewaltthätigkeit aus. Nur ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der jüngst verflossenen Jahrhunderte wird uns davon hinlängliche Beweise geben.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Kirche Christi im Laufe der Zeit, besonders aber während dem finstern Mittelalter mit einer Menge von Mißbräuchen besudelt worden sey, welche ihre ursprüngliche Reinheit verdunkelten und selbe in manchen Epochen fast gänzlich unkenntlich gemacht haben. Das Kirchenregiment wurde öfter mit einer despotischen Härte geführt, die Moral nur in Ausübung oberflächlicher Gebräuche gesucht, und der Gottesdienst mit lächerlichen und abgeschmackten Zeremonien gefeyert. Kurz vor der Reformation waren die Sitten der Geistlichkeit so ärgerlich, und die Mißbräuche der kirchlichen Regierung so drückend geworden, daß Fürsten und Völker darüber murrten, und selbst ein Konziltum eine Verbesserung für nöthig hielt.

In diesen Zeiten erschien Luther. Die Natur sowohl als Kultur hatten ihm alles zugetheilt, um einen Reformator aus ihm zu bilden. Mit einer ungewöhnlichen Kraft ausgerüstet, hatte er eine gründliche Gelehrsamkeit, um mit den Theologen zu fechten, und populare Beredsamkeit, um das Volk einzunehmen, und einen unerschütterlichen Muth, um allen Gefahren zu trotzen. Sowohl aus seinem Körper als seinem Geiste sprach ein natürlicher Protestantismus gegen allen Geistes- und Bürgerzwang. Solche außerordentliche Menschen hat

es unter allen Völkern und in allen Zeitaltern gegeben; ein Judas Machabäus unter den Israeliten; ein Harmodius und Aristogiton unter den Griechen; ein Cato und Brutus unter den Römern; ein Stauffacher und Tell unter den Schweizern; aber selten gab es Zeiten, wo ihr Geist so schnell in ganze Völker überging, als am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Kaum hatte Luther die ersten Angriffe gewagt, und schon steckte die Hälfte von Europa das Panier des Aufruhrs gegen die kirchliche, die Hälfte von Deutschland gegen die fürstliche Gewalt aus. Ein geistlicher und bürgerlicher Krieg verwüstete über anderthalb Jahrhundert die Christenheit. Durch den westphälischen Frieden erhielten zwar beyde Theile gleiche Rechte und Freyheiten; allein durch den langen und blutigen Kampf war der Geist beyder zuerst in einen intoleranten Dogmatismus, dann in einen politischen Machiavellismus ausgeartet, welcher der Freyheit und Gerechtigkeit eher nachtheilig als vortheilhaft werden konnte. Bald nach dem westphälischen Frieden, und besonders in neuern Zeiten, hatte sich sowohl in katholischen als protestantischen Staaten eine allgemeine Aufklärung verbreitet, welche unter den gebildeten Klassen bis in einen förmlichen Indifferentismus überging. Man hatte also vermuthen sollen, daß der alte Sektengeist dadurch müsse aufgehört haben. Nichts desto weniger blieb jeder Theil immer noch in den Grenzen seiner alten politischen Richtungen, obwohl der Zweck derselben schon lange verschwunden war. Ein Theil ließ und half den anderen seiner Mitbürger unterdrücken, wenn er sich nicht nach lange schon unter beyden veralteten Formeln zu seiner Parthey bekannte.

Diese Inkonsequenz ist in keiner Zeit mehr gefühlt, aber auch bestraft worden, als in der unsrigen, und

unter keinem Volke mehr als unter den Deutſchen. Die proteſtantiſchen Stande trennten ſich durch äußere und innere Bündniſſe von den katholiſchen, und halfen letztere entweder ſchwachen oder ihre Lander vertheilen, uneingedenk, daß auch die Reihe an ſie kommen konnte. Aus wahrem Mißverſtand des achten Proteſtantismus untergruben ſie auf dieſe Weiſe die deutſche Reichsverfaſſung, der ſie doch allein ihre Entſtehung und Erhaltung zu danken hatten. Sie glaubten falſchlich, der Proteſtantismus beſtehe allein in dem oberflachlichen Bekenntniß einer veralteten Formel oder den engen Grenzen eines kleinen Territoriums, da zu der Zeit doch die katholiſchen Stande die wahren und fur ihre Rechte allein ſtreitenden Proteſtanten waren. So wurden ſie anfanglich in ihren eignen Schlingen gefangen, und zuletzt mit ihren bereits gefallenen Mitburgern in ein gleiches Ungluck gezogen.

Seit der Stiftung des rheiniſchen Bundes, und nach den Tagen bey Ulm und Jena, exiſtirt weder ein weſtphaliſcher Friede, noch ein Corpus proteſtantium, noch eine Itio in partes, noch ein Recursus ad comitia mehr in Deutſchland. Der alte Proteſtantismus hat weder einen rechtlichen noch kirchlichen Beſtand mehr. Es fragt ſich alſo: wie ſpricht ſich jetzt der achte Proteſtantismus aus? und wie kann er ſich von neuem in Deutſchland rechtlich konſtituiren?

Es iſt bekannt, daß unter dem groſſern oder gebildetern Theile der Proteſtanten, weder die Augsburger Konfeſſion, noch der Heidelberger Katechismus, noch die Dordrechter Synode als Richtſchnur in Glaubensſachen anerkannt werde. Man konnte alſo in religioſer Hinſicht die erſte Frage ſo beantworten: alle diejenigen, welche, der burgerlichen Ordnung unbeſchadet, keine menſchliche Autoritat in Beſtimmung ihres Glaubens

annehmen, sind Protestanten, sie mögen von katholischen oder protestantischen Eltern geboren seyn. Man könnte eben so in politischer Hinsicht diejenigen Protestanten nennen, welche gegen alle Willkühr in Regierungssachen protestiren, und allein das Gesetz als Norm der Staatsmaschine anerkennen.

Nach dieser Bestimmung des Begriffs hätte sich in unsern Zeiten wenigstens der religiöse Protestantismus viel weiter ausgebreitet, als er es bey dem westphälischen Frieden war, indem nicht nur die alten Protestanten ihre Gewissensfreyheit behaupteten, sondern auch noch eine Menge von Menschen unter den Katholiken ein gleiches thaten, obwohl sie sich nicht förmlich vom katholischen Kultus lossagten. Diesem zufolge könnte der Protestantismus jetzt nicht mehr nach gewissen Ländern und Sekten bestimmt werden, indem durch die neuesten Begebenheiten eine gänzliche Regierungs- und Staatenveränderung in Europa hervorgebracht wurde. Die neuen Protestanten unterscheiden sich weder durch irgend eine allgemeine Glaubensformel, noch durch eine Landsmannschaft, sondern allein dadurch, daß sie entweder öffentlich oder insgeheim keine menschliche Autorität in Glaubenssachen, und keine willkührliche Gewalt in Regierungssachen anerkennen.

Dieser neue Protestantismus hat in unsern Zeiten an Umfang gewonnen, aber an Rechten oder vielmehr politischer Macht verloren. Denn obwohl die neuen Konstitutionen in Frankreich, Italien, der Schweiz, Holland und Deutschland den von der herrschenden Meynung abweichenden gleiche Rechte wie den übrigen Bürgern gestatten; so hat sich doch die politische Lage der Dinge in Europa so geändert, daß, falls die Regierungen es für gut befinden sollten, ihre Unterthanen

einerley öffentlichen Meynung zu unterwerfen, die Protestanten ihre Rechte nur durch verzweifelte Mittel behaupten könnten. Die zweyte Frage: wie nämlich der neue Protestantismus sich rechtlich konstituiren könnte? wird daher viel schwerer zu beantworten seyn, als die erstere.

Keine Regierung in Europa, und wenn sie noch so kräftig und mächtig wäre, wird es wagen, den Protestantismus, sey er alt oder neu, ganzlich zu vertilgen. Im Gegentheil haben die klügsten Regenten unserer Zeiten sich bemüht, eine Toleranz in ihren Staaten einzuführen. Indessen muß doch einer jeden Regierung daran gelegen seyn, daß Glaubens- oder politische Meynungen keine bürgerlichen Kriege oder Ruhestörung hervorbringen. Man wird also eher darauf bedacht seyn, die verschiedenen Sekten, entweder, wie es bisher geschehen, durch Verträglichkeit, oder, wie es schon mehrmalen versucht wurde, durch eine freywillige Kirchenvereinigung einander näher zu bringen. Das erstere Mittel hat zwar bisher wohlthätige Wirkungen gehabt; allein Duldung, streng genommen, ist noch keine Rechtsgestattung. Das zweyte Mittel ist darum immer fehlgeschlagen, weil auf einer Seite die Protestanten die Verwerfung irgend einer menschlichen Autorität in Glaubenssachen als die Hauptstütze des Protestantismus ansahen, und auf der anderen die Katholiken die Autorität der Kirchenväter nicht hintansetzen konnten, ohne ihr ganzes System zu vernichten. Es wäre daher kein ander Mittel, um den Protestantismus zu konstituiren, übrig, als das vorige, nämlich, gewisse Länder und Regierungen als vorzüglich protestantische zu erklären. Da aber dieses, wenigstens nach der jetzigen Lage der Dinge, schwerlich geschehen wird; so blieben die vorigen die einzigen, welche versucht werden

müßten, um die Freyheit der Proteſtanten zu retten, ohne die bürgerliche Ruhe zu kompromittiren.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß Toleranz, ſtreng genommen, eigentlich nur eine Gnaden- aber keine Rechtsgeſtattung ſey. Wir wollen daher unterſuchen, ob nicht ſelbſt bey einer allgemeinen Chriſtenvereinigung der Proteſtantismus gerettet und rechtlich konſtituirt werden könnte?

Die katholiſche Kirche hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte καθόλου (allgemein) erhalten. Sie ſoll und will eine allgemeine Verſammlung (συναγωγὴ καθολικὴ) aller Chriſten vorſtellen. Sie durfte daher dieſem Namen und Geiſte gemaß nur die allgemeinſten Grundſatze aller Chriſten aufſtellen, und mußte es im übrigen einer jeden Kirche, welche ihr untergeordnet wäre, überlaſſen, nach Ueberzeugung die beſonderen Grundſätze zu entwickeln. Da aber gleich in den erſten Jahrhunderten nach ihrer Entſtehung dadurch eine Menge Trennungen und Unordnungen entſprungen ſind, ſo hat ſie ſich es vorbehalten, durch eine allgemeine Verſammlung aller Biſchoffe der beſonderen Kirchen, die Grundſatze zu beſtimmen, welche alsdann ein jeder Glaubiger als Kirchengeſetz und Glaubensregel annehmen müſſe. Dieſem zufolge ſchien der Proteſtantismus von der Kirche für immer ausgeſchloſſen, und es wäre zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keine Vereinigung möglich. Wir wollen verſuchen, dieſem unverſöhnlichen Anathema auf eine vernünftige Art auszuweichen.

Die chriſtliche Kirche im Allgemeinen hat vier beſondere Einrichtungen, welche wir zuvor genau voneinander unterſcheiden müſſen, ehe wir unſerm Zwecke näher kommen. Sie hat nämlich zuerſt ihr eignes Glaubensbekenntniß oder die Darſtellung ihrer Dogmen;

zweytens ihre beſondere Moral und Sittenlehre; drittens ihr beſonderes Kirchenregiment oder Hierarchie; und viertens ihren beſondern Kultus oder Zeremoniendienſt. Nach ihren Grundſatzen hangt die Abanderung der drey erſtern dieſer Einrichtungen nicht von ihr ab, ſie halt ſie für göttliche Anſtalten, obwohl ſie ſelbe in einem Konzilium naher erklaren darf; nur letztere zu beſtimmen, ſteht in ihrer Gewalt. Die Proteſtanten verwerfen mehrere ihrer Dogmen, ihre Hierarchie und den gröſten Theil ihres Zeremoniendienſtes; nur in der Moral oder Sittenlehre ſind ſie mit ihr einig. Es gabe daher nur drey Punkte, worin ſich beyde Theile einander nähern könnten, nämlich: diejenigen Dogmen, welche die Proteſtanten ebenfalls annehmen; den Kultus, worin die katholiſche Kirche Veranderungen zu machen befugt iſt, und die allgemeine chriſtliche Moral. Bey ſolchen Verhaltniſſen iſt alſo eine ganzliche Vereinigung aller chriſtlichen Sekten nicht wohl möglich. Es muß daher ſowohl von katholiſcher als proteſtantiſcher Seite ein anderes Mittel der Einigkeit aufgefunden werden, als die bisher fruchtlos verſuchten. Davon werden wir ſchicklicher in einem der folgenden Kapitel reden können.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

So ſehr der Proteſtantismus die Aufklärung in Europa befördert haben mag, ſo nachtheilig wirkte er auf die deutſche Reichsverfaſſung.

Die Verdienſte, welche ſich die Reformatoren und Proteſtanten um die Kultur der Wiſſenſchaften und Verbreitung der Aufklarung erworben haben, ſind noch von

keinem unpartheyischen Schriftsteller angefochten und bestritten worden, obwohl nicht gerade der Protestantismus nöthig war, beydes zu befördern; denn schon ehe man in Deutschland an die Reformation dachte, war in Italien die Blüthezeit der Künste und Wissenschaften eingetreten. Aber in Deutschland ist der protestantische Theil offenbar dem katholischen in Kultur und Aufklärung zuvorgegangen. Wenn wir also die Folgen der Reformation von dieser Seite betrachten, so war sie nicht nur für Deutschland, sondern die ganze Welt heilsam und wohlthatig; wenn wir selbe aber auf Deutschlands politische Lage beziehen, so ist es offenbar, daß die Nation dadurch ihre Starke, die Einigkeit ihrer Verfassung und selbst ihre Unabhangigkeit verloren habe. Es wäre schon a priori zu beweisen, daß in einem Lande, wo es so machtige Fürsten und Stände, wie in Deutschland, gab, nothwendig der bürgerliche Krieg zum Gesetz werden musse, sobald eine Uneinigkeit in religiösen Meynungen entstünde; und daß, so lange diese Uneinigkeit obwaltete, die Feinde oder Nachbarn dieses Landes die schicklichste Gelegenheit hätten, es zu schwächen und zu zerreißen. Allein ich will mich nicht viel mit politischen Raisonnements abgeben, und gleich die Geschichte selbst sprechen lassen.

Die Reformation hatte kaum erst einigen Anhang in Deutschland gefunden, als schon ein deutscher Reichsfürst, protestantischer Religion, die Länder seiner Mitstände mit Feuer und Schwerdt verwüstete, und die Bürger von Maynz einem fremden Könige den Eid der Treue schwören ließ. Indessen blieb durch diese Anfälle Deutschland noch von fremden Truppen und Einflussen frey; als aber Karl V. die schmalkaldischen Bundesgenossen bey Mühlberg geschlagen und den Bund selbst getrennt hatte, beging ein

protestantischer Reichsfürst nicht nur gegen sein eignes Haus und den Kaiser die Untreue, sondern er machte noch mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß, vermöge welchem er denselben als Herrn von Metz, Toul und Verdün und aller deutschen Länder, worin die französische Sprache geredet wurde, anerkannte, ja demselben die deutsche Kaiserkrone selbst zu verschaffen versprach. Von dieser Zeit an blieb auch Frankreich im Besitze obiger Bißthümer, und dieser erste Vertrag war nur die Einleitung zu den künftigen, wodurch fremde Mächte immer einen mächtigeren Einfluß in alle deutsche Angelegenheiten und Kriegen erhielten.

Bald nach diesen ersten verfassungswidrigen Versuchen protestantischer Fürsten, rissen sich auch viele Städte und ganze Länder vom deutschen Bunde ab. Die Schweiz, die Niederlande und Holland erklärten sich als unabhängige Republiken, und wurden in diesem Unternehmen von ihren Glaubensgenossen in Deutschland, England und Schweden unterstützt.

Der durch die Reformation entstandene dreyßigjährige Krieg brachte endlich Deutschland um alle Selbstständigkeit. Fremde Mächte erhielten nicht nur von seinem Gebiethe beträchtliche Provinzen, sondern wurden endlich seine Gesetzgeber und Herren.

Indessen wurde während diesen Kriegen und in den dadurch bewirkten Friedensschlüssen Deutschland doch immer noch als ein selbstständiges Reich angesehen. Dieser äußere Schein verfiel aber in unsern Zeiten gänzlich. Nachdem die Häupter der protestantischen Union Deutschland lange genug geschwächt und im bürgerlichen Kriege erhalten hatten, hoben in neuern Zeiten die Kurfürsten von Brandenburg den Reichsverband gänzlich auf. Schon Friedrich II. hatte die deutschen Reichs-

geſetze zuerſt lächerlich, dann verächtlich gemacht. Der durch ihn abgeſchloſſene Fürſtenbund ſollte zwar ſeine vorige Vergehungen wieder gut machen, allein er erhielte doch immer die Uneinigkeit zwiſchen Haupt und Gliedern. Friedrich Wilhelm, ſein Nachfolger, entzog ſich endlich mit dem nördlichen oder proteſtantiſchen Theile von Deutſchland durch die Neutralitätslinie dem Kriege, und gab dadurch das Reich den ſiegreichen Waffen der Franzoſen Preis. Er theilte mit den proteſtantiſchen Fürſten die geiſtlichen Staaten, und da durch ſolche verfaſſungswidrige Vorfälle die Reichsgeſetze ſchon lange ihre Kraft und der Kaiſer ſein Anſehen verloren hatten, ſo wurde endlich das Reich gänzlich aufgelöſt und in eine Konföderation verwandelt, wovon der franzöſiſche Kaiſer Protektor iſt.

Ich weiß nicht, ob es das Intereſſe Frankreichs iſt, die religiös-politiſche Uneinigkeit unter den deutſchen Bundesſtaaten beſtehen zu laſſen. So lange der Kaiſer Napoleon das Heft der Regierung in den Händen behält, iſt wohl von dieſer Seite nichts zu befürchten. So viel wollte ich aber mit Gewißheit behaupten, daß, wenn dieſe religiös-politiſche Uneinigkeit in Deutſchland fortwährt, die Nation nie zu ihrer Selbſtſtändigkeit kommen werde.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Daß es die Klugheit erfordere, ſich zuweilen blödſinnig zu ſtellen.

Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam benedicere haut absurdum.

Sallustius.

Du weißt nicht, mein Sohn! mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde: ſagte der berühmte ſchwediſche Kanzler von Oxenſtierna ſeinem Sohne, als er ihn zum Friedenskongreſſe abſchickte. Eine ähnliche Maxime hatten die Jeſuiten, die klügſten Geiſtlichen voriger Zeiten. Sie behaupteten nämlich, daß die Welt meiſtentheils nur durch mittelmäßige Köpfe regiert werde *). Und in der That, wenn man den Geſchäftsgang und die Leute, welche ihn treiben müſſen, kennen lernt, ſo wird man von dieſen Erfahrungsmaximen überzeugt.

Die ſchwerſte und ſchlüpfrigſte Arbeit iſt ſowohl bey Höfen als auch in Republiken jene, wodurch man ſich wichtig macht und in die Höhe zu ſchwingen weiß. Da koſtet es Geduld, Verſtellung, Geſchmeidigkeit und Liſt, bis man an Ort und Stelle kömmt. Hat man dieſe einmal erreicht, dann geht alles ſeinen leichten natürlichen Gang. Man macht ſich nothwendig, gewinnt Vertrauen, wird gefürchtet, und ſelbſt geringfügige Thaten helfen Anſehen erwerben; denn der müßte doch wahrhaftig ein Schaafskopf ſeyn, welcher aus den vielen Relationen und Staats-

*) Mundus regitur mediocritatibus.

berichten seiner Unterarbeiter nicht ein vernünftiges Resultat zu ziehen wüßte. Archimedes, seiner mechanischen Kenntnisse gewiß, soll gesagt haben: gebt mir einen Platz, und ich ziehe die Erde aus ihrer Angel. Wie mancher große Kopf könnte diesen Satz auch in politischen Dingen behaupten!

Es giebt zwey Ursachen, warum Leute von Kopf so selten auf ihren Posten gelangen. Fürs Erste können sie sich, ihrer Fähigkeiten bewußt, nicht in alle die Umstände und Wege schmiegen, welche man wandeln muß, um sich in die Höhe zu schwingen; zum Anderen werden sie meistens von denjenigen zurückgehalten, welche am Ruder sitzen, aus Furcht von ihnen verdrangt zu werden. Auf der politischen Laufbahn finden große Geister nur zwey Wege. Sie müssen entweder ihr Ziel im Sturme erkampfen, (so machten es die meisten großen Manner, welche die französische Revolution hervorgebracht hat) oder sie müssen sich so lange verstellen, und ihre Fahigkeiten verbergen, bis sie es durch andere Mittel erreicht haben. So wissen wir aus der Geschichte, daß Moriz von Sachsen sich blind-kaiserlich, der Pabst Sixtus V. schwach und kranklich, und Brutus sich sogar blödsinnig gestellt habe, nur um ihre Absichten zu verbergen. Da aber große Geister für den ersten Fall selten Gelegenheit und für den letzten Geschmeidigkeit genug haben, so bleibt des Oxenstierna Maxime wahr und in der Erfahrung gegründet: die Welt wird meistens durch Mittelmäßigkeit regiert.

Wenn die großen Köpfe durch den gemeinen Gang der Dinge nur verborgen oder ungebraucht blieben, würde es ein blos negativer Schaden für die Staaten und bürgerliche Gesellschaft seyn. Allein ihre Hintansetzung kann öfters die nachtheiligsten Folgen haben.

Ein Menſch, welcher ſeine Kräfte fühlt, bleibt ſelten unthätig; und da es dann zuweilen kömmt, daß er auf eine Gelegenheit der Wirkſamkeit trifft, ſo wird er dieſelbe meiſtens zur Ausübung ſeiner Rache benutzen. Die Zeiten, wo ein beleidigter Ariſtides oder Kamillus freywillig ins Elend gingen, und die Unbilden, welche ihnen das Vaterland angethan, großmuthig vergaßen, ſind vorbey; und ſelbſt die ſchönſten Epochen alter und neuer Staaten liefern uns Beyſpiele, wo verkannte Fähigkeiten öfter das Unglück der Regierungen nach ſich zogen. So wiſſen wir aus der alten Geſchichte, daß Alcibiades und Theramenes Athen, Koriolan und Sertorius Rom an den Rand des Verderbens brachten. Auch in neuern Zeiten haben der beleidigte Konnetable von Bourbon, und der verachtete Prinz Eugen Frankreich, der zurückgeſetzte Wallenſtein Oeſterreich den größten Schaden zugefügt.

Wenn eine Regierung die großen Menſchen, welche ihr dienlich ſeyn können, aus Unkunde derſelben vorübergeht, kann man es ihr noch verzeihen; wenn ſie aber einmal offenbare Beweiſe von deren Fähigkeiten hat, und ſelbe doch zurückſetzt, dann muß ſie es ſich auch ſelbſt zuſchreiben, wenn dadurch Unheil über ſie gebracht wird. Ein guter Kopf kann nicht wohl immer unthätig bleiben. Er lernt, er denkt, er ſtrebt, und giebt ſich öfter ſelbſt unter der Geſtalt zu erkennen, worin er am meiſten zu wirken glaubt. Selten hält er ſich ſo ganz von denjenigen entfernt, welche ihn benutzen könnten. Wenn er aber einmal ſieht, daß ſeine Anerbietungen zurückgewieſen, ſeine Rathſchläge nicht geachtet, ja ſelbſt die ungeſchickteſten Menſchen ihm vorgezogen werden, dann empört ſich in ihm das Selbſtgefühl. Er entfernt ſich von ſeinen Obern, ſucht auswärtige Hülfe und Unterſtützung, und da es

ihm selten daran fehlen kann, verwendet er nun diejenigen Kräfte zum Nachtheile seines Vaterlandes, welche er ihm ursprünglich allein geweiht hatte.

In dem dreyßigjährigen Kriege haben wir auffallende Beyspiele davon an dem Wallenstein und Boges-laus von Chemnitz. Von Ersterem werden wir im folgenden Kapitel reden. Letzterer hat durch seine Schriften mehr gewirkt, als mancher General durch seine Schlachten, und mancher Minister durch seine Negotiationen.

Unter andern schrieb er das berühmte Buch: Hippolythus a Lapide de ratione status Imperii, romano-germanici. Es hat ein solches Aufsehen erregt, daß es bald als Leitfaden in den Händen aller Minister und Gesandten war, und noch später hin und lange nach dem dreyßigjährigen Kriege benutzt wurde. So sehr kann ein Kopf blos als Privatmann in öffentliche Staatshändel einwirken.

Die französische Revolution und der darob entstandene Krieg haben uns noch auffallendere Belege zu dieser Erfahrung gegeben, ꝛc. ꝛc.

Menschen, welche man zuvor nicht für Schreiber tüchtig genug geachtet hatte, überflügelten die erfahrendsten Staatsleute der europäischen Höfe; und Krieger, die sonst keine Hauptmannsstelle erlangt hätten, schlugen die geübtesten Generäle der verbundenen Mächte. Unter den mannichfaltigen Beyspielen nicht geachteter Kenntnisse und Fähigkeiten will ich nur eins anführen, was auch, weil es übersehen wurde, die Revolution mächtig befördert hat — Mirabeau.

Die französische Regierung konnte sich nicht damit entschuldigen, daß sich dieser außerordentliche Mann ihr nicht angeboten habe. Das Ministerium kannte seinen Geist, seine Thätigkeit, seine Wissenschaft, seinen Muth,

Man hatte ihn selbst heimlich nach Berlin geschickt, um die Lage dieses Hofes bey dem nahen Tode Friedrichs II. auszukundschaften. Er ging ohne große Unterstützung, ohne öffentlichen Charakter, ohne einem Gesandten zukommende Hülfsquellen, und entwarf mit ein Paar Meisterstrichen das Bild des preußischen Staates und Hofes, so getreu, so durchdringend, wie es in langer Zeit kein Ambassadeur zu malen wagte.

Man kennt seine beyden Werke: Histoire secrette de la cour de Berlin, und de la Monarchie Prussienne. Sie sind freylich nicht ohne Leidenschaft, auch nicht ohne grobe Unrichtigkeiten geschrieben, aber im Ganzen kann man die diplomatische Meisterhand darin nicht verkennen.

Dieß alles wußte das französische Ministerium, und suchte ihn nicht nur nicht zu benutzen, sondern warf ihn gleichsam selbst in den Schlund der Revolution, damit sie noch recht schnell und fürchterlich zum Ausbruche kommen möge.

Erst, nachdem schon alles untereinander geworfen war, und die Flammen des Aufruhrs schon an den Stufen des Thrones leckten, erst dann suchte man seine mächtige Hülfe, aber es war schon zu spät.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir die allgemeinen Mittel bemerken, deren sich dieser sonderbare Mann wohl bedient haben mogte, um, ohne an dem Hofe akkreditirt, oder von dem wirklichen Gesandten unterstützt zu seyn, sich so viele und richtige Notizen zu verschaffen.

Es giebt gewisse Dinge und Verhältnisse, welche man ohne alle besondere Data und Aeußerungen, schon a priori erfahren kann. Diese Notizen gründen sich hauptsächlich auf die Kenntnisse der Menschen überhaupt und dieses oder jenes wichtigen Mannes im Besondern. Jene erwirbt man sich durch Nachdenken und Umgang

mit Menschen, diese durch Beobachtung des Individuums.

Wenn auch ein Hof, oder einzelner Staatsmann noch so verschlossen ist, so weiß man doch ohngefähr im Allgemeinen, was sein Interesse und seine Wünsche seyn können. Handelt er diesem meistens konsequent, so kann man auch leicht seine Absichten errathen, wenn er schon das Gegentheil davon zu äußern scheint. Handelt er aber inkonsequent, so muß man die gegenwärtigen Augenblicke benutzen, und ihn in gegebenen Fällen und Gesprächen nur zu überraschen suchen. Auch der gefaßteste Staatsmann ist in solchen Fällen nicht kalt genug, um diese Probe auszuhalten.

Ein anderes Mittel, verschiedene Absichten zu erfahren, ist die Ideenverbindung (l'association des idées). So kommt z. B. ein Mensch, wenn man sich auch nur freundschaftlich mit ihm unterhalt, schnell von einem Dinge auf ein anderes, wozwischen man anfanglich gar die Verbindung nicht errathen kann; wenn man aber die Sache naher untersucht, so lassen sich leicht die Mittelbegriffe auffinden. Dieses ist überhaupt eine große diplomatische Kunst, und sie führt einen öfter in die innersten Geheimnisse der Staaten und Menschen.

Das letzte und gemeinste Mittel ist der Umgang mit den Gelehrten und Mißvergnügten eines Staats. Diese Klasse von Menschen bestrebt sich, theils aus Wißbegierde, theils aus Neid, alle Vorfalle aufzumerken, Aeußerungen und Blicke zu erhaschen, in Gesellschaften zu dringen, Bekanntschaften aufzusuchen, Anekdoten und Notizen zu sammlen, und ist daher die ergiebigste Quelle eines diplomatischen Beobachters. Nur muß er dabey seinen eignen Kopf bey sich haben; denn, wenn einmal eine Regierung oder ein Staatsmann merkt, daß solche politische Schwamme

benutzt werden sollen, so theilt er denselben gerade solche Mährchen mit, welche er eben ausgestreuet haben will, und das Gegentheil von dem sind, was geschehen soll.

Im Ganzen genommen bedienten sich aber von jeher die grossten Staatsmanner der einfachsten Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Sie verschafften sich sogleich eine allgemeine Menschen- und Staatskenntniß, woraus sie richtige Resultate über das Interesse derselben zogen; und faßten oft nur durch einen Blick ein richtiges Bild von dem Charakter der Menschen, mit denen sie zu thun hatten. Im Uebrigen kannten sie ihre eignen Kräfte und Hulfsquellen, und darnach bildeten sie ihre Plane und Unternehmungen.

Wenn man die Geschichte der Griechen und Römer, und in neuern Zeiten der grösten Feldherren und Staatsmanner liest, so verwundert man sich über die einfachen Mittel, so sie zu ihren großen Zwecken anwandten. Ihre Kriegsoperationen waren so richtig überdacht, ihre Staatsverhandlungen so genau auf die Umstände berechnet, daß man ansteht, ob man mehr die Grösse oder die Geradheit davon bewundern soll. Freylich mußte auch öfter die List ihre Tapferkeit und Weisheit unterstutzen; aber ihre Stratagemen bestunden nicht aus kleinfugigen Ueberlistungen oder ranckevollen Spitzfindigkeiten. Sie waren vielmehr auf die Lage der Dinge, auf die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde und auf eine natürliche Verschwiegenheit ihrer Plane gegründet. Sie besiegten ihren Feind sogar öfter dadurch, daß er sie nicht einfach genug geglaubt hatte.

Da lese man zum Beyspiel den großen Zug des Hannibals von den Pyrenäen bis vor die Thore von Rom, und die Gegenbewegungen seines Nebenbuhlers, des Scipio. Welche Feinheit in der Anlage, welche

Größe in der Vollführung! Ein Gegenstück dieser Kriegsoperationen findet man in neuern Zeiten während dem dreyßigjährigen Kriege an Wallenstein und Gustav Adolph. Die großen Thaten dieser Menschen werden ewig das Muster aller Feldherren bleiben.

Auch in der Diplomatie giebt die alte und neue Geschichte ähnliche Beyspiele. Der römische Senat war eben so einfach in den Staatsverhandlungen, als seine Feldherren in den Kriegsoperationen. Ihr Riesenbau wurde mit der nämlichen Geradheit gegründet, als er ausgeführt wurde. Die alten Senatoren behandelten die Italiener nicht anders, als hernach alle Volker des Erdbodens.

In unsern Tagen hat der französische Nationalkonvent das Beyspiel des römischen Senats nachahmen wollen; aber die französischen Generale und Napoleon haben das gethan, was sie den Römern an die Seite setzt. Sie bekümmerten sich wenig um die kleinlichen Regeln der Taktik und Strategetik, welche bey ihren Feinden als das non plus ultra der neuesten Kriegskunst galten. Sie warfen ihre Blicke auf das Ganze ihrer Operationslinien und die Geübtheit ihrer Soldaten, und darauf baueten sie ihre Plane. Pichegru und Jourdan machten kein Geheimniß daraus, daß sie die vordringenden Kaiserlichen und Engländer in den Niederlanden umgehen wollten. Sie verließen sich auf die ähnliche Stellung des Prinzen Eugen, und schlugen sie wirklich über den Rhein zurück. Eben so sagte Napoleon öffentlich, daß er nach Wien, Berlin und Madrid gehen wolle. Er thats, und diktirte den Frieden.

Das größte Beyspiel von gerader Staatsklugheit findet man aber bey unsern Vatern, den alten Deutschen.

Wenn man ihre Gesetze und Staatsverfassungen, ihre Kriege und eben so kühne als große Staatsverhandlungen betrachtet, so fragt man sich, wie ein solcher Sinn unter Barbaren möglich sey? Vom Verdunner Vertrage an, bis auf den westphälischen Frieden findet man die Spuren einer so richtig berechneten Staatsklugheit, daß die künftigen Acta publica daneben wie Kinderspiele stehen. Dort ist alles auf Freyheit, Selbstständigkeit und Festigkeit vom kleinsten Städtchen, bis auf die ganze Christenheit berechnet. In den folgenden Zeiten wurde alles gleich in allgemeinen Sätzen über Bausch und Bogen abgethan, ohne auf Beharrlichkeit und die Zukunft zu sehen. Man überließ so die wichtigsten Angelegenheiten und Interessen der Staaten und Menschheit dem Glücke und Zufall, weil unsere kleinliche Staatskunst und Diplomatie nicht Gründlichkeit und Vorsicht genug hatte, selbe selbst zu ordnen.

Es sind in unsern Tagen so offenbare und auffallende Fehler, sowohl im Kabinette, als im Felde begangen worden, daß ein jeder Bürger, welcher nur einige Staatskenntnisse hatte, mit Cicero ausrufen mußte: Nos, inquam, Nos, dico aperte, Consules, reipublicae desumus.

Ein guter Kopf kann auf eine zweyfache Art dem Staate nützlich seyn, entweder durch wirkliche Verwaltung eines Amtes, oder durch Schriften und öffentliche Reden. So wissen wir, daß neben einem Phocion ein Demosthenes, neben einem Tacitus ein Agricola, neben einem Cosmus ein Machiavel, und neben einem Fleury ein Montesquieu ihrem Vaterlande zu dienen suchten. Wenn ein Mann, der sich seiner Kenntnisse und Fähigkeiten bewußt ist, von

seiner Regierung zurückgesetzt wird, so ist es nicht schön und edel, wenn er seine Kräfte, wie Koriolan und der Konnetable von Bourbon zur Rache benutzt. Er wird sich dadurch zwar Genugthuung und vielleicht auch einen glänzenden Namen erwerben; allein nie wird man es billigen, daß er seinem Vaterlande geschadet habe. Es bleibt ihm ja noch immer ein edlerer Weg zur Genugthuung und Ruhm übrig. Er kann nämlich in öffentlichen Schriften Beweise genug von seinen Einsichten geben, und durch seine Rathschläge oder Warnungen der ganzen Welt darthun, daß er vielleicht die Lage der Dinge besser erkannt und durchgesehen habe, als eben diejenigen, welche ihn verstoßen haben. Thucidides, Polybius, Sallustius, Tacitus, Machiavel, Montesquieu, Johannes Müller und Archenholz haben zeitlich Staatsämter begleitet, allein sie haben sich doch gewiß mehr Ruhm durch ihre Schriften als Verwaltungen erworben. Durch ihre vortreffliche Werke sind sie die Lehrmeister der größten Feldherren und Staatsmänner geworden. Wenn man nichts mehr von ihnen wüßte, als daß sie nur zu einer gewissen Zeit Staatsämter verwaltet hatten, würde man sie fast nicht mehr kennen. Wie viele Menschen, welche an den Kriegen und Staatsaktionen, so die Geschichtschreiber beschrieben haben, Antheil nahmen, sind untergegangen, indessen ihre Schriften noch in allen Schulen und Kabinetten studiert und gelesen werden!

Ich halte es für Pflicht eines jeden rechtschaffenen Bürgers, sich seiner Regierung auf der Seite kenntlich zu machen, wo er glaubt, dem Staate am meisten dienlich seyn zu können. Wird er verkannt, oder wird sein guter Rath nicht angehört, so hat er wenigstens seine Schul-

diakeit aethan, und der Erfolg muß lehren, ob seine wohlgemeinten Vorschlage nicht gut waren. Ihm bleibt alsdann das Recht, seine kunftigen Bemerkungen, Gutachten und Warnungen offentlich niederzuschreiben, und das große Publikum wird sonach Richter über die Statt- oder Unstatthaftigkeit derselben. Er schafft sich alsdann durch seine Kenntnisse und Einsichten ein eignes Staatsamt, einen eignen Wirkungskreis. Er lebt und rückt mit den großen Welthandeln fort; und wenn seine Arbeiten bey seinen Zeitgenossen auch die Wirkung nicht haben, welche er wünschte, so kann er dadurch der Lehrer und ein lebendiges Archiv für die Nachwelt werden. Groß stehen im Andenken der Menschen ein Hannibal und Scipio, ein Wallenstein und Gustav Adolph, ein Turenne und Eugen; aber nur dem Polybius und Machiavel, dem Livius und Chemnitz haben sie und die Nachwelt es zu verdanken, wenn sie noch bewundert werden.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Wallenstein.

Pulcherrima morte, si sic pro patria cecidisset.

In keinem Jahrhundert sind mehr Bücher über Erziehung geschrieben, und haufiger Schul- und Bildungsanstalten angelegt worden, als in dem unsrigen; und doch scheint es mir nicht jenen Kern und die Fulle von großen Menschen hervorgebracht zu haben, welche wir in den verflossenen Zeiten finden. Wir sahen wahrend

der französischen Revolution seltsame Lichter erscheinen und untergehen; aber nur wenige haben sich bis an das Ende erhalten können. In den vorigen Zeiten konnte jede Parthey ihre Heroen aufweisen, und dem Glücke und Talente des Einen stund auch sogleich ein Anderer fest entgegen. Jetzt dreht sich alles um eine Sonne herum. Die Uebrigen scheinen wie Sterne, welche nur beym Untergehn derselben leuchten.

Es ist meine Absicht nicht, hier eine vollständige Lebensgeschichte jenes Helden zu schreiben, welcher während dem dreyßigjährigen Kriege eine so große Rolle spielte. Es wird genug seyn, für jetzt nur einige seiner Charakterzüge anzudeuten, und jene Begebenheiten anzuführen, wodurch in ihm die große Idee rege wurde: das in Deutschland zu versuchen, was Napoleon jetzt in Frankreich bewirkt hat.

Es ist nicht nur bey dem gemeinen Haufen, sondern selbst bey großen Geschichtschreibern üblich, daß sie die endliche Entwickelung der Lebensgeschichte eines großen Mannes gleich in den ersten Aeußerungen seiner jugendlichen Bestrebungen aufsuchen wollen. Ein Wort, ein Zug seiner Kindheit soll schon alle die künftigen Ereignisse seines Glücks oder Unglücks andeuten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sich ein Charakter oder die Hauptneigungen eines Menschen schon frühe an Tag geben; allein daraus sogleich alle die künftigen Ereignisse folgern zu wollen, ist wahrlich zu viel gewagt. Das Glück und die sonderbaren Situationen, worin ein Mensch versetzt wird, entscheiden so viel über sein künftiges Schicksal, als seine Fähigkeiten und Neigungen. Daher haben auch Alexander, Sulla, Cäsar, Wallenstein und andere glückliche Krieger und Anführer die Glücksgöttin höchlich verehrt, und selbst der Held, welcher nun auf

Thron der Franken herrscht, zählt viel auf seinen Glückssternen. Vielleicht hat mehr die Fügung besonderer Umstände, als die Siege bey Lodi und Marengo sein künftiges Schicksal bestimmt.

Wenn man den Anfang der politischen Lebensgeschichte Wallensteins achtsam durchliest, so findet man noch keine Spur von jenen Absichten und Planen, welche das Ende seines Lebens auszeichnen. Sein ganzer Ehrgeiz schranke sich auf den Ruhm eines grossen Generals ein. Er erscheint zwar voll Muth in den Schlachten, voll Herrschbegierde in dem Heere, voll Glanz in seinen Unternehmungen; aber alles mit der strengsten Treue gegen seinen Kaiser.

Als seine Siege mit Ehrenstellen und fürstlichen Würden belohnt wurden, schien die Ergebenheit an den kaiserlichen Hof ehender zu wachsen als abzunehmen. Er fühlte wohl schon damals seine Macht und Grösse: allein er wollte vielmehr seinen Herrn, als sich über Deutschland erheben. Er sagte es deutlich, die Zeit sey gekommen, wo die deutschen Fürsten dem Kaiser wieder an der Tafel dienen müßten. Er trug nämlich zu der Zeit seine Herrschsucht an das Reichsoberhaupt über, und wollte nicht dulden, daß dessen Würde durch Einsprüche der Fürsten beschränkt und herabgesetzt werden sollte.

Dieser Eifer für das kaiserliche Haus zog ihm eben seinen ersten Fall zu. Die Kurfürsten und Fürsten der Ligue fürchteten seine Macht und sein Glück. Sie schilderten ihn dem kaiserlichen Hofe als einen ihm und ihnen gefährlichen Mann. Er wurde entlassen, und zog ohne einigen Widerspruch ruhig nach seinem Landhause zu Znaim. Dieß ganze Betragen läßt noch keine Spur von strafbarer Rache oder Empörung vermuthen.

Indessen schlug Gustav Adolph den kaiserlichen General Tylli bey Leipzig und am Lech. Die Sachsen nahmen Böhmen, die Schweden das nördliche Deutschland bis an den Rhein ein, sie waren tief in Bayern gedrungen, und bedrohten die kaiserliche Burg. Man fand keine Rettung mehr als in Wallenstein.

Der kaiserliche Hof, aufs äußerste gebracht, schickte zwey Freunde des Generals, den Questenberg und Werdenberg, nach Znaim, um ihn zur Annahme der Oberbefehlshaberstelle der österreichischen Truppen zu bewegen. Nun erst erblickte man an ihm jenen Geist der Unabhängigkeit, welcher ihn zu einem neuen Throne führen sollte. Als man ihm den jungen König von Ungarn, Ferdinand, an die Seite geben wollte, sagte er: ich dulde keinen neben mir, und wenn Gott selbst an meiner Seite fechten wollte. Man mußte ihm ein unumschränktes Kommando über das kaiserliche Heer, das Recht zu werben und Krieg oder Frieden zu gebieten, ohne alle Bedingniß überlassen. So trat er wieder auf den Kampfplatz mit den Worten: nun soll es bald entschieden seyn, ob ich oder Gustav Adolph der Herr von dieser Erde werde.

Bald sahe man auch seinen Geist im Heere, wie im Felde. Der kaiserliche Hof hatte kein Geld, keine Truppen, keinen Kredit, kein Bündniß mehr. Wallenstein schaffte alles durch eigne Kraft. Er schoß selbst seine Schätze vor, zog willkührlich Abgaben ein; und wo seine Soldaten hinkamen, mußte sie das Land erhalten. Sein Name, und die Freyheit, welche er seinen Truppen außer dem Dienste gestattete, führte ihm unzähliges Volk aus allen Gegenden Europa's zu. Deutsche und Schotten, Niederländer und Italiener, Ungarn und

Böhmen, Katholiken und Proteſtanten, fochten unter den Fahnen eines Mannes, deſſen Geiſt nur Krieg war, und zu ſichern Siegen führte.

Die erſten Folgen ſeiner Anſtellung wurden auch ſogleich bey Nürnberg kund. Guſtav Adolph hatte bisher von keinem Widerſtande gehört. Siegreich und wie ein unaufhaltbarer Strom durchzog er ganz Deutſchland. Hier fand er auf einmal ſeinen Mann. Mehrmalen griff er mit ſeinem bekannten Muthe Wallenſteins feſtes Lager an. Mehrmalen wurde er von ſeinem Gegner zurückgeſchlagen.

Die Schlacht bey Lützen fiel zwar unglücklich für die Kaiſerlichen aus; aber Guſtav Adolph blieb darin ſelbſt auf dem Platze. Wallenſtein ſchien nun der größte General im Kriege zu ſeyn.

Auch zu der Zeit noch iſt es unglaublich, daß er ſeine Gewalt mißbraucht haben würde, wenn ſeine ſchlummernden Neigungen nicht ſelbſt von dem Hofe geweckt worden wären. Es war nämlich von jeher die unſelige Sitte an demſelben, daß man die größten Männer der Monarchie anfeinden, und ihre Abſicht verdächtig machen durfte. Wallenſtein, welcher ſich durch einen den Helden natürlichen Stolz eine Menge Feinde und Neider erweckt hatte, blieb von Beſchuldigungen nicht frey. Die verlohrne Schlacht bey Lützen, die Langſamkeit ſeiner kriegeriſchen Bewegungen, und die Undurchdringlichkeit ſeiner Plane gaben die ſcheinbarſten Materialien dazu. Man bemerkte ſeine unvorſichtigen Reden; man ſchickte Beobachter in ſein Lager; man durchforſchte die Geſinnungen ſeiner Truppen. Das auffallende Mißtrauen des Hofes, und die nicht undeutliche Kälte des Kaiſers konnte ihm nicht verborgen bleiben. Er mußte auf eine zweyte Entlaſſung gefaßt ſeyn.

In dieſer kritiſchen Lage ſtieg der mächtige Geiſt Cäſars über ihn. Die Würfel lagen, und es blieb ihm nun nichts mehr übrig, als entweder wie ein treuer, ehrlicher Diener des Hauſes Oeſterreichs zurückzutreten, oder ſich und die deutſche Nation über beyde das Vaterland entzweyende Partheyen zu erheben. Er wählte als ſtolzer, beleidigter Mann das Letzte. In der Ueberzeugung, daß die Schwäche der Regierung das Reich um alle Energie, und das Uebergewicht fremder Mächte (der Schweden und Franzoſen) die Nation um ihre Selbſtſtändigkeit und Ehre brächte, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner von ihm ſelbſt geſchaffenen Armee, und wollte ein neues Oberhaupt des Reichs werden. Er hatte den Geiſt der vornehmſten Offiziere durchforſcht; er verließ ſich auf die Treue ſeiner Soldaten. Hier unterhandelte er mit den Schweden, dort verſteckte er ſeine Plane ſeinem Hofe. Mitten in dieſem Unternehmen wurde er ermordet. Der kaiſerliche Hof hatte ſogar ſchon die Gewalt verloren, ihm förmlich den Prozeß machen zu können. Er mußte ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen laſſen.

Wallenſtein fiel groß, wie er gelebt hatte. Da er ohne Wehr und Vorbereitung nächtlich überfallen war, ſtreckte er muthig ſeine Arme aus, und ließ ſich ſo niederſtechen.

Es iſt meine Sache nicht, hier kritiſch zu unterſuchen, in wie weit des Kaiſers Verdacht gegründet, und Wallenſtein wirklicher Verbrecher war. Auf der Waagſchale der Gerechtigkeit wird das Betragen dieſes ſeltſamen Menſchen nie entſchuldigt werden können; da es aber in der Weltgeſchichte ſo viele Fälle giebt, wo Verbrechen ſelbſt zum Wohl der Staaten ausgeſchlagen ſind, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, zu unterſuchen: was

das Unternehmen dieſes neuen Cäſars auf die deutſche Nation und ihre Verfaſſung gewirkt haben würde.

Sein erſter politiſcher Grundſatz war: daß derjenige, welcher ein tapferes Heer klug anzuführen wüßte, nothwendig ſeine Zwecke erreichen könnte. Dieß außerte er ſelbſt in ſeinen tadelloſen Zeiten dem kaiſerlichen Hofe. Sein zweyter Grundſatz war: daß man ein tapferes Heer ſo zu ſagen aus Nichts bilden, und ihm doch allen Unterhalt verſchaffen könnte, wenn man nur erſt den Ruhm des Siegers und einen gewiſſen Operationspunkt erworben hätte. Dieß bewies er bey ſeiner zweyten Anſtellung.

Nach dieſen von ihm richtig befundenen Vorausſezzungen wollte er der Verfaſſung mehr Einheit, dem Volke Stolz und Gemeingeiſt, und dem Reiche ſein verlornes äußeres Gewicht wiedergeben. Wir können aus der Geſchichte der Beyſpiele mehrere anführen, wo oft ein einziger Menſch eine geſunkene Nation wieder erhoben hat. Guſtav Adolf war todt, Richelieu hatte noch keinen Türenne und Conde, und Oeſterreich war durch ihn ſelbſt zu Grunde gerichtet. Das Uebrige erwartete er von ſiegreichen Feldzügen und der bekannten Tapferkeit der deutſchen Nation.

Indeſſen war ſein großer Plan, auch bey ungewöhnlichem Glücke nicht ſo leicht hinauszuführen. Deutſchland war in zwey mächtige Partheyen getheilt, deren Häupter nicht ohne Klugheit und Ruhm gehandelt hatten. Er würde es ſogleich mit fürchterlichen Feinden, dem Kaiſer und den katholiſchen Standen, und gefährlichen Freunden, den Schweden und proteſtantiſchen Fürſten, zu thun gehabt haben. Er mußte ſich der Erſtern Länder durch ſchnelle Anfalle, der Letztern Bündniſſe durch

Verſprechungen von Säkulariſationen verſichern. Alsdann blieb ihm noch Frankreich zu beſanftigen übrig. Auch dieſes würde ohne Zuſage des Elſaßes und anderer Lander über dem Rheine nicht ruhig geblieben ſeyn; und ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten würden ſich ſchwerlich haben bereden laſſen, ihn als ihr Oberhaupt zu erkennen. Die deutſche Nation war, ſo lange man ihre politiſche Geſchichte kennt, in Partheyen getheilt; und der weſtphaliſche Friede mußte den Partheygeiſt (itio in partes) ſogar zu einem Reichsgrundgeſetze machen. Schon in frühern Zeiten, wo doch des Kaiſers Anſehen und Gewalt größer war, konnte es weder den Ottonen, noch Heinrichen, weder den Konraden noch Friedrichen gelingen, die Regierung des Reichs zu vereinfachen; wie war ein ſolches Unternehmen wahrend einem Kriege möglich, den eben der Partheygeiſt angefacht hatte?

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Von politiſchen und unpolitiſchen Prophezeyhungen.

Ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaque noscantur.

Tacitus.

Der dreyßigjahrige Krieg hat nicht nur große Staatsleute und Staatsſchriftſteller hervorgebracht, ſondern auch Propheten, und letztere hatten nicht minder den Einfluß auf die öffentlichen Begebenheiten und die Meynung des Volks, als die Erſtern.

Ueber die großen und künftigen Ereigniſſe der Welt giebt es zweyerley Wahrſagungen und Wahrſager. Die

Einen gründen die Wahrheiten, welche sie über die Zukunft an Tag legen, auf eine richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Lage der Dinge, woraus sie die daraus folgenden zukünftigen zu enthüllen suchen; die Anderen aber entweder auf eine unmittelbare göttliche Inspiration, oder auf ihrer Phantasie vorgeschwebten Gesichte. Von der ersten Art haben wir Beyspiele, an Polybius, Tacitus, Machiavel, Friedrich II. und Archenholz, welche die künftigen Ereignisse ganz deutlich und bestimmt vorhersagten; und ich selbst kann mich rühmen, daß ich in meinen politischen Schriften schon mehrere Dinge angegeben habe, welche auch pünktlich zugetroffen sind. Unter die zweyte Art zählt man die sogenannten Propheten, Wahrsager und fromme Schwarmer. Einige davon sind durch die christliche Glaubenslehre als von Gott selbst inspirirte Männer anerkannt, wie z. B. die Propheten des alten Testaments, und Johannes in seiner Apokalypse. Andere aber werden nur als fromme Leute angesehen, deren Phantasie, durch gegegenwärtige traurige Begebenheiten affizirt, die seltsamsten künftigen Erscheinungen hervorbringt. Dergleichen waren die Hildegard, Brigitte, Bartholomäus Holzhauser, Greulich und andere.

Die Wahrsagungen beyder Arten von Sehern unterscheiden sich nun dadurch, daß Erstere, nämlich die politischen, die Entwickelungen künftiger Ereignisse aus ganz natürlichen Gründen und auf eine sehr deutliche und Jedermann verständliche Weise angeben; die Letzteren aber ihre Weissagungen in schauerlichen Bildern, abgebrochenen Worten, und geheimnißvollen Rathseln vortragen; so daß öfter noch ein anderer Seher als Dollmetscher denselben dienen muß. Wenn man indessen erwägt, welche unter beyden die größere Wirkung nicht nur auf

den Pöbel, sondern auch auf Regenten, Staatsleute und kluge Menschen hervorgebracht haben, so muß man Letztern offenbar den Vorzug zugestehen. Denn wenn das Publikum die Weissagungen der Erstern mehr beherzigte, wie jene der Letztern, so würden selbst in unsern Zeiten, nicht so viele und so ganz auffallende politische Fehler sowohl im Kabinette als im Felde begangen worden seyn.

Die Anhänglichkeit des größern Theils des Publikums an letztere ist auch ganz natürlich. In traurigen und schreckenvollen Zeiten, wo der Mensch aus seiner gewöhnlichen Ruhe geworfen, beständig voll Angst und Erwartung künftiger Dinge ist, mögte ein Jeder gerne die Zukunft enthüllt haben; und da der größere Theil weder kaltblütig noch klug genug ist, die Lage der Dinge richtig zu beurtheilen, so ist ihm eine außerordentliche und so bequeme Art, die Zukunft zu erfahren, um desto willkommener. Da er auch viele Dinge, welche geschehen, nicht gerne der Unklugheit seiner Parthie zuschreiben mag, so halt er sie vielmehr für Schickungen Gottes, und laßt sie sich auch nur durch Inspiration oder Gesichte erklaren.

Das auffallendste Beyspiel dieser Ansicht der Dinge haben wir an der französischen Revolution, und dem daraus erfolgten Kriege. Wie viele kluge Leute und politische Schriftsteller haben ganz deutlich den Aufruhr und die Starke des Volkes, das Unglück des Königs und seiner Familie, die Herrschbegierde der Demagogen, die Verwirrung der bürgerlichen Ordnung, die Trennung der Koalition, die Stellungen der Armeen, die Siege der Republik, die neue Monarchie, und den Untergang so vieler Staaten und Fürsten vorausgesagt; und doch haben sich weder die Völker noch die Machthaber über die

bereits begangenen und noch zu begehenden Fehler belehren laſſen; dagegen aber bey dem wirklich eingetretenen Unglück ſich immer mit alten Sagen getröſtet. Daher haben auch ſelbſt groſſe Regenten und Feldherren, dieſen Hang des Volkes kennend, ſich ſolcher Weiſſagungen bedient, um ihre Zwecke deſto leichter hinausführen zu können. Wir wiſſen wie Alexander bey Gordium den Knoten gelöſt, ſich unter den Juden den Daniel, und unter den Afrikanern die Orakel des Jupiter Ammon auslegen ließ, um ſich bey jedem überwundenen Volke geehrt und beliebt zu machen.

Wir wollen hier ein Beyſpiel politiſcher und unpolitiſcher Weiſſagungen anführen, damit ein jeder die Art und Weiſe, wodurch ſelbe ſich unterſcheiden, genauer kennen lerne.

Merkwürdiges Beyſpiel politiſcher Weiſſagung aus dem ſechſten Buche der Geſchichte des Polybius.

„Wenn man, ſagt dieſer ſcharfſinnige Geſchichtſchreiber, aus dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange eines Krieges wahrhaft beurtheilen könnte, welches ſowohl an einzelnen Perſonen als ganzen Staaten zu loben oder zu tadeln ſey; ſo müßte ich meine Geſchichte an der Epoche endigen, welche ich ſo eben vorgetragen habe. Denn die Zeit, wovon ich gleich Anfangs zu reden verſprach, hört da auf, und die Erweiterungen der römiſchen Herrſchaft hatten ſchon ihren höchſten Gipfel erreicht *). Dazu kam noch das allgemeine und

*) Man bemerke wohl, daß zu der Zeit noch Karthago, obwohl geſchwächt, noch die mächtigen Reiche von Maze-

und faſt Jedermann abgenöthigte Eingeſtändniß: daß jetzt keine andere Wahl mehr übrig ſey, als den Römern zu gehorchen, und ihre Befehle anzunehmen."

„Daß aber alle menſchliche Dinge einem beſtändigen Wechſel und folglich auch ihrem Untergange unterworfen ſeyen, halte ich für unnöthig zu bemerken; denn ſelbſt das ewige Streben, was in der Natur ſich äußert, beweißt ſattſam dieſe Behauptung. Nun giebt es zweyerley Arten, wie ein Staat oder eine Republik zu Grunde gehen kann: entweder durch ein äußeres oder inneres Verderben. Erſteres anzugeben und zu erkennen, iſt ungewiß und ſchwer *), aber das Zweyte, was ſelbſt in der Verfaſſung des Staats ſeinen Grund hat, läßt ſich mit Gewißheit beſtimmen."

„Einem Manne, welcher etwas über das Schickſal der griechiſchen Republiken ſagen wollte, wie ſie nämlich entweder ihrem Wohlſtande oder gänzlichen Untergange ſich naherten, würde es ein Leichtes ſeyn, ſowohl die bereits verfloſſenen Vorfälle anzugeben, als die künf-

donien, Syrien, Pontus, Aegypten, Griechenland und andere Staaten übrig waren; und doch redet Polybius alſo: warum? Dieſe Staaten waren ohne Energie, ohne geſchickte Anführer und Regenten, und ſich ſelbſt mehr Feind, als den Römern.

*) Und doch hat es Polybius, beſonders bey den Maximen des Königs Hiero von Syrakus, angegeben. Tacitus ſagt: die Cherusker haben einen zu langen und ſaumſeligen Frieden unterhalten. Dieß war aber mehr angenehm, als ſicher. Wenn es zum Kriege kömmt, ſind Redlichkeit und Mäßigkeit Namen des Siegers. Daher werden die ſonſt guten und gerechten Cherusker nun Feige und Thoren geheißen.

tigen zu bestimmen. Denn das zu erzählen, was man schon weiß, ist eben nicht schwer, und das Künftige kann man aus dem, was bereits geschehen, leicht errathen. Viel unsicherer ist es, ein Urtheil über Rom zu fällen. Seine gegenwartige Lage zu schildern, wird durch den vielfältigen Wechsel der Vorfalle erschwert; etwas über sein künftiges Schicksal vorherzusagen, hindert die Unkunde seiner öffentlichen und häuslichen Sitten und Anstalten. Man muß daher mit nicht geringer Achtsamkeit und fleißiger Untersuchung der Dinge drein gehen, wenn man das, was in der römischen Republik vortrefflich ist und wodurch sie sich von anderen auszeichnet, kurz und deutlich darstellen will. Da nun diejenigen, welche von dergleichen Sachen gründlich abhandelten, dreyerley Staatsverfassungen angeben, wovon sie die eine Monarchie, die andere Aristokratie, und die dritte Demokratie nennen; so scheint es mir nicht unbillig, wenn man sie fragt: ob sie diese Staatsformen denn als die einzigen oder als die besten aufstellen wollten? Denn ich glaube, daß sie sich in beyden Fällen irren, indem es bereits erwiesen ist, daß derjenige Staat am vortheilhaftesten konstituirt sey, welcher aus allen obgenannten Formen zusammengesetzt ist."

„Ich kann es nicht läugnen, daß Plato und andere berühmte Philosophen diesen Gegenstand schon gründlich behandelt haben. Da aber ihre Untersuchungen, weil sie zu abstrakt und weitläuftig sind, von Wenigen verstanden werden; so wollen wir aus allem dem, was bereits über diese wichtige Materie gesagt wurde, in so weit es unsere Geschichte betrifft, das Wichtigste und für Jedermann Verständlichste ausheben. Denn wenn auch jetzt dieser allgemeinen Uebersicht der Dinge noch Eins oder das Andere fehlen sollte, so wird es durch die künf-

tige Erzahlung der Begebenheiten ohne allen Zweifel erläutert werden. Wir wollen daher vorderſamſt zuerſt die Grundſatze angeben, wodurch die bürgerlichen Geſellſchaften entſtehen."

„So oft entweder durch Sündfluthen oder Seuchen, oder Mißwachs der Früchte, oder ſonſtige Unglücksfalle, deren periodiſche Verwüſtungen, als ſchon geweſen, die Geſchichte, und als wiederkommend die weiſſagende Vernunft lehrt, das menſchliche Geſchlecht zu Grunde gerichtet wird, gehen damit auch alle menſchliche Erfindungen und alle ihm dienlichen Künſte unter. Allein mit der Zeit entſpringt aus demjenigen, was gleichſam als Samen übriggeblieben iſt, ein neues Geſchlecht, was ſich wieder über die ganze Erde ausbreitet *). Alsdann geſchieht das unter den Menſchen, was wir an anderen Thieren bemerken, wenn ſie ſich vereinigen; denn es iſt in der Natur und Vernunft gegründet, daß die Thiere von einerley Art ſich zuſammenthun. Derjenige, welcher entweder an Leibesſtärke, oder Gegenwart des Geiſtes oder Tapferkeit die Anderen übertrifft, erhält nothwendig die Leitung und fürſtliche Gewalt. Da wir dieß bey anderen Thieren, welche nicht durch angenommene Meynungen, ſondern einen natürlichen Inſtinkt getrieben werden, bemerken; ſo müſſen wir mit Gewißheit glauben, daß eine ſolche Einrichtung ein Werk der Natur ſey. Denn auch unter den Thieren finden wir, daß die ſtarkſten, wie zum Beyſpiele die Stiere, die Eber, die Truthahnen und dergleichen, eine Art von fürſtlicher Gewalt ausüben. Es iſt daher glaublich, daß anfanglich es ſo auch unter den Menſchen üblich war,

*) Das iſt eine Weiſſagung der groſſen Völkerwanderung im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

indem sie nach der allgemeinen Gewohnheit der Thiere sich zusammenthun, und den Tapfersten und Starksten folgen. Die Kraft ist hier der Maßstab der Regierung. Man kann sie daher füglich Monarchie oder Königthum *) nennen. Da aber nach der Hand unter einem solchen Menschenhaufen eine gemeinschaftliche Erziehung und Lebensart eingeführt wird, so entsteht eine ordentliche Regierung, und eine richtigere Erkenntniß von dem, was recht und unrecht, ehrlich und unehrlich ist."

„Der Anfang und die Art, wie solche Begriffe, wovon wir so eben redeten, sich entwickeln, ist folgende: durch den Trieb, welcher beyde Geschlechter vereinigt, entspringen Kinder. Wenn nun eins derselben, nachdem es auferzogen ist, undankbar wird, und diejenigen, welche es ernährt haben, nicht unterstützt, im Gegentheile sie mit Worten und Unbilden beleidigt; so ist es natürlich, daß alle die, welche dadurch betroffen sind, aufgebracht werden, indem Jedermann weiß, welche Mühe und Sorge die Eltern auf die Erziehung und Ernahrung ihrer Kinder verwenden. Da nun die Menschen von anderen Thieren durch Vernunft sich unterscheiden, so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß sie diese moralische Verschiedenheit der Gesinnungen wie andere Thiere unbemerkt lassen; sondern sie werden ein solches Laster sich zu Gemüthe führen, und da sie die üblen Folgen für sich selbst in der Zukunft befürchten, auch gegenwärtig verdammen. Eben so, wenn einer von einem anderen Hülfe und Schutz in Gefahren erhalten hat, und seinem Wohlthäter mit Undank und Unbilden begegnet; wer kann alsdann noch zweifeln, daß ein solcher Mensch von allen, die es erfahren, verachtet werde? Denn ein Jeder setzt

*) Von können, kräftig, stark, tapfer sein.

ſich in einen ähnlichen Fall, und fürchtet das nämliche Laſter an ſich zu erfahren. Daher iſt in aller Menſchen Gewiſſen eine gewiſſe Erkenntniß der Pflichten und ihrer guten Wirkung entſtanden. Dieſes iſt der Urſprung und Zweck der bürgerlichen Gerechtigkeit *). Es iſt gleichfalls nicht zu zweifeln, daß, wenn Einer in Gefahr tapfer für Andere ſtreitet, es mit wilden Thieren unternimmt, und ihre Anfälle zurückhält, derſelbe gewiß mit dem lauteſten Beyfall der Menge aufgenommen, die Gunſt derſelben erhalten, und als ihr Schutz und Anführer begrüßt werde; ſo wie auch derjenige, welcher das Gegentheil davon thut, von Allen verachtet und beſchimpft einhergeht. Daher wird es auch wahrſcheinlich, daß ſelbſt in dem Gemüthe des Pöbels ſchon eine gewiſſe Erkenntniß des Guten und Böſen vorhanden ſey, und derſelbe wohl beydes von einander zu unterſcheiden wiſſe, ſo, daß man das, was gemeinnützig iſt, befolge, was aber ſchadlich iſt, vermeide. Wenn alſo derjenige, welcher Anderen vorgeſetzt wird, und daher die meiſte Gewalt hat, dieſelbe zum Schutze der Guten anwendet, in den Volksverſammlungen zu ihrem Vortheile ſpricht, und ſich dadurch den Ruf eines unpartheyiſchen Schätzers der Verdienſte bey ſeinen Untergebenen erwirbt, ſo unterwerfen ſie ſich ohne Gewalt ganz freywillig, und übertragen ihm einſtimmig die Regierung. Mag er nun durch Alter ſchwach werden, ſie werden ihn immer mit vereinter Macht ſchützen und gegen alle, welche nach ſeiner Gewalt ſtreben, vertheidigen. Auf dieſe Weiſe geht die Gewalt der Stärke oder das Fauſtrecht in die Gewalt der Vernunft oder das Bürgerrecht über; und

*) Man ſieht wohl, daß Polybius hier nur als Politiker redet. Die Moral hat wohl einen höhern Grund.

der, welcher zuvor ein beneideter König oder Alleinherrscher war, wird ohnvermerkt ein rechtmaßiger und geliebter Fürst."

„Dieses ist die erste aus der Natur selbst hergeleitete Erkenntniß von Recht und Unrecht; dieses der wahre Ursprung einer rechtmaßigen Herrschaft unter den Menschen."

„Dieselbe wird nicht nur ihren ersten Besitzern, sondern auch deren Kindern vom Volke zugestanden, indem es überzeugt ist, daß sie, von solchen Vatern erzeugt und gebildet, auch ihre Tugenden ererben werden. Wenn sie ihm aber in der Zukunft mißfallen, so wahlt es seine Obrigkeiten und Könige aus anderen Geschlechtern, und zwar nicht gerade diejenigen, welche sich durch Leibesstarke und Tapferkeit, sondern durch Weisheit und Klugheit auszeichnen; denn nun hat es durch die Erfahrung schon den Unterschied der Menschen gelernt."

„In den ersten Zeiten eines Staates also behaupteten diejenigen, welche das Volk zu seinen Königen gewahlt hat, ihre Gewalt bis zum höchsten Alter. Sie legten an den schicklichsten Orten Festungen an, umgaben die Städte mit Mauern und Wallen, und erweiterten ihr Gebieth. Sie thaten dieß theils der eignen Sicherheit wegen, theils um ihren Unterthanen einen desto größern Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen. Indem sie nun auf solche Dinge bedacht waren, blieben sie frey von Unbilden und Neid; denn sie zeichneten sich weder durch eine prachtige Kleidung noch Tafel aus, sondern behielten die namliche Lebensart wie der gemeine Haufe bey. Da aber diejenigen, welche das Reich durch Erbfolge erhielten, alles, was zur Sicherheit dient, schon in Bereitschaft, und was zum Lebensunterhalt nothig ist, nicht nur vorrathig, sondern im Ueberfluß fanden, so glaubten sie, von ihren

Lüſten getrieben, ſich als Fürſten von ihren Unterthanen in Kleidung auszeichnen, andere und verſchiedene Ueppigkeiten und Luſtbarkeiten genießen, und der Liebe auf die ungezahmteſte Art pflegen zu müſſen. Durch dieſe und dergleichen Gewaltthaten zogen ſie ſich den Neid und Haß ihrer Mitbürger zu, und ſo entſtand aus dem Königreiche eine Tyranney, zu deren Untergange der Grund eben dadurch gelegt war, indem die Verſchwörung gerade auf das Haupt der Regenten traf. Die Urheber derſelben waren aber gerade nicht die ſchlechteſten, ſondern die ehrliebendſten und unternehmendſten Bürger; denn dieſe können die Unbilden der Fürſten am wenigſten vertragen."

„Da nun das Volk, ſobald es Anführer hatte, den Untergang ſeiner Könige zuließ, und das Königthum oder die Herrſchaft eines Einzigen abgeſchafft war, fingen die ausgezeichneten Bürger an, ſich der Staatsregierung zu bemeiſtern, denn das Volk überließ dieſelbe denjenigen, welche die Monarchie über den Haufen geworfen hatten, gleichſam als eine Belohnung ihrer Dienſte, und machte ſie zu ſeinen Regenten. Mit dieſer Ehre zufrieden, haben ſie auch das Wohl der ihnen anvertrauten Republik allem Anderen vorgezogen, und ſowohl die öffentlichen als Privatangelegenheiten des Staates mit ſonderbarer Mühe, Sorgfalt und Emſigkeit verwaltet. Als indeſſen dieſe Gewalt auf ihre Söhne und Nachkommen übertragen wurde, welche mit den Gefahren des Staates und den Begriffen von Freyheit und Gleichheit nie bekannt, ſondern ſchon von Jugend auf zu den Ehren und Würden aufgewachſen waren, indem einige ſich dem Geize, andere der Völlerey und andere der Geilheit ergeben hatten, ſo iſt die Regierung der Beſſern in die Herrſchaft von Wenigen umgewandelt worden. Dieſe haben nun dadurch den nämlichen Haß gegen ſich in dem Gemüthe des Volkes

erwecket, wie die Könige und Tyrannen, und haben daher auch den nämlichen Untergang gehabt. Denn sobald einer bemerkt hatte, in was für einem schlechten Rufe dieselben bey dem Volke stunden; so fing er an, sie entweder mit Worten oder Thaten zu beleidigen, indem er versichert seyn konnte, daß der große Haufe ihn in allen seinen Unternehmungen unterstützen werde. Wenn nun endlich einige der Vornehmen umgebracht, einige derselben ins Elend gejagt sind, traut man sich doch nicht, die königliche Gewalt aus Furcht der Strafe, noch jene der Optimaten, deren Uebel man noch vor Augen hat, herzustellen. Man setzt also seine ganze Hoffnung auf sich selbst, und die Regierung der Wenigen geht in eine Volksregierung über. Da aber noch einige übrig sind, welche die Tyranney der Wenigen erfahren haben, so läßt man die Republik in diesem Zustande beruhen, und schätzt nichts so heilig, als Freyheit und Gleichheit."

„Indessen wächst eine neue Generation heran, an deren Enkel die Volksgewalt übertragen wird. Diese machen sich nicht mehr viel aus den Worten von Freyheit und Gleichheit; denn sie sind ihnen schon außer Mode gekommen, und denken nur darauf, wie sie ihre Macht über Andere erheben können. Dieses Laster ist besonders jenen eigen, welche Andere an Reichthum übertreffen. Diese sind nur vorzüglich darauf bedacht, die Ehrenstellen wegzuschnappen; und da sie selbe durch eignes Verdienst nicht erhalten können, so verschwenden sie ihr ganzes Vermögen darauf, indem sie das Volk füttern, und durch alle Arten von Geschenken bestechen. Sobald dieselben nun durch ihre lächerliche Rangbegierde den großen Haufen an Geschenke und Schmauße gewöhnt haben, fängt die Volksregierung an zu schwanken, und an ihre Stelle tritt die Gewalt und das Faustrecht. Denn an die Spitze

des hungrigen Pobels, welcher nun von fremdem Gute zu leben, und auf das Unglück Anderer seine Hoffnung zu setzen gelernt hat, wird sich bald ein verschmitzter und kecker Anführer, dem seine eigne Armuth sonst den Zugang zu den hohen Ehrenstellen versagt hatte, schwingen, und dieser wird die Volksregierung in ein Handgemenge verwandeln *). Nachdem auf diese Weise alles auf die Gewalt der Fauste ankommt, so werden Mord, Verbannung, Gütervertheilung und alle Uebel des bürgerlichen Krieges so lange wüthen, bis das Volk, derselben müde, wieder einen neuen Herrn bekommt, welcher alle Gewalt allein an sich reißt **)."

„Dieses ist der Zirkel, worin sich die Staaten herumdrehen; dieses die Ordnung der Natur, durch welche der Zustand derselben verändert, umgemodelt und wieder zurückgeführt wird. Wenn nun Jemand dieselbe genau kennt, so kann er wohl in der Zeit, wann dieses oder jenes geschehen werde, irren; allein auf welchem Punkte ein Staat wirklich stehe, ob er seinem Wohlstande oder Untergange nahe sey, und in was für eine Regierungsform er übergehen werde, in diesen Angaben und Prophezeyungen wird er schwerlich fehl gefunden werden, wenn er frey von Haß und Neid ist."

„Wie also die Staatsverfassung einer Republik entstehe, wie sie sich ändere, und was für verschiedene Formen sie annehme, haben wir bereits gezeigt, und zwar so, daß, wenn mir es erlaubt wäre, jetzt gleich das Ende mit dem Anfange zusammenzustellen, ich alles das, was künftig geschehen würde, leicht vorhersagen könnte. Wenigstens glaube ich, daß der Erfolg schon

*) Ist dieses nicht Marius?

**) Ist dieses nicht Augustus?

sonnenklar vor Augen liege. Denn wenn ein Staat große Gefahren überstanden hat, und bereits zu einer so hohen und offenbaren Gewalt und Uebermacht gediehen ist, so wird's offenbar, daß bey so schnellem Glücke und anhaltender Behaglichkeit sich die Ueppigkeit der Sitten und die Verschlagenheit der Gemüther bemeistern, und so einen schädlichen Einfluß auf alle innere und äußere Geschäfte haben werde. Sind nun einmal diese Uebel eingewurzelt, so wird das Verderben sich am ersten da äußern, wenn Ehrenstellen gesucht oder abgeschlagen werden, und dadurch die sittenverderbende Ueppigkeit und Anmaßung einen weiten Spielraum erhalten. Der Urheber einer solchen Veränderung wird aber selbst das Volk seyn, indem es sich entweder durch die Raub- und Herrschsucht des einen Theils seiner ehrgeizigen Bürger beleidigt, oder durch die niederträchtigen Schmeicheleyen des anderen Theils aufgeblasen fühlt. Es wird alsdann von Zorn entflammt, und nur von jenen Rathschlagen, welche ihm die Rache einflößt, getrieben, nicht mehr den Gesetzen und seinen Obrigkeiten folgen, sondern selbst Alles seyn wollen, und können. Wenn nun auf diese Weise die Staatsverfassung umgeändert ist, so wird der Staat zwar einen sehr schönen Namen, nämlich einer populären Regierung oder Republik erhalten, im Grunde aber die Herrschaft eines ungebildeten Pöbels fühlen müssen, welche unter allen Uebeln das drückendste ist."

Merkwürdiges Beyspiel unpolitischer Weissagung, aus den Visionen des Joachim Greulich, vom Jahre 1633 *).

Den 28ten August (1633.) zu Nacht um 4 Uhr auf der großen Uhr kam der Engel Gottes wieder zu mir und sprach: Siehe in den Himmel, wie er so blutig ist; da sahe ich darinnen ein blutiges Schwerdt und neben dem schwerdt stund geschrieben mit guldenen Buchstaben: Du schönes Welschland, und auf der andern Seite stund wieder mit guldenen buchstaben: Großes gluck und große victoria, das Welschland haben wird, aber ich weiß ihren Feind nicht, der mit ihnen kriegen wird.

Und nach diesem sprach der engel gottes wieder zu mir, ich sollte in den Himmel sehen, wie er so blutig sey, da sah ich darinnen ein blutiges schwerdt und ein Creuß oben darauf, und auf der rechten seiten neben dem schwerdt stund geschrieben mit guldenen buchstaben: Ihre königliche Majestat in Frankreich, und auf der linken stund abermahl mit guldenen buchstaben: Schones Frankreich, es wird jammerlich mit dir zugeben, da fragte ich den engel Gottes, was das bedeuten wird, da sagte er zu mir, siehe wohl an den Himmel, wie des Königs in Frankreich sein name sich daran verdunkelt, und er hat sich ganz verlohren, das bedeut, daß er soll mit den seinen verjagt und verdorben werden, und es wird ein sterben auch dazu kommen.

Uber eine weile kam der engel Gottes wieder zu mir und sprach: siehe in den himmel, wie er so blutig ist,

*) Siehe Gottfried Arnolds unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie. Schaffhausen 1741.

und ich sah darinnen einen grausamen Stuhl gesetzt, und auf dem stuhl saß einer in einer güldnen Crone und er hatte in seiner rechten hand septer und Reichs-apffel und über seinen Stuhl (der grausam schen war anzusehen) stund mit güldenen buchstaben geschrieben: Königliche Majestat in Frankreich und über der schrift stund eine blutige fahne und der engel Gottes sagte zu mir: Siehe, jüngling, da kommen des Konigs in Frankreich seine Rathe, die altesten sowohl als die jüngsten, das beysamt der blutigen fahnen kniend für den konig in Frankreich, sie müssen einen eid ablegen, daß sie bei ihrer treu und glauben bei ihm leben und sterben wollen und auch gegen ihres königs feinde seyn; und wie das verrichtet war, saß der konig noch auf seinem Stuhl, und der engel Gottes sprach zu mir: Siehe jüngling wie der konig seine Crone, Septer und Reichs-apffel alles verrostet, und es anfangs alles schöne geglissen hat, nun aber siehst du daß er mit allem königlichen Ornat von seinem Stuhle herunter gestossen wird.

Uiber eine weile kam der engel Gottes wieder zu mir und sprach: siehe wie der himmel so blutig: da sahe ich darinnen einen grausamen stuhl gesetzt, und auf dem stuhl saß einer, der war bekleidet mit teutscher Nation, er hatte auch eine güldne Crone auf dem haupt, auch Septer und Reichsapfel führte er in seiner rechten hand, und über seinem haupt stund mit güldenen Buchstaben geschrieben: Das ist Königl. Majestat in Pohlen, und über der schrift stund eine blutige fahne, und über der fahne stund mit guldnen buchstaben geschrieben: zweymal Verflucht, Verflucht von Gott bist du König in Pohlen und auch dein ganzes Land mit; und der engel Gottes sagte zu mir: Jüngling ich sage dir, siehe wohl darauf. Da

kamen des königs in Pohlen seine Räthe, da kamen die kriegsführer, die fielen für dem könig in Pohlen nieder auf ihre Knie, und legten knieend dem könig in Pohlen einen eid ab beisamt den blutigen fahnen, und wie das verrichtet ward, saß der konig noch auf seinem Stuhl und der engel Gottes sagte zu mir: Siehe wohl auf den König in Pohlen, da sah ich, das er von seinem königlichen stuhl gestossen; und ich sah wohl darauf, aber der fluch von Gott stand noch über ihm mit güldnen buchstaben geschrieben im himmel, daß ich jüngling dem könig in Pohlen seinen Untergang andeuten soll *).

Achtundvierzigstes Kapitel.

Gustav Adolph, oder von der neuen Kriegskunst.

In der neuern Geschichte der Kriegskunst haben hauptsachlich drey große Feldherren Epoche gemacht. Gustav Adolph, Friedrich II., König in Preußen, und Napoleon. Was Machiavelli als Schriftsteller in der Theorie angegeben, haben diese in Praxi hinaus-

*) Hier verdient auch noch folgende Stelle eingerückt zu werden.

Extrakt aus Schwedenburgs Schriften.

„Im Jahr 1789 wird der Türkische Mond blutig roth „und auf ewig untergehen. Drey Jahre darnach wird die „ganze afrikanische Küste von den Spaniern und Franzosen „erobert werden. Ueber den Trümmern von Karthago „wird sich eine Stadt erheben, woron ganz Afrika seine „Gesetze erhalten wird. In Amerika werden sich zwey „fürchterliche Freystaaten bilden, die Jahrhunderte durch „unüberwindlich bleiben werden.“

„Ein nordischer Held wird Rußland in seine alte Gränze „zurückdrängen.“

geführt, nämlich die Verdünnerung der Haufen auf der Linie der Schlachtordnung, und die Vereinigung der Massen, wo es auf Entscheidung ankömmt. Die Taktik hat beynahe die nämlichen Grundsatze, wie die Befestigungskunst. Die Schlachtlinie ist die Kourtine, und die Massen oder Keile sind die Bastionen. Jener General wird immer über seinen Gegner den Vortheil haben, welcher beydes nach Zeit und Umständen am beßten und geschwindesten formiren kann. Die Linien dienen, wie die Kourtinen, nur dazu, den Feind aufzuhalten und zu beschaftigen, aber die Massen oder Keile entscheiden das Treffen.

Diesen Grundsätzen zufolge wird auch ein kluger Feldherr sogleich wissen, welche Art von Kriegsvolk auf jede Stelle am beßten taugt. Die Linien können mit leichten Truppen, mit Kavallerie und einem Reservekorps leicht vertheidigt werden, aber die Massen und Keile müssen aus Grenadieren, Dragonern, Artillerie, und dem Kerne der Truppen bestehen, denn diese sollen entscheiden. So wurden die berühmtesten Schlachten der neuern Geschichte bey Leipzig, bey Lützen, bey Hochstädt, bey Fontenoi, bey Roßbach, bey Leuthen, bey Torgau, bey Austerlitz, bey Jena, bey Eylau und bey Wagram gewonnen.

Man kann die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges nicht lesen, ohne an die Siege erinnert zu werden, welche die alte römische Legion gegen den griechischen Phalanx davontrug. Jene verband, wie die schwedische Keilstellung, alle Vortheile leichter Bewegungen mit der Tüchtigkeit schwerer Massen; diese hatte, wie die großen Vierecke des Wallenstein zwar Starcke und Kraft, war aber zu unbehilflich, um schnellen Angriffen zu begegnen.

Ich habe in dem fünften Theile der europäischen Republik über diese Materie umständlicher abgehandelt, und werde auch in einem künftigen Werke darauf zurückkommen. Hier mußte ich nur so viel davon anführen, als dadurch das Schicksal der deutschen Nation entschieden wurde.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Ueber die Länge des dreyßigjährigen Krieges, und die Schwierigkeit der westphälischen Friedensunterhandlungen.

Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec in unum convenimus, sed et alter et tertius dies cunctatione coeuntium absumitur. Tacitus.

Wenn man die Menge der Schlachten und Gefechte, die Schrecken der Verwüstungen und Plünderungen, die unzählichen Versuche des Friedens und die Länge der Negotiationen liest, welche die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges darbietet, so muß man schon a priori schließen, daß hier zwey unbesiegte Partheyen gegen einander gestritten haben. Und so war es auch. Auf der einen Seite stunde das mächtige Oesterreich mit seinen katholischen Staaten, durch Ungarn, Italien und Spanien gestärkt; auf der anderen Frankreich mit den Protestanten, den Türken und den nordischen Mächten im Bunde. Zwischen beyden war Europa und die Christenheit getheilt, je nachdem Interesse, Religion und Neigung entschied. Ueber dreyßig Jahre schlugen sich beyde

Parthien, zu Waſſer und zu Land, in der alten und neuen Welt, mit abwechſelndem Glücke, und keine konnte Meiſterin der anderen werden.

Bey ſo gleichen Kräften wurde der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen. Man darf dieſes merkwürdige Aktenſtück des europäiſchen Völkerrechts nur oberflächlich durchleſen, und man findet in ſeinen ſo mannichfaltigen Beſtimmungen, daß hier zwey mächtige Bündniſſe freyer und unbeſiegter Staaten von aller Art und Form miteinander gekämpft und Frieden geſchloſſen haben. Unter der ungeheuern Menge von Artikeln und einzelnen Vorſchriften dieſes Vertrages, wollen wir nur vier Punkte ausheben, woraus am deutlichſten erwieſen werden kann, daß es den europäiſchen Mächten und Völkern bey dieſem Friedensſchluſſe hauptſächlich um die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheit zu thun war.

Der Hauptpunkt war unſtreitig die Behauptung der Gewiſſensfreyheit. Dieſelbe iſt in dem Friedensinſtrument nicht nur im Allgemeinen oder durch vage Worte anerkannt und geſtattet worden, ſondern auch einer jeden Parthey ſo vielfache und kräftige Mittel zu ihrer Erhaltung angewieſen, daß man ſchon daraus erkennen kann, wie eiferſüchtig, hartnäckig und vorſichtig eine jede in Behauptung derſelben geweſen ſeyn muſte. Jedem Theile wurde der Beſitz ſeiner Kirchen und Kirchengüter gelaſſen, nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in politiſchen Dingen wurde eine förmliche Parität feſtgeſetzt, und wenn ein oder der andere Theil angefochten werden ſollte, wurde ihm geſtattet, einheimiſche und fremde Hülfe zu ſuchen. Ja, um aller Ungleichheit oder Partheylichkeit auszuweichen, ſogar ein Normaljahr in Rückſicht des Beſitzſtandes, und eine ita in partes in Rückſicht bürgerlicher Handel zugeſtanden.

Der zweyte Punkt, welcher die Stütze oder eine Folge des erstern war, ist die Vertheilung der politischen und militärischen Macht, wodurch eigentlich die im Instrumente angegebenen Gesetze aufrecht erhalten werden sollten. Diesem zufolge war die Macht Oesterreichs in so weit behauptet, als sie diente, ihre und der katholischen Stände Besitzthümer und Rechte zu schützen. Sie wurde aber durch Abtretung einiger Provinzen an Frankreich, durch die Freyheit der Schweizer und Holländer, und endlich durch die Säkularisation vieler deutschen Bisthümer so gemaßigt, daß die protestantischen Völker und Staaten hinlanglich gesichert seyn konnten, und dieses festzusetzen, war das zweyte Meisterstück der Paziszenten.

Frankreich war eigentlich diejenige Macht in Europa, welche, vermöge ihrer Lage und Verfassung, obwohl selbst katholisch, das Haupt des protestantischen Bundes seyn mußte. Bey dem Ausbruche des dreyßigjahrigen Krieges war es noch ganz mit österreichischem Gebiethe umgeben. Jenseits der Pyrenäen herrschten die österreichischen Prinzen in Spanien. Durch Holland und die Niederlande konnten diese Prinzen bis nahe an Paris vordringen. Längst dem Rheine hin beherrschte die deutsch-österreichische Linie unmittelbar den Elsaß und mittelbar die geistlichen Kurfürstenthümer. In Italien waren sie Herren von Mayland und Neapel. In Deutschland selbst trugen sie die Kaiserkrone, und die nordischen Mächte waren zu ohnmächtig, als daß sie ohne Frankreich Deutschland schützen konnten.

Diese Kette, welche Frankreich in seinen Verrichtungen hemmte, sollte durch den westphalischen Frieden gebrochen werden. Zuerst also trat man an diese Krone den Elsaß, die drey lothringischen Bißthümer und einige feste Punkte am Rheine ab. Holland und die Schweiz

wurden als unabhangige Republiken anerkannt, Schweden und die proteſtantiſchen Furſten durch Sakulariſationen im Norden mächtig gemacht, und um nun auch die innern Angelegenheiten Deutſchlands von Oeſterreich unabhangiger zu machen, Frankreich und Schweden als Garanten des weſtphaliſchen Friedens, und folglich der Reichsverfaſſung aufgeſtellt.

Der dritte Punkt iſt ein Agregat freyer Völkerbündniſſe. Nicht allein die großen und vielmehr groben Intereſſen der Völker und Mächte wurden hier auseinander geſetzt und beſtimmt, ſondern jede Gemeinde, jedes Kloſter, jede Dynaſtie, jeder Familienvater, jeder Bürger hatte, ſo zu ſagen, ſein Wort dabey zu reden und ſeine Rechte und Freyheiten verwahrt. Wenn man betrachtet, wie viele und mannigfaltige Geſandten zu Münſter oder Osnabruk verſammelt waren, wie viele Staatsmänner und Rechtsgelehrten dabey gearbeitet, wie viele und mannichfaltige Rechte und Anſprüche dabey vorgenommen, und mit welcher Genauigkeit, Vorſicht und Aengſtlichkeit dieſe wechſelſeitigen Rechte und Anſprüche ſowohl in den Akten verhandelt, als in dem Inſtrumente feſtgeſetzt worden, ſo findet man hier das ſprechendſte Beyſpiel von völkerrechtlicher Unabhangigkeit.

Dabey iſt noch dieſes zu bemerken, daß, obwohl bey dieſem Frieden unzahlige Veranderungen im politiſch-religiöſen Syſteme Europens und der Chriſtenheit vorgenommen wurden und werden mußten, dabey doch nie die Gerechtſamen der Völker und die Freyheiten der Nationen und Bürger hintangeſetzt wurden. Wenn auch eine oder die andere Provinz abgetreten oder ſakulariſirt wurde, wenn ein oder das andere Land ſeine Religion oder ſeine Regenten anderte, ſo blieben doch immer die Rechte der Stande und Bürger bewahrt. Man kann dieß

nicht deutlicher, als bey der Abtretung des Elsasses und der Anerkennung Hollands und der Schweiz sehen. Bey ersterer blieben selbst deutsche Fürsten und Bürger im Besitze ihrer Rechte, obwohl der König von Frankreich die volle Souveranität erhielt, bey letztern wurden Grafen und Ritter, Prälaten und Stifter in ihrem Besitze erhalten, obwohl beyde Staaten sich als freye Republiken erklärten.

Der letzte Punkt, welchen wir noch bemerken wollen, ist die Exekution dieses Friedens selbst. Man kann in einem Friedensinstrument sehr gute und rechtliche Bestimmungen festsetzen, ob sie aber nach der Hand gehalten und respektirt werden, ist eine andere Frage. Dieses schien um so mehr bey dem westphalischen Friedensschlusse zu befürchten, weil dessen Gegenstände so mannichfaltig und verwickelt waren. Aber eben darum muß man die Klugheit der Pazizenten bewundern, daß wenigstens seine Hauptartikel viele Jahrhunderte hindurch, obwohl durch mächtige Regenten angefochten, und fürchterliche Kriege erschüttert, dennoch aufrecht erhalten wurde.

Seit dem Abschlusse dieses Friedens waren vorzüglich drey Regenten seinen Verordnungen gefahrlich; Ludwig XIV., Friedrich II., und Joseph II. Ersterer durch sein Glück und seine Macht, der zweyte durch sein Genie, und der dritte durch seinen Reformationsgeist. Sie unterlagen aber alle drey ihren Anmuthungen. Ludwig XIV. wurde sowohl im Riswicker als Utrechter Frieden gezwungen, die Gesetze des westphalischen darin zum Grunde zu legen. Friedrich II. war am Ende seiner Regierung noch froh, in dem westphalischen Frieden das Mittel zum Fürstenbunde zu finden, und Joseph II. wurde das Opfer seiner Eingriffe in diesen Friedensschluß. Nur eine alles Alte zernichtende Revolution, und die

Unklugheit jener Fürſten, welche am meiſten durch dieſen weſtphaliſchen Frieden gewonnen hatten, konnten auch ſeinen Untergang befördern. Aus allen dieſen Punkten leuchtet deutlich hervor, daß der weſtphäliſche Friede das Werk zweyer unbeſiegter Partheyen in Europa und Deutſchland geweſen ſey, daß aber eben dadurch der bürgerliche Krieg in Deutſchland deſto anhaltender und feſter gegründet wurde.

Funfzigſtes Kapitel.

Was war der Kurfürſt Erzkanzler im deutſchen Reiche?

Cum multa divinitus a majoribus nostris inventa atque instituta sint, tum nihil praeclarius, quam quod vos eosdem et religionibus Deorum immortalium, et summae reipublicae praeesse voluerunt: ut amplissimi et clarissimi cives rempublicam bene gerendo, Pontifices religionem sapienter inter pretando, rempublicam conservarent.

Cicero.

Die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges ſtellt uns zwey große Prälaten auf, wovon der eine als Erzkanzler das deutſche Reich erhalten, der andere als erſter franzöſiſcher Staatsminiſter es ſchwächen wollte: Johann Philipp und Richelieu. An Einſicht, an Staatsklugheit und Energie waren beyde einander gleich, nicht aber an Macht und günſtigen Umſtanden. Jener mußte ein altes zerſtückeltes Gebäude mit Gewandheit und Muth zuſammen halten, dieſer thronte mit unumſchränkter Gewalt in dem Palaſte eines monarchiſchen Reiches.

Jener mußte bereden, beſänftigen, gewinnen; dieſer gebot, und es geſchah.

Der Kurfürſt Erzkanzler war, was den Gehalt ſeiner Staaten betrifft, ein nicht gar mächtiger Fürſt; aber ſeine Würde konnte ihm ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen den größten Einfluß in und außer Deutſchland verſchaffen, wenn er klug und patriotiſch dachte. Davon gab das auffallendſte Beyſpiel Johann Philipp am Ende des dreyßigjährigen Krieges *).

„Wenn ich mir dieſen Fürſten denke," ſagt Prüſchenk **) von ihm, „ſo ſtelle ich mir das Bild und „Muſter eines gerechten, weiſen und geraden Direktors „vor, wie ihn das Kurfürſtenkollegium ſeit mehreren „Jahrhunderten nicht gehabt hat." „Dieſen Fürſten" ſagt Forſtner, „kenne ich als die einzige Stütze Deutſch„lands, und als den wachſamſten Beſchützer der Frey„heit und des Friedens, welchem nicht nur das gemeine „Weſen überhaupt, ſondern jeder einzelne Bürger ſein „Heil und Wohl, und folglich ein Gebet zu Gott für „ſeine Erhaltung ſchuldig iſt" ***).

Johann Philipp wurde im Jahr 1605 den ſechſten Auguſt von Georg von Schönborn, und Maria Barbara von der Leyen zu Eſchbach im Weſterwalde geboren. Der weſterwälder Bauer (ſo nannte ſich oft der beſcheidene Fürſt) wußte ſeinen Geiſt frühe zu den hohen Stellen zu bilden, welche ihn erwarteten. Er ſchmückte ſeinen Verſtand durch gründliche Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit; er ſtählte ſeinen Muth unter den

*) Dieſes Kapitel iſt ein Auszug von dem zweyten Theile meiner Geſchichte von Maynz.

**) Fasciculus Act. litter. Pruschenk.

***) Commercium epistolicum Leibnizianum.

Truppen des Generals von Hatzfeld; er übte sich in Staatsgeschäften auf den Stellen, welche er schon als junger Domherr bekleidete *).

Einem so vielversprechenden Jünglinge konnte es nicht fehlen, bald zu den höchsten Würden emporzusteigen; und schon im Jahre 1642 wählte man ihn zum Fürstbischoffen zu Würzburg.

Das Interesse der bisher so sehr entschöpften geistlichen Staaten erforderte es, daß mehrere derselben nur Einem würdigen Haupte anvertraut wurden. Man konnte dadurch größere Ersparnisse machen, und ihnen mehr Kraft und Einklang geben. Auch war beyden Partheyen (sowohl der kaiserlich-katholischen, als der französisch-protestantischen) daran gelegen, die geistlichen Würden mit Mannern zu besetzen, welche bey dem Friedensschlusse auf Mäßigung dachten **). Johann Philipp, der sich schon durch seine kluge Regierung zu Würzburg ausgezeichnet hatte, wurde demnach auch im Jahre 1647 zum Kurfürsten zu Maynz, und im Jahre 1665 zum Fürstbischoffen zu Worms erwählt.

Sobald er diese hohen Stellen erreicht hatte, gingen seine ersten Unternehmungen dahin, den so lange gewünschten Frieden zu befördern, die durch den Krieg verlornen oder besetzten Länder wieder zu erhalten, und die Wunden zu heilen, welche noch so schrecklich bluteten. Er schickte seine Gesandten mit weisen Instruktionen nach Münster und Osnabrück, welche auch, wie die Geschicht-

*) In verschiedenen Dikasterien.

**) In ejus (Anselmi Casimiri) locum suffectus est Joannes Philippus, evangelicis aeque ac catholicis dilectus ac aestimatus, qui neque Caesari neque Bavaro obnoxius, sed patriae amantissimus habebatur. Pufendorf de rebus suecicis. Lib XIX. §. 73.

schreiber sagen *), nicht wenig dazu beytrugen, daß die ausschweifenden Ansprüche herabgestimmt, die Gemüther gemäßigt, und überhaupt der westphalische Friede geschlossen wurde.

Nebst den großen Forderungen, welche die kriegführenden Mächte an einander machten, traf das Schicksal besonders die geistlichen Staaten, weil ein jeder Mächtige sich an diesen wehrlosen und durch die Reformation ohnehin schon zerrütteten Ländern erholen und bereichern wollte. Da Johann Philipp als erster geistlicher Kurfürst sie nicht alle retten konnte, war er wenigstens darauf bedacht, die im südlichen oder katholischen Deutschlande gelegenen, vorzüglich aber die seinigen zu erhalten. Das Hauptmittel, dieses zu vollbringen, war, den kaiserlichen und französischen Hof zugleich für selbe zu interessiren. Der Kaiser und das österreichische Spanien konnten leicht dafür gewonnen werden, weil sie sich unter den geistlichen Staaten immer treue Anhänger zu versprechen hatten. Desto schlüpfriger schienen die Unterhandlungen mit Frankreich, als der bisherigen Stütze der protestantischen und sakularisirenden Parthie zu seyn. Allein Johann Philipp wußte den französischen Ministern die gefahrlose Nachbarschaft der schwachen geistlichen Fürstenthümer, und die Mittel, ihren Einfluß darauf zu vermehren, so reizend vorzustellen, daß der französische Hof in deren Erhaltung nicht nur willigte, sondern sie auch als ein Vehikel seiner künftigen Größe und seines Gewichts in den Reichshandeln

*) Moguntinus elector hactenus egregiis consiliis suis ad conclusionem pacis ejusque executionem haud spernendam operam contulerat, velut qui prae omnibus catholicis moderata consilia secutus fuerat. Ibid. Lib XXI. §. 28 — 63.

ansahe *). Dadurch wurde nicht nur sein eignes Erzstift und die drey geistlichen Kurthümer bey ihrer Integritat erhalten, sondern auch der gröste Theil der geistlichen Staaten durch den westphalischen Frieden gesichert; und nur jene der Säkularisation Preis gegeben, welche entweder schon lange reformirt, oder doch ganz von protestantischen Fürsten umgeben waren **).

Das groſse Werk des Friedens war nun vollendet und bekannt gemacht, allein die Vollstreckung desselben eine sehr schlüpfrige Sache. Die feindlichen Truppen lagen noch in den Landern umher, und bedrückten das Volk, wie zu den Zeiten des Krieges; die benachbarten Fürsten hatten noch einen groſsen Theil der Mayuzer Staaten in Besitz, oder machten Ansprüche auf wichtige Summen und Distrikte; und selbst ein Theil des Volkes wollte nicht zur Ordnung und zum Gehorsam zurückkehren. Johann Philipp überwand alle diese Hindernisse durch seine Klugheit und Standhaftigkeit. Er wuſste die feine und eifrig-protestantische Landgräfin von Hessenkassel, welche jetzt Regentin war, zu bereden, ihm die Mayuzischen Aemter und Ortschaften Amöneburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg wiederzugeben, ja sogar die wichtige Summe Geldes nachzulassen, welche in dem westphälischen Frieden dafür stipulirt war ***). Mit französischen Truppen eroberte er Erfurt und brachte die aufrührischen Burger durch Strenge und Güte zum

*) Mémoires de Cl. de Mesme, Comte d'Avaux. In den verschiedenen Archiven liegen eine Menge Briefe, welche nebst dem noch die geheimen Mittel angeben, wodurch dieser kluge Fürst den Vortheil seiner Länder zu bezwecken wuſste.

**) Acta pacis Westphal.

***) Executio pacis W. Vertrag mit Hessenkassel d. Hofheim d. 24. September 1648.

Gehorsam *). Er lößte von Kurpfalz die Bergstraße für 100,000 Gulden, und das Amt Neuhamberg von dem Herzog von Lothringen um 10,000 Gulden ein, welchen sie wahrend dem langen Streite zwischen Diether und Adolph versetzt waren **). Er vermogte den schwedischen General und Pfalzgrafen Carl Gustav dahin, daß er seine druckenden Truppen aus den Reichslandern zog, und sich mit mäßigen Summen begnügte ***). Er verglich alle die langen Streitigkeiten, welche seine Vorfahren mit den machtigen Nachbarn des Erzstiftes, den Fürsten von der Pfalz, Hessencassel, Hessendarmstadt, Sachsen, Nassau und Wurzburg hatten, mit Vortheil ****), und suchte die Einkunfte der reichern und weniger verwüsteten Lander seiner Staaten dahin zu lenken, daß den armern und bedrucktern dadurch aufgeholfen wurde *****). Die Wurzburger beklagten sich zwar darüber und sagten sprichwörtlich: Er habe des heiligen Martins Mantel mit der Chorkappe des heiligen Kilians ausgeflickt. Allein Johann Philipp erfüllte unverrückt seine Fürstenpflichten; und obwohl er die Künste und Wissenschaften liebte, so war seine Lebensart doch strenge, sein Hof und Hofstaat einge-

*) Gudenus Hister. Erfurt.

**) Zu Pfalz 1645 den 9. September und den 26. May.

***) Pufendorf (Carl Gustav) minimum militum. — Pufendorf, siehe die Preise bey Londorp.

****) Siehe die Vertrage mit Hessen d. d. Heidelberg 14. Sept. 1648, mit Pfalz d. d. 5. Sept. 1651, mit Würzburg d. d. 13. May 1655, mit Cölln 1657, mit Darmstadt d. d. 21. Juni 1651, mit Sachsen d. Leipzig d. 20. December 1665 ꝛc.

*****) Um das Land zu schonen, machte er mit dem Domkapitel ein Statutum perpetuum wegen dem Spolium im Interregnum.

schränkt und die Verwaltung der Finanzen genau. Er für sich lebte mäßig und war zufrieden, in einem schlechten, mit ein Paar ungleichen Pferden bespannten Wagen zu fahren; aber desto prächtiger und freygebiger zeigte er sich im Aufwande für das Ganze und gemeine Beste. Er erbaute mit Hülfe und zum Theil mit dem Gelde der Franzosen, die Zitadelle und eine Menge der Festungswerke um Maynz; verschönerte die Strassen und öffentlichen Plätze; verband das rechte und linke Rheinufer zu Maynz durch eine neue Schiffbrücke; ließ, um die Gesundheit seines Volkes zu erhalten, mehrere Brunnen errichten, und stiftete Krankenhäuser und Hospitäler *). Die ihm untergebenen Staaten und Länder waren in kurzer Zeit wieder hergestellt, und man vergaß, daß ein dreyßigjähriger Krieg gewüthet hatte.

Nach dieser ersten und beschwerlichen Arbeit dachte der kluge Erzbischoff und Kurfürst nun auch auf die künftige Verwaltung seiner Kirche und seiner Staaten; und darin muß man eben seine Weisheit bewundern. Durch den westphälischen Frieden hatte zwar der Krieg im Felde ein Ende; aber in Meynungen, Interessen und Herzen dauerte er noch fort. Die Verhältnisse der Maynzer Kirche und des Kurstaates waren durch die Reformation und den dreyßigjährigen Krieg so verändert und schlüpfrig geworden, daß nur ein Fürst wie Johann Philipp diese neue Ordnung der Dinge übersehen, und darnach seiner Regierung die gehörige Richtung geben konnte. Auf der einen Seite erforderte es das Interesse und die Würde seiner Kirche, die Hierarchie zu schützen, und auf der anderen war der Geist der Aufklärung und

*) Die vielen öffentlichen Gebäude, welche noch vor dem letzten Kriege seine Wappen trugen, sind Beweise davon.

neuen Lehre in die Köpfe und Herzen seiner Unterthanen gedrungen. Hier zählten der Kaiser und die katholischen Fürsten auf ihn, als einen treuen und eifrigen Anhänger ihrer Sache: dort waren seine Länder und Staaten mit mächtigen Protestanten und Franzosen umgeben, welche er als seine Nachbarn fürchten mußte. Die Mönche wollten sich der Schulen des Volkes bemächtigen; und er fühlte die Nothwendigkeit einer bessern Erziehung. Zu allem dem kamen noch die großen Interessen der Mächtigen, welche einen ohnmächtigen Fürsten so leicht und gewaltsam dahin reißen, und die kleinen Interessen der Hof- und Kapitelspartheyen, welche auch den mächtigsten und besten Kurfürsten beunruhigen können. Johann Philipp wußte sich durch alle diese Abwege durchzuwinden.

Ich halte es für eine der ersten Eigenschaften eines Fürsten, wenn er geschickte und tüchtige Männer um sich zu wählen weiß, welche, da er selbst nicht alles allein thun kann, ihn in seinen Planen und Arbeiten gehörig unterstützen, und eifrig mithelfen. Darin zeichnen sich besonders große Regenten aus, daß sie jeden an seinen Ort stellen; und man muß bekennen, daß Johann Philipp darin ein wahres Muster war. Für einen jeden Zeitpunkt seines kritischen Jahrhunderts, für ein jedes Geschäft seiner verwickelten Staatsmaschine, für einen jeden Zweig seiner Regierung hatte er seine Leute. Wollten die protestantischen Theologen sich mit einer vorzüglichen Aufklärung brüsten, so bewegte er berühmte Denker und Schriftsteller gegen sie, um ihnen durch Philosophie und Scharfsinn zu zeigen, daß auch ihre Theologie noch auf schwachen Gründen beruhe *). Wollten

*) Einen Leibnitz, Böneburg, Blum, Molleriere ꝛc. — Neque soli Jesuitae immites adeo extitere. Periade

der römische Hof und die Jesuiten eifern, so weckte er gründliche und fromme Geistliche, um sie in Schranken zu halten *). Drangen der kaiserliche oder die katholische Höfe in ihn, so ließ er einen französisch-protestantischgesinnten Minister gegen sie agiren **). Setzten ihm die Franzosen oder Protestanten zu, so schob er einen kaiserlichdenkenden Kanzler vor ***). Diese vortrefflichen Manner, nebst allen den Staatsleuten, Gelehrten, Bischöffen und Predigern, mit denen sie entweder in Brief- oder gelehrtem Schriftwechsel standen, gaben beyden Partheyen eine solche Mäßigung, Duldung und Philosophie, daß der Kurfürst jetzt mit seinem großen Plane, die Einigkeit in der ganzen Christenheit wieder herzustellen, auftreten konnte.

Da die verschiedenen Religionsmeynungen eigentlich die Haupttriebfedern aller bisherigen Verfolgungen und Kriege waren, und die Berufung eines allgemeinen Konziliums die Vereinigung nicht zu Stande bringen konnte; so versuchte Johann Philipp solche Mittel der Annäherung der Partheyen, wovon er sich einen sichern Erfolg versprechen konnte. Vor allem glaubte er, an dem berühmten Philosophen Leibnitz, welchen er an seinen Hof berufen hatte, einen schicklichen Beförderer seiner Absichten gefunden zu haben. Ein so heller und

acres et reliqui fuere. Quantum noxae cum omni humanae notioni reique publicae, tum morali item et naturali doctrinae afficuerint, documento sunt belli puritani et independentes. — Tum et sic fundamento subfolciuntur non fortiori, quam et Menno, et Brownus et Socinus. Boineburg.

*) Walenburg, Nienhuß, Holzhausen ꝛc.

**) Boineburg.

***) Den Kanzler Mehl.

philosophischer Kopf war über die Vorurtheile der verschiedenen Sekten zu erhaben, und zugleich durch die Ideen, welche er nach der Hand in seiner unsterblichen Theodicee aufstellte, beyden Theilen zu willkommen, als daß sie ihn mit Grund als einen Vermittler hätten scheuen können. Dieser seltsame Mann bekam von dem weisen Erzbischoffe und Kurfursten den Auftrag, mit den berühmtesten und aufgeklärtesten Gelehrten, Bischöffen und Geistlichen beyder Theile in einen Briefwechsel und Unterhandlungen zu treten; selbe zu überzeugen, zu gewinnen und vorzubereiten. In diesem Unternehmen mußte ihn der sanfte und tolerante Weihbischoff Wallenburg mit seiner gründlichen theologischen Gelehrsamkeit unterstützen; und endlich sollte der feine Generalvikarius von Walderdorf das Werk durch kluge Verhandlungen mit dem römischen und anderen Höfen vollenden. Wie weit die Sache gediehen seye, läßt sich aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Pelisson *), und folgendem unter den hinterlassenen Papieren des erstern gefundenen Aufsatze ersehen **)

*) De la tolérance des religions, lettres de M. de Leibnitz et reponses de M. Pelisson, à la quatrième partie des reflexions sur les differens de la religion. Die Hauptcorrespondenten waren Wallenburg, Walderdorf, Leibnitz, Bossuet, Molanus, Pelisson, Spener, Milletiere ꝛc. Bossuet hat auch gleich seine Exposition fidei geschrieben.

*) Man kon te zwar die Aechtheit folgender Vorschläge bezweifeln, allein daß eine Annäherung versucht wurde, ist gewiß, und die Korrespondenz mit Pelisson beweißt es. Selbst Febronius beruft sich darauf. Ich habe daher auch diese Vorschläge hier ganz eingerückt, wie man sie vorfand.

Politische Vorschläge, wie die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen.

Chur Maynz hat zu dem allgemeinen Frieden zu Münster viel geholfen; laßt sich auch also die Religionsvereinigung angelegen seyn: zu dem Ende er den Herrn von Wallendorf*) nach Rom geschickt. Auch wollen ihm Chur Kölln und Chur Trier, auch Chur Pfalz sammt Hessendarmstadt Assistenz leisten. Spanien und Frankreich inklinuren auch dazu: ja selbst der Pabst und die Jesuiten. Die Vorschläge gehen dahin:

I. Es soll ein Synodus von XXIV Personen beyder Religionen gleicher Zahl angestellt werden, die das juramentum calumniae vorher ablegen, auch alle Moderation sub poena exclusionis spüren lassen sollen.

II. Sollen aus und nach den ältesten Exemplarien der heiligen Schrift sowohl das Breviarium als die Augsburgische Konfession von Artikel zu Artikel erwogen, und was die meisten Stimmen als gegründet schließen, angenommen werden.

III. Die katholische Messe soll man in deutscher Sprache lesen, und sollen die XXIV Personen solche also abfassen, wie beyde Theile sich darüber vereinigen können.

IV. Die Evangelischen sollen in's künftige die reformirt-katholischen von den altkatholischen genennt werden, denen der Pabst in Rom eine besondere Kirche einräumen wolle.

V. Den Pabst soll man für den obersten Priester erkennen; er will hingegen auch reformirten Katholischen Aemter und Pralaturen in Rom geben, und sie gebrauchen.

*) Soll Walderdorf heißen. —

VI. Wer eine oder die andere Religion schmahet, soll allerseits exkommunizirt werden.

VII. Das Abendmahl soll man unter beyder Gestalt zu gebrauchen Macht haben; auch den altkatholischen erlaubt seyn, solches bey den reformirt-katholischen zu gebrauchen.

VIII. Die Ohrenbeichte, als die vornehmlich auf spanische und welsche stumme Sünden ihr Absehen gehabt, könne in selbigen Landen verbleiben, aber in Deutschland bey der Vereinigung aufgehoben werden *).

IX. Vierzehn Tage vor Ostern könnten sich die Gesunden des Fleischessens wohl enthalten **).

X. Anrufung der Heiligen nicht anders, als in primitiva Ecclesia ***).

XI. Bey Wallfahrten soll man gute bekannte

*) Nur Gott oder ein Herzenskundiger kann über die Gewissen richten. Wenn also ein Mensch über einen anderen moralisch urtheilen soll, muß letzterer jenem sein Herz offenbaren, das heißt: beichten. Ep. Jacobi V, 16. Die Mißbräuche, welche die ersten Reformatoren bey der Ohrenbeichte rügten, sind größtentheils dadurch entstanden, daß die Priester nicht nach der Ordnung der ersten Kirche πρεσβυτεροι (alte Leute) und nach den Vorschriften des St. Paulus (Epist. ad Titum) und des Concilii tridentini unbescholtene Bischöfe (πρεσβυτεροι) waren.

**) Die meisten Fasttäge sind jetzt schon durch Dispensationen abgeschafft.

***) Wenn die Katholiken nur solche Heilige wie den St. Stephanus und durch solche Gebete, wie folgendes, verehrt hätten, würden die Protestanten schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben: Da nobis, quaesumus Domine, imitari quod colimus, ut discamus et inimicos diligere; quia ejus natalitia celebramus, qui novit etiam pro persecutoribus exorare D. N. J. C. —

deutsche Lieder singen, und Betstunden anstellen, Gott für den genossenen Feldsegen zu danken *).

XII. Das Fegefeuer möge einer glauben oder nicht, stünde bey Prüfung der Gründe **).

XIII. Den Priestern und Bischöffen sey der Ehestand zu erlauben, nicht aber den Mönchen und Nonnen ***).

XIV. Die reformirt-katholischen Reichsstände sollen in ihren Landen Bischöffe haben, als Präsidenten aller Geistlichen ****), so sich in schweren Fällen des Pabstes Einrath, doch ohne ihrer hohen Obrigkeit Nachtheil *****) bedienen können.

XV. Die Kalvinianer könne man in die Vereinigung nicht aufnehmen, es sey denn, daß sie in puncto der Gnadenwahl, heiligen Abendmahls und der Person Christi, christlichere Gedanken anzeigen ******).

XVI. Die griechische Kirche, ungeachtet des Irrthums wegen Ausgang des heiligen Geistes, kann doch

*) Die unanständigen Gesangbücher und Wallfahrten sind an vielen Orten schon lange entweder verbessert, oder gänzlich abgeschafft.

**) Das schreckliche unerbittliche Alternativ zwischen Himmel und Hölle wird durch den Glauben an ein Mittelding sehr gemildert; denn es ist, wie die Kirche nach Machab. [redacted], 12 singt, ein heilsamer und mensölicher Gedanke, der Abgestorbenen sich im Gebete zu erinnern. Die Mißbräuche, welche den Protestanten anstößig waren, betrafen den Ablaß, die Seelenmessen ꝛc.

***) Da jetzt die Stifter und Klöster größtentheils aufgehoben sind, blieben nur Pfarrer und Bischöffe.

****) Exarchae und Superintendens sind Synonymien.

*****) Das künftige Konkordat wird ähnliche Grundsätze aufstellen müssen.

******) Man dürfte sich auch über diese Punkte nur mehr verständigen, so wäre denn auch hierin die Einigkeit nicht so schwer

von der Christenheitsvereinigung nicht ausgeschlossen werden.

XVII. Die heil. Schrift soll der Richter und Grund aller Artikel seyn, und die Texte aus den Patribus und LXX Dollmetschern gezogen werden. Zu dem Ende sollen die XXIV Personen eine neue Bibel drucken lassen, und sich dazu der Grundsprachen, Manuskripten und aller orientalischen und anderen Versionen bedienen.

XVIII. Der Pabst soll nicht Richter, sondern als das Haupt aller Geistlichkeit geachtet werden, der seine Beyrathe von beyderseits Religionen habe, und in schweren Gewissensfallen der heil. Schrift gemaß sprechen.

Diese politischen Vorschläge entschöpften zwar die Streitmaterien nicht ganz, aber sie waren zu jener Zeit gewiß die schicklichsten Punkte der Annaherung. Die Fehler und Irrthumer, welche die ersten Reformatoren an der katholischen Kirche zu rügen suchten, betrafen nicht sowohl die Hauptartikel des Glaubens (denn eine positive Religion muß Mysterien und Offenbarungen annehmen); sie wollten vielmehr die übertriebene Gewalt der Hierarchie mäßigen und die Mißbrauche abgeschafft wissen, welche während dem Mittelalter sowohl die Religion als die Kirche geschandet hatten. Die Protestanten hatten unstreitig, sowohl in der Gründlichkeit ihrer Lehrmethode, als besonders in der Anwendung religiöser Begriffe auf die öffentliche Sittlichkeit große Vorsprünge gemacht; da aber ihre Bekenntnisse keine menschliche Autorität in Auslegung der Schrift und Glaubensartikel

zu finden. Ueberhaupt hat der Kirche nichts so sehr geschadet, als das beständige Bestimmen und Absprechen der Theologen. Die Offenbarung hat Vieles unbestimmt gelassen, um die Freyheit der Gewissen zu erhalten. Die Hauptartikel müssen allgemein (καθολικὰ) seyn.

anerkannten, und alle ſinnlichen Verzierungen und Gebräuche im öffentlichen Gottesdienſte verwarfen, ſo war dadurch alles Poſitive den verſchiedenen Meynungen Preis gegeben, und, wie Bönedurg ſo richtig ſagte: die Bekenntniſſe der Lutheraner und Kalviner auf keine feſtern Gründe geſtützt, als jene eines Menno, Brown und Socinus *). Der konſequente Proteſtantismus, aller Sinnlichkeit und kirchlichen Autorität entkleidet, wird ſich ſchwerlich lange als öffentliche Volksreligion erhalten können, und über kurz oder lang entweder ein förmlicher Indifferentismus oder eine Vorbereitung zu irgend einem neuen Kultus werden müſſen. Johann Philipp, welcher die ſo nachtheiligen Folgen des Religionszwiſtes im deutſchen Reiche beherzigte, gab daher ſo viel, als ihm ſein erzbiſchöffliches Amt erlaubte, den Proteſtanten zu, und wollte nur das erhalten, was er für die Ordnung der Kirche und des öffentlichen Gottesdienſtes nöthig oder nützlich hielt.

Die Mittel, welche er bey dieſem wichtigen Geſchäfte anzuwenden ſuchte, waren gewiß auch ſehr zweckmäßig. Eine unmittelbare Korreſpondenz zwiſchen den Theologen würde, wie bereits ſchon ſo oft verſuchte Disputationen, nur den Meynungskrieg hartnäckiger gemacht haben; da er aber zwiſchen beyde Theile einen helldenkenden Philoſophen ſtellte, ſo ſchien die Vorbereitung und Annäherung auf dem Wege der Vernunft deſto leichter. Die Leibnizſche und beſonders in unſern Tagen die kritiſche Philoſophie hat der Religion mehr Dienſte geleiſtet, als man anfänglich vermuthen konnte. Sie hat nicht nur den Glauben über alles Wiſſen ſtatuirt, ſondern auch noch die Einheit Gottes, die Mannichfaltig-

*) Vergleiche nun hiermit die merkwürdigen Stellen von Locke, Saywel und Cave im Febronius.

keit in seiner Natur, und die vollkommene Liebe oder Moral (kategorischen Imperativ) dargethan. Ja diese Philosophie müßte, wenn sie konsequent seyn wollte, manche christliche Glaubensartikel ehender vernunftmäßig als vernunftwidrig finden.

Die Streitigkeiten über die Hierarchie und den äußern Gottesdienst schienen nicht so schwer beyzulegen zu seyn. Erstere waren, wie selbst Paulus sagt, größtentheils politisch (κατα πολιν) letztere ästhetisch, und hingen daher in Nebensachen von der willkührlichen Verfügung der Kirche ab. Hier konnte also in vielen Stücken nachgegeben werden. Die Protestanten mußten ja doch, wenigstens praktisch *), eine kirchliche Unterordnung festsetzen; und ihre Aesthetiker und Künstler erkennen ja in allen ihren Schriften die Werke des äußern Gottesdienstes als die Muster der bildenden Künste an **).

Da auf diese Weise die Leibnizische Philosophie die Vorbereitung gemacht hatte, wäre ein Synodus von vier und zwanzig Personen beyder Religionstheile in gleicher Zahl, welche den Volksglauben nach den ältesten Exemplaren der heiligen Schrift erwägen und bestimmen sollten, gewiß das zweytbeste Mittel zur Annäherung gewesen.

Indessen schien es zugleich auch nothwendig, die Interessen zu vereinigen und die Höfe zu gewinnen. Walderdorfs geschmeidiger Charakter diente zu diesem Geschäfte. Die protestantischen Fürsten waren durch die Sakularisation bereits befriedigt; und da man ihnen auch in ihren Ländern eigne Bischöffe gestattete, welche ohne ihren Einfluß und Einwilligung, nichts Wichtiges

*) Sie haben ihre Consistoria, Superintendentes, Synodos, excommunicationes und examina.

**) Handns Schöpfung, Raphaels Verklärung, Angelo's Kirchen ꝛc.

vornehmen konnten, so schienen auch die politischen Widersprüche beseitigt.

Dem allem seye nun, wie ihm wolle, so bleibt immer so viel gewiß, daß dem weisen Kurfürsten nichts mehr am Herzen lag, als die religiöse Uneinigkeit im Reiche zu beseitigen. Er wußte, wie sehr dieselbe seinen auswartigen Feinden gedient hatte, es zu schwächen und zu zerstückeln; und da jetzt Ludwigs XIV. Absichten taglich merkbarer wurden, so suchte er auf alle Weise die Stände mit ihrem Oberhaupte zu vereinigen, weil er dieß als das einzige Mittel ansahe, Deutschland zu retten.

Wie der weise Erzbischoff seine Kirche zu leiten wußte, so der kluge Kurfürst seine Staaten. Ein Kurfürst Erzkanzler war in Kriegshändeln ohne Macht, aber wichtig und groß als Direktor des Reichs, wenn er vom Partheygeist entfernt sich als den Mann der Gesetze und Vermittler der Häupter darzustellen wußte. Johann Philipp stand, wie zwischen Katholiken und Protestanten im Geistlichen, so zwischen österreichisch-ligistischen und französisch-schwedischen Interessen im Weltlichen in der Mitte — wiegte — drehte — mäßigte, und hielt beyde Partheyen im Gleichgewichte. Auch zu diesen Zweigen seiner Regierung wußte er seine Leute zu wählen. Sein erster Staatsminister war der berühmte Christian von Böneburg, ein Mann von ausnehmender Feinheit und Gelehrsamkeit, Protestant von Geburt und Meynung; Konvertit aus Klugheit und guter Absicht, mit den Geschäften des Staats und den Intriguen der Höfe bekannt; in Briefwechsel mit den größten Gelehrten und Staatsmännern; geschmeidig, wenn es die Noth, und eigensinnig, wenn es das Glück oder die Ehre erforderte, und überhaupt zu einem Mitarbeiter Johann Phi-

lippe gemacht *). Diesem trug der Kurfürst auf, das gute Vernehmen mit Frankreich, Schweden und den Protestanten zu erhalten. Seine Briefe, seine Unterhandlungen und das Ansehen, was damals der Maynzer Hof bey diesen Höfen hatte, beweisen deutlich, wie geschickt er seine Aufträge zu erfüllen wußte **). Zu seinem Kanzler wählte Johann Philipp den biedern Mehl. Dieser Staatsbediente hatte freylich die Gelehrtheit und Verschlagenheit nicht wie Böneburg, aber eben darum taugte er auf seinen Posten. Er war ein fleißiger Arbeiter, in den beschwerlichen Justiz- und Polizeygeschäften aufgewachsen, ein eifriger Katholik und Anhänger des kaiserlichen Hofes, beharrlich, streng und unermüdet ***). Dieser mußte den kaiserlichen und die katholischen Höfe in Verbindung mit dem Kurfürsten halten. Der schlaue Johann Philipp blieb immer im Hintergrunde. War etwas auszurichten oder geschehen, was der kaiserlich-katholischen Parthey mißfallen konnte, so schob er es auf den protestantisch-französischgesinnten Böneburg; war die französisch-schwedische Parthey beleidigt, so mußte es der eifrig kaiserliche Mehl gethan haben ****), und der Fälle gab es in so kritischen Zeiten eine Menge. Beyde Partheyen glaubten an diesem klugen

*) Commerc. epist. Leibniz.

**) Boneburg wurde hauptsächlich in den französischen, polnischen, protestantischen und pfälzischen Geschäften gebraucht.

***) Wir müssen diesen Staatsminister besonders im Justizwesen verehren.

****) In his vero comitiis adeo rarum se et suas inter latebras reductum praebuit, ut suum pars utraque crederet et optaret, ab eodem foveri se utrinque et ludi existimaret. — Quam ob rem ea scena egregie serviebat, quod duos primae admissionis Ministros, alterum Boene-

und ansehnlichen Fürsten ein Werkzeug ihrer Absichten zu haben, aber er wandte sich durch beyde und machte sie zu seinen. Beyde rühmten ihm ihre Sorgfalt und ihren Eifer für die Erhaltung des Reichs *); aber er wußte wohl, daß beyde es nur zerstückeln und in Schwäche erhalten wollten.

Der Kaiser und Spanien suchten Deutschland in einen neuen Krieg zu verwickeln, und Frankreich wollte seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen. Schweden und die anderen Protestanten theilten sich in die geistlichen Staaten. Johann Philipp mußte also eine Parthey gegen die andere unterstützen, benutzen, leiten, wie es das Interesse des Reichs und seiner Staaten erforderte. Es wird nicht undienlich seyn, wenn ich hier einige

burgium, adsciverit, Gallico, alterum Mehlium austriaco nomini penitus devotos. Quo commento non illepide id assequebatur, ut alterutrius partis odia, querelasque alteruter pro Hero exciperet, ipse contra horum objecta tutus simul et ignoratus. Wagner Histor. Leopold L. I.

*) Mon cousin! schrieb Ludwig XIV. selbst an ihn, je suis avertis, qu'il y a des certains esprits artificieux et brouillants, qui travaillant depuis quelque tems, à rendre mes bons intentions suspects à mes alliés et aux autres princes de l'empire, supposants des desseins chimeriques et se mêlans d'expliquer mes pensées à contre-sens. Et quoique ma sincérité vous soit cognuë, néansmoins pour désabuser ceux, qui n'en estant pas si bien informés, pourroient s'arrêter à ces faux bruits, il m'a semblé à propos de vous assurer encore par ces lignes escrits de ma propre main, qu'il n'y a personne sans exception, qui soit plus zelé, que moy pour la manutention de la paix de Westphalie, laquelle sera toujours le but de mes voeux et de mes soins. Et

Stellen aus den Briefen des Herrn von Bönebürg anführe. Sie beweisen, wie sehr man an dem Hofe Johann Philipps die Interessen der Anderen kannte.

„Mit Schrecken wage ich es, Ihnen den gegenwär„tigen Zustand der christlichen Republik zu schildern.“

„Den Kaiser macht seine Kinderlosigkeit, das Aus„bleiben seiner Braut, das Zaudern der spanischen Mini„ster, die zu grosse Neigung der Reichsstände zur Unab„hangigkeit und fremden Verbindungen, der zweydeu„tige Friede mit den Türken, und die daher entstandene „Abneigung der Ungarn, endlich die Eroberungen der „Franzosen, welche die Niederlande, Mayland, Navarra, „ Polen und Gott weiß noch was für Lander mehr im „Auge haben, besorgt.“

qu'il n'y a rien aussi que je souhaite d'avantage, que d'entretenir une parfaite intelligence tant avec mes dits alliés qu'avec tous les autres Princes et états de l'empire, vous priant au surplus de rendre témoignage de cette vérité, où vous jugerez qu'il en soit besoin, et de croire, que si je n'avois envie de la confirmer par les effects, ce ne seroit pas à vous que je m'adresserois pour la publier. Et sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait, mon cousin! en sa sainte et digne garde.

Donné à St. Germain en Laye ce 12 May 1662.

Louis.

Zu einem anderen Briefe sagt Ludwig: Et comme en toutes choses je ne désire rien entreprendre qu'avec vos bons avis, scachant combien le repos de votre patrie et le bien commun de la chrétienté vous est à coeur; le principal point de l'instruction, que j'ai donné au dit Sr de Gravel, a esté de ne faire aucune demarche en tout ce qu'il aura à negotier sur les matieres, que suivant vos sentiments etc.

„Frankreichs Kümmerniß iſt der Anwachs der Macht „unſers Kaiſers Leopold; ob er die Niederlande zur „Mitgift erhalten werde, oder bereits ſchon erhalten „habe? Ob man mit Portugal breche oder bereits ſchon „gebrochen habe? Ob die weitläuftigen Beſitzthümer „Spaniens, wenn der junge König ſterben ſollte, dem „Kaiſer zufallen werden? Der große Anhang, welchen „er in Polen hat; der bereits veraltete Ruf des Frank„furter Bündniſſes; die Langſamkeit Schwedens, die „Bewegungen der Engländer und des Biſchoffs von „Münſter; endlich die Unwirkſamkeit ſo vieler Bündniſſe. „Dazu kömmt noch das friſche Andenken der Schlappe „bey Gigeri. Auch fürchtet es von innen einen Feind, „welcher die Hugenotten kriegen lehre. Seine ſo ſehr „gerühmten Schätze und Hülfsquellen überſteigen doch, „obwohl ſie ſehr beträchtlich ſind, ihren Ruf nicht. Ein „großer Theil davon wird auf die Marine und ſonſtige „außerordentliche Anſtalten verwendet; daher ſie weder „zur Unterhaltung des Kriegs noch der Laſten hin„länglich ſind.“

„Spanien und was dazu in den beyden Indien „gehört, hat, nachdem Philipp geſtorben, einen „Knaben, der ſelbſt dem Tode nahe iſt, zum Regen„ten, eine durch die Widerſprüche der Miniſter ſchwan„kende Königin, und Magnaten, welche weder den „Deutſchen, noch den Franzoſen, noch ſich ſelbſt einander „gut ſind.“

„Der König von Portugal wird ſich dabey nicht „vergeſſen, indem er wohl weiß, daß dieſer Haß gegen „Fremde ihm nutzen und ſeine Unternehmungen „begünſtigen kann. Kann es nicht geſchehen, daß „nach einem ſo ſchnellen Frieden die Großen dieſes „Reichs den bürgerlichen Krieg wieder anfangen? Wenn

„nun dieser König den Franzosen in Rücksicht der Nieder-
„lande und Mayllands nachgiebt, werden sie nicht als-
„dann selbst die Beschützer seiner so maßigen Macht
„seyn?“

„Die Holländer haben viele heimliche Feinde.
„Sollte der Kaiser nicht die Beleidigung seiner und
„des Reichs Majestat rachen wollen? Die Schweden
„denken ihnen noch die Unbilden, welche sie bey
„Koppenhagen von ihnen erhielten. Auch werden
„Maltha, Kölln, Brandenburg und Neuburg das Ihrige,
„obwohl auf verschiedenen Wegen, von ihnen zu-
„ruckfordern. Das Innere der Indien und die Wüsten
„von Afrika haben auch die Engländer durchdrungen;
„die holländischen Festungen besetzt, ihre Schiffe weg-
„genommen und ihren Handel zerstört. Auf diese
„Weise mussen ihre Kassen leer und ihre Privatindustrie
„vermindert werden, wenn sie nicht mehr, wie zuvor,
„die Schatze anderer Welttheile nach Europa führen
„können.“

„Der König von Polen, zuvor Kardinal und Jesuit,
„führt nun mit seinen eigenen Bürgern und Soldaten
„Krieg. Seine Kinderlosigkeit wird verlacht; dazu
„kommt noch das auf Antrieb seiner französischen Ge-
„mahlin erregte Verlangen, sich einen Nachfolger zu
„geben. Rußland ist sein Feind. Er hat mehr als einen
„Nebenbuhler. Die Verbindung mit den Tartarn ist
„ihm schadlich. Lubomiersky ist mächtig durch seine
„Sache und seinen Anhang; der grösere Theil des Adels
„unter der Decke der Konfoderation gefahrlich, und
„selbst die, welchen er trauen kann, fordern beständig
„Belohnungen und Sold, so er nicht bezahlen kann;
„daher ein ewiger Stoff zu Unruhen und unversehenen
„Vorfallen.“

„Der König von Dänemark, jetzt mehr eigener Herr,
„will Ruhe und Neutralität; und selbe wird gesichert
„durch die mächtigen Franzosen, den kühnen Uebergang
„nach Holland, und eine glückliche Tilgung der Schulden.
„Freylich durfte er den Schweden nicht ganz trauen,
„welche ihm aber jetzt, da sie mit Frankreich in Verbin-
„dung stehen, nicht viel schaden werden. Indessen kann
„er, wenn er lange bey diesem Systeme bleibt, einmal
„seinen Fehler bereuen."

„Schweden suchte die Thorheiten Anderer schlau zu
„benutzen und seine Geschäfte zu betreiben. Es beob-
„achtet die Zeitpunkte, und erhascht auf verschiedenen
„Wegen, nur sich allein seiner Absichten bewußt, sowohl
„durch Freunde als Feinde Reichthümer, Macht und
„Ansehen *)."

„Die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sind heut
„zu Tage gerade die verwirrtesten, indem die meisten
„deutschen Reichsstände ihre Augen nur nach dem Aus-
„lande gerichtet haben. Wir Deutsche sind die armse-
„ligsten Leute unter der Sonne. Wir verkaufen der
„fremden Herrschbegierde unser Gut und Blut. Wir
„konnten nach dem Beyspiele unserer Väter oder der
„klugen Schweitzer ohne Eroberungssucht, aber auch
„ohne Schwache ruhig und zugleich gefürchtet leben;
„aber so sind wir die niederträchtigen Stützen auswär-
„tiger Kriege und am Ende noch gar der Stoff fremder
„Raub- und Theilungssucht. Es geht uns wie jenen
„unbesorgten Vögeln, welche den Vogelfänger von einem
„benachbarten Baume ruhig die Netze legen sehen, worin
„sie sollen gefangen werden. Zu Wien ist alles voll

*) Kurz nach dem dreyßigjährigen Kriege spielte Preußen die Rolle der Schweden.

„Intrigue und Langsamkeit. Alle mißbrauchen die Güte „des Kaisers. Auf dem Reichstage wird nichts abgethan; „und obwohl wir schon lange diese Fehler kennen, wird „ihnen doch nicht abgeholfen. Zuvor haben alle Stände „den Reichstag zu befördern gesucht, nun haben sie ihn, „und wissen ihn nicht zu benutzen. Es ist ein altes „Sprüchwort: die Deutschen schreyen nur, aber handeln „nicht. Sie versäumen jede Gelegenheit, sich zu helfen, „auch wenn sie sich ihnen von selbst anbietet.“

„Die Rathschläge von Kurmayuz werden allzeit „kräftig und geschickt seyn, das Vaterland zu erhalten. „Wir zweifeln auch nicht an der Beystimmung der übri„gen mächtigen Stände, wovon jetzt allein das Heil „Deutschlands abhängt. Ich sehe auch nicht, wie man „von unserer Seite oligarchische Anmaßungen zu befürch„ten habe; denn unsere ganze Gewalt würde selbst mit „den Gesetzen zusammen fallen, worauf sie einzig gestützt „ist. Solche Gewaltthaten hat man nur von Mächtigen „zu befahren, welche Vermögen, Zuversicht und selbst „die öffentliche Meynung zu Anmaßungen reizt. Wir „sind zufrieden mit den Vorzügen, welche uns das „Gesetz und die alte Sitte gegeben haben; weiter zu „schreiten gelüstet uns nicht. Wenn aber der Kurfürst „von Maynz einmal sieht, daß ihn seine Mitstände ver„lassen, und durch ihre Schwachheit, oder ihre Unbe„ständigkeit, oder ihre Landergierde, oder ihre Unarten „(und diese Tugenden besitzen nicht nur einer oder auch „jeder zugleich, sondern nach Köpfen und Umständen ver„schiedene) ihn selbst dieses Bandes entledigen, so wird „er sie auf eine andere Art wieder auf den rechten Weg „zu führen wissen“ *).

*) Er drohet hier mit einer französischen Allianz.

Johann Philipp hat gezeigt, daß er es konnte. Zu Anfang seiner Regierung schien Oesterreich und die katholische Parthey im Reiche noch zum Kriege geneigt, obwohl sie durch den westphalischen Frieden so vieles verloren hatten. Die Ansprüche des kaiserlichen Hofes mußten hauptsachlich die geistlichen Staaten respektiren, weil sie ihm gewissermaßen ihre Erhaltung zu danken hatten. Bey einem neuen Kriege waren aber gerade die geistlichen Kurlander am Rhein der Rache und Eroberung des machtigen Frankreichs am meisten ausgesetzt gewesen. Als daher der Kaiser die katholischen und geistlichen Stände des Reichs in den spanischen Krieg verwickeln wollte, schloß Johann Philipp einen Verein zwischen mehrern Fursten der vordern Kreise, woran auch Frankreich Theil nahm *). Der franzosische Hof und die protestantischen Fursten glaubten daher einen blinden Anhanger an ihm gefunden zu haben, und wollten ihm nach dem Tode Kaiser Ferdinands IV. zumuthen, weil das Haus Oesterreich jetzt keinen nach den Vorschriften der goldenen Bulle wahlbaren Prinzen aufstellen konne, einen ihnen beliebten Fursten auf den kaiserlichen Thron zu setzen. Allein Johann Philipp fürchtete die anwachsende Macht Frankreichs nun eben so sehr, als jene Oesterreichs. Er zog also unter allerley Vorwand den Wahltag hinaus, gab unbestimmte Antworten, besanftigte, vertrostete so lange, bis Leopold das hin-

*) Quod metuendum sit, si domus austriaca Hispanicas turbas in Germaniam derivatum esr. Pufendorf. L. L. XXII. §. 24., ita et subinde quaedam ab eo fiebant, quae arcendae austriacae haud obnoxium arguebant. Der Bund der vordern Kreise mit Frankreich wurde Anno 1658 den 23. Januar geschlossen.

länaliche Alter erreicht hatte, und ſetzte ſo einen öſterreichiſchen Prinzen zum Kaiſer an *).

In gleichem Verhältniſſe, als nun der mächtige Ludwig XIV. ſeine Vergrößerungsabſichten merken ließ, und in die burgundiſchen Lander mit ſeinen ſiegreichen Armeen vordrang, ging Johann Philipp von dem franzöſiſchen Hofe ab, und neigte ſich zur öſterreichiſch-kaiſerlichen Parthey. Im Jahre 1672 ſchloß er ein Bundniß mit dem Kaiſer und anderen Fürſten des Reichs, unterſtützte mit klugem Rathe und That den General Montecuculi und den großen Kurfürſten von Brandenburg in ihren militariſchen Unternehmungen gegen die vorrückenden Armeen des ſiegenden Konigs; und, da er ſchon alt war, und die künftigen Begebenheiten nur zu ſehr vorausſahe, ließ er ſich einen Koadjutor wählen, den er gegen alle fremde Anmuthungen feſt und ſeinem Syſteme getreu glaubte. So wußte er beyde Partheyen zu maßigen, zu wiegen und zu benutzen. Die kaiſerlich-katholiſche Parthey verſchaffte ihm die Kurwurde, das Fürſtenthum Worms und Wurzburg, und das jus de non appellando; die franzöſiſch-

*) Enim vero, uti verbis quidem magnificum quid minabatur Moguntinus, ita solidum nihil conclusum, ac suspicio erat, profundae prudentiae principem omnibus artibus id agere, ut tempus extraheret, quoad Leopoldus expleta justa aetate per legem A. B. idoneus fuerit. — Moguntinus quoque per majorem suffragiorum partem concludere conabatur, ut ante electionem pax inter Galliam et Hispaniam perficeretur.

Aus dem Briefe, welchen Ludwig XIV. an Johann Philipp ſchrieb, ſieht man deutlich, wie viel dieſem mächtigen Konige an dem Anſehen dieſes Kurfürſten gelegen war.

protestantische gab ihm die Beraſtraße, die heſſiſchen Aemter, Erfurt und eine gutgebaute Feſtung wieder. Er aber beyden, Toleranz, Gerechtigkeit und Frieden.

So wirkte Johann Philipp im deutſchen Reiche. Im folgenden Kapitel wollen wir ſehen, was Richelieu für Frankreich that.

Einundfunfzigſtes Kapitel.

Das Syſtem des Kardinals Richelieu.

Divide et impera.

Jedermann bewundert die heutige Größe des franzöſiſchen Reichs und die glanzenden Thaten ſeines Beherrſchers; und es iſt offenbar, daß ein ſolcher Geiſt, wie Napoleon, dazu gehörte, um ſolche Unternehmungen hinauszuführen, welche unſer Erſtaunen erregen; wenn man aber die erſten Urſachen davon nachſuchen will, ſo muß man bis zur Staatsverwaltung des Kardinals Richelieu zurückgehen.

Unter den Staaten und Landern, welche Frankreich umgeben, war Deutſchland das ganze Mittelalter hindurch nicht allein das machtigſte in Anſehen und Wurde, ſondern auch an innerer Kraft. Frankreich war gegen Suden und Norden größtentheils durch Meere begrenzt. Gegen Sudweſten und Sudoſten hatte es natürliche Grenzen, die Pyrenaen und die Alpen. Nur gegen Deutſchland war es allen Anfallen blos geſtellt. So lange die Schweiz zu Deutſchland gehörte, konnten die Alpen und Vogeſiſchen Gebirge umgangen und ſeine ſudlichen

Provinzen bedroht werden. Durch die Franche-Comté, Elsaß und Lothringen konnte auf einer, und durch die Niederlande auf der anderen Seite sein Herz angegriffen werden, während dem auch die von den deutschen Kaisern abhangigen Fürsten in Italien, die deutschen Heere unterstützen mußten. Diese verwundbaren Seiten Frankreichs hatte Deutschland berührt, ohne selbst von Außen verwundbar zu seyn. Gegen alle französischen Angriffe war es im Süden durch die Alpen und den Jura gedeckt, im Westen schützte es eine dreyfache Streitlinie, die Vogesen, die Festungen und der Rhein; gegen Nordwesten Flüsse, Festen und Seen. Ein Fürst oder Kaiser, welcher die deutsche Militarkraft unumschränkt zu Gebot hatte, konnte in einem einzigen glücklichen Feldzuge ins Innere von Frankreich dringen, und mit Spanien vereinigt, das französische Reich in der Mitte sprengen. Man darf nur betrachten, was bey sehr beschrankter und getheilter Gewalt Karl V., Philipp II. und der Prinz Eugen thaten, so wird meine Behauptung nicht zweifelhaft scheinen. Der Kardinal Richelieu kannte diese Verhältnisse, und da er Deutschland nicht von Außen beykommen konnte, that er es von Innen; dazu gab ihm die Verfassung und der Religionszwist die natürlichsten Mittel in die Hand. Während dem er in Frankreich die Feudalanarchie und den Protestantismus zerstörte, erhielt er beyde in Deutschland. Eine nothwendige Folge davon war ein bürgerlicher Krieg im Reiche, und die Zerstükkelung desselben bey dem Frieden. Der westphalische Friede war das Meisterstück des französischen Ministeriums; denn hier schon wurde der Grund zu Frankreichs Größe gelegt. Im Süden und Norden von Deutschland ließe es die Schweiz und Holland als unabhangige Republiken anerkennen, wodurch die Flanken der Operations-

linien Deutschlands neutralisirt waren. Am Rhein ließ es sich Elsaß, und in den Niederlanden einige feste Plätze abtreten, wodurch das französische Zentrum einen machtigen Stützpunkt erhielte, und im Innern von Deutschland den machtigen Bund der Protestanten gegen den Kaiser auftreten, wodurch es alle seine Operationen nicht nur erleichterte, sondern so zu sagen, zuverlaßig machte. Die Kriege und Siege Ludwigs XIV. sind Beweise davon.

In unsern Zeiten hat Frankreich nicht nur seine ehemaligen schwachen Punkte ganzlich verloren, sondern auch Deutschland selbst überwältigt. Bey dem ersten Frieden wußte es schon das nördliche Deutschland von dem südlichen zu trennen, wodurch es das linke Rheinufer erhielt; bey dem zweyten lahmte es allen Einfluß Oesterreichs und des Kaisers auf die deutsche Nationalmacht; bey dem dritten hat es das Reich ganz aufgelöst und in einen unter seinem Schutze stehenden Bund verwandelt.

Zweyundfunfzigstes Kapitel.

Warum Frankreich Bayern groß zu machen suchte.

Als die siegreichen Waffen Ludwigs XIV. alle Mächte in Europa geschreckt und das deutsche Reich beangstigt hatten, fing die von Richelieu entzündete Eifersucht zwischen den katholischen und protestantischen Standen an zu erkalten *). Ein jeder fürchtete die Uebermacht Frankreichs, und Eugen hatte das gesammte Reich unter seine Fahnen versammelt. Das französische Kabinet konnte nun nicht mehr eine Stütze seiner Absichten in der

*) Besonders nach der sogenannten Riswicker Klausel.

Religionsverschiedenheit finden. Es mußte das Interesse eines mächtigen deutschen Hauses in Schutz nehmen, um es Oesterreich entgegen zu setzen. Es wahlte Bayern dazu. Dieses Haus glaubte für seine den Oesterreichern im dreyßigjahrigen Kriege geleisteten Dienste den Dank nicht erhalten zu haben, welchen es forderte. Es stunde als nachster Nachbar bestandig in Gefahr, von Oesterreich geschmälert zu werden. Selbst eins der altesten Hauser in Deutschland war es gegen dieses blühende Haus in Ansehen und Macht zurückgekommen. Es glaubte auf die Kaiserkrone, welche beynahe schon erblich in Oesterreich geworden war, ein Recht zu haben. Seine Verwandten herrschten als Pfalzgrafen am Rhein und als geistliche Fürsten im Kurkollegium. Frankreich unterstützte es mit seiner ganzen Macht. Der Herzog von Bayern wurde Kaiser unter dem Namen Karl VII.

Nie war der Glanz des Bayerischen Hauses größer, als zu Anfang der Regierung dieses Kaisers. Es besaß weitlauftige Fürstenthümer am Rhein, in Schwaben und Bayern. Es zahlte vier Kurfürsten unter seinen Verwandten im Kurkollegium (nämlich Bayern, Pfalz, Maynz und Kölln). Der größte Theil der geistlichen Fürstenthümer war von seinen Prinzen beherrscht. Das Deutschmeisterthum besaß Clemens August ein Bayerfürst. Mit Hülfe Frankreichs hatte es Oesterreich und Böhmen erobert; die Wahl und Krönung Karls VII. wurde durch französische Waffen geschützt und französischer Pracht glänzend gemacht. Im Jahr 1724 schlossen seine Fürsten einen Haus- oder Familientraktat, vermöge welchem sie sich zur Stellung gemeinschaftlicher Truppen, zur Einheit des gemeinschaftlichen Interesses, und zur Besetzung der meisten geistlichen Fürstenthümer mit Bischoffen und Koadjutoren aus ihrer Familie verbanden.

Dieß alles unterſtützte Frankreich, und hatte auch am Ende ſeine Abſichten erreicht. Oeſterreich ſollte davon das Opfer werden, und Bayern unter dem Schutze Frankreichs in Deutſchland deſſen Stelle einnehmen. Keine Regierung in Europa hat in ihren auswärtigen Verhältniſſen konſequenter gehandelt, als die franzöſiſche; keine iſt daher auch in unſern Tagen mächtiger geworden, als eben ſie.

Dreyundfunfzigſtes Kapitel.

Ueber den pfalzbayeriſchen Familienvertrag vom Jahre 1724.

Obwohl mir der Himmel (und ihm ſey's gedankt) einen guten Theil Einbildungskraft verliehen hat, ſo konnte ſie mich doch nicht ſo leicht in Anſicht der politiſchen Dinge dieſer Welt irre führen. Ich wußte meine Ideale immer mit dem wirklichen Laufe der Welt zu verbinden. Da ich denn frühe auf die hiſtoriſch-politiſche Laufbahn geleitet wurde, und die Liebe zu meinem Vaterlande mich antrieb, über die ſchönen Länder und Staaten des Rheins nachzudenken: ſo bildete auch ich, wie ſo viele politiſche Schriftſteller, eine Republik oder Staatsverfaſſung, wie ich ſie für die Lage der rheiniſchen Staaten am angemeſſenſten und thunlichſten hielt. Ich habe aus der Geſchichte der alten und neuern Republiken gefunden, daß nicht ſowohl eine nach den erſten Regeln der abſtrahirenden Vernunft abgezirkelte Form, ſondern die auf die Umſtände und den Charakter der Bürger paſſenden Geſetze und Verhältniſſe dieſelben in Freyheit und Wohlſtand erhalten haben. Auch glaubte ich eben dazu keine gänzliche

Umwälzung der Dinge, sondern nur eine kluge Benuzzung oder Verbesserung der schon vorhandenen Anstalten nöthig.

Die erste Erscheinung meiner politischen Ideen wurde durch den im Jahr 1785 gestifteten Fürstenbund erweckt, wovon unser seliger Kurfürst, Friedrich Karl, Mitglied war. Da ich aber dieses Bündniß nur als ein Verhinderungsmittel des Bayrischen Ländertausches ansahe, und mit dieser Verhinderung auch alle andere Aussichten, welche man sich davon gemacht hatte, verschwanden: so führte mich die Geschichte auf andere dergleichen Bündnisse zurück, deren Stiftung mehr auf die innere Ordnung und Erhaltung des Reichs und der rheinischen Staaten abzweckte.

Es ist eine durch die ganze Reichsgeschichte bestätigte Erfahrung, daß der Kern Deutschlands oder das eigentliche Reich, bisher nicht sowohl durch seine eigne Kraft und Verfassung, als durch die Eifersucht derjenigen seiner Fürsten noch erhalten wurde, welche zugleich mächtige Reiche außer seinem Gebiete regierten. Diese prekare Existenz konnte aber nur so lange sich noch einige Fortdauer versprechen, als die Höfe in ihren Theilungsprojekten uneinig, oder wenigstens im Kriegsglück und Macht einander gleich blieben. Sobald Einer oder der Andere durch Siege oder Verbindungen übermächtig wurde, war das Reich entweder um beträchtliche Provinzen und Vorrechte gebracht, oder gar mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Die Bündnisse, welche kluge deutsche Fürsten zeitlich unter sich oder mit auswärtigen mächtigen Staaten zur Erhaltung des Reichs abgeschlossen hatten, hingen immer zu viel von dem Einflusse fremder Mächte ab, und dauerten auch nur so lange, bis die Gefahr vorüber war.

Der gewöhnliche deutsche Schlendrian verschlang eben so wieder ihre Kraft wie ihren Zusammenhang.

Diese traurigen Bemerkungen, welche die Reichsgeschichte darbot, führten leicht auf den Gedanken, solchen vorübergehenden Föderationen eine andere unterzustellen, welche sowohl durch das wechselseitige Interesse der Verbundenen, als auch durch ihre innere Organisation mehr Festigkeit und Dauer haben könnte; und dazu diente vorlaufig der Stadtebund vom Jahre 1255, der rheinische Kurverein vom Jahre 1338, und der Pfalzbayrische Familienvertrag vom Jahre 1724 zum Vorbilde. Des erstern Absicht ging dahin, den so oft, aber fruchtlos versuchten Landfrieden zu handhaben, und im Reiche ein Unterhaus zu gründen, was zu gleicher Zeit die Freyheit der gesetzgebenden und die Kraft der vollstreckenden Gewalt machtig befördert haben wurde. Der Kurverein zweckte ebenfalls auf die Erhaltung des Landfriedens ab, und gab den rheinischen Staaten ein eianes Gewicht im Reiche; der Pfalzbayrische Familienvertrag sollte im Innern von Deutschland eine Macht gründen, welche fahig wäre, unter den machtigen Nachbarn das Gleichgewicht und damit die Selbstständigkeit des Reichs zu erhalten.

Indessen hatten alle diese drey Bündnisse nicht die Folge und Dauer, welche man sich davon versprach. Die Ursache davon lag eben nicht in ihrer Ohnmacht oder dem Mangel an gutem Willen der Verbündeten, sondern in der blos oberflachlichen Organisation des Bundes.

Eine solche Föderation mußte, wie jene der Schweizer, Amerikaner und Hollander, durch ein festeres Band umschlungen werden, als eine blos vorübergehende Gefahr und Gelegenheit; und ein solches um die rheinischen deutschen Staaten zu weben, war der erste Zweck und die erste Grundlage dieser Republik.

Die vorzüglichsten Staaten, welche den schönen und reichen Rhein umgeben, waren die Pfalzbayrischen, die geistlichen Kurfürstenthümer und die Reichsstädte. Es war von jeher das Interesse der Pfalzgrafen, die geistlichen Staaten zu gewinnen und zu vereinigen, und nie haben sie diese Absichten deutlicher und klüger an den Tag gegeben, als in ihrem Familienvertrage vom Jahre 1724. Nebstdem, daß sie sich in den Hauptartikeln desselben zur wechselseitigen Vertheidigung und Hülfeleistung als Eine Familie untereinander verbanden, haben sie auch noch alle diejenigen Verwandten und Agnaten ihres Hauses, welche geistliche und andere Würden besaßen, in ihren Bund aufgenommen und zu gleichen Absichten verpflichtet. Ja in den geheimen Artikeln war sogar verabredet, daß man sich bey Wahlen und Koadjuterien der geistlichen Staaten bemächtigen, und selbe dem gemeinschaftlichen Bunde einverleiben solle. Diese Vorschriften blieben auch zu der Zeit nicht allein auf den Papieren des Vertrages stehen, sondern wurden sogleich in Wirklichkeit gesetzt. Die Kurfürstenthümer Maynz, Kölln, Trier, das Deutschmeisterthum, die geistlichen Fürstenthümer Münster, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Lüttich, Worms, Regensburg, Breslau ꝛc. waren bereits schon alle von Pfalzbayrischen Prinzen besetzt; und hätte in Kaiser Karl VII., Friedrichs II., seines Zeits- und Bundsgenossen, Geist geherrscht, so würde das Reich große Dinge gesehen haben *).

Eben so war es das Interesse nicht nur der geistlichen Kurstaaten, sondern aller geistlichen Länder, sich untereinander und wieder besonders mit dem Hause Pfalzbayern zu verbinden. Bündnisse mit fremden

*) Siehe Staatsrelationen III. Band III. Heft Seite 239.

Mächten konnten ihnen zwar eine Zeitlang ihre Existenz sichern, allein bey einem jeden Kriege stunden sie doch wohl in Gefahr, das Opfer der Mächtigen zu werden, weil diesen die Erhaltung des Reichs und folglich auch die ihrige nicht so nahe am Herzen lag. Solche Bedenklichkeiten fielen aber bey einer Annäherung an das kurpfalzische Haus ganz weg: denn erstlich war es nicht mächtig genug, um seinen Mitstanden Furcht einzuflößen; zweytens hing seine eigne Erhaltung größtentheils von der Erhaltung des deutschen Reichs ab; drittens lagen seine Länder ganzlich von den geistlichen umschlossen, und wie sie, von gefährlichen Nachbarn begrenzt, und endlich war es auch schicklich, im Falle eines Krieges die Leitung desselben einem weltlichen Stande anzuvertrauen.

Baden war nach Pfalzbayern in dem nämlichen Verhältnisse gegen die geistlichen Staaten; und obwohl es in Hinsicht der Religion zum protestantischen Reichstheile gehört, so konnte dieß, bey den toleranten Gesinnungen des vortrefflichen Fürsten und in Rücksicht politischer Verhältnisse, kein Hinderniß abgeben.

Die Reichsstädte am Rhein und in Schwaben würden theils durch ihr wohlerkanntes Interesse, theils durch das Ansehen des Bundes selbst, zu so patriotischen Absichten bewogen worden seyn.

Die Hauptgenossen dieses neuen rheinischen Bundes mußten also die geistlichen Staaten, Pfalzbayern, Baden und die Reichsstädte seyn; und dazu noch Würtemberg und die hessischen Häuser eingeladen werden. Die Hauptbedingnisse und Föderationsartikel waren folgende:

1. Alle vorigen Bündnisse, welche ehemals unter einzelnen Reichsständen vermöge alter Verträge und nach Maßgabe des westphalischen Friedens, zu ihrer eignen sowohl als zur Erhaltung des Reichs

abgeschlossen wurden, werden hiermit von neuem bestätigt.

2. Es wird in dem Bunde kein anderer Zweck angenommen und gestattet, als die Aufrechthaltung des Reichs und seiner Satzungen.

3. Wird unter den Verbundenen ein Concilium formatum errichtet, das alle Bundesangelegenheiten anordnet und leitet.

Ein jeder Bundesgenosse oder verbundene Stand hat das Recht, seine Deputirten dazu abzuschicken, doch so, daß in wichtigen politischen Fällen ein geheimer Ausschuß gewählt wird, welcher die Sachen leitet, aber von seinen Verhandlungen dem ganzen Concilio formato Rechenschaft geben muß. Der Direktor beyder Kollegien ist der Kurfürst von Maynz.

4. In Kriegssachen hat Kurpfalzbayern die oberste Leitung der Geschäfte, seine Gehülfen sind die übrigen, dem Bunde beygetretenen, weltlichen Fürsten, jedoch so, daß wenn der Kurfürst nicht selbst die Bundesarmee anführen will, der Ausschuß ihm einen berühmten General vorschlagen kann, der in jedem Falle doch nur sein Generallieutenant ist.

5. Der Bund stellt eine Armee von 100,000 Mann regulärer und Landmiliz auf die Beine, welche jährlich zu einer allgemeinen Truppenübung an einem bestimmten Orte zusammenkommt, und nach den Verordnungen des Ausschusses sich gebrauchen lassen muß. Die Rekrutirung und Unterhaltung dieser Armee ist nach Maßgabe des Reichsmatrikels angeschlagen, und allein von dem geheimen Ausschusse zu besorgen.

6. In auswärtigen und anderen Geschäften, welche das ganze Reich betreffen, handelt allein der geheime Ausschuß, und was dieser beschließt, muß von den Gesandten der respective Verbundenen befolgt werden.

7. Die Streitigkeiten der einzelnen verbundenen Stände unter sich oder mit ihren Unterthanen et vice versa müssen erst dem geheimen Ausschusse zur Vermittelung vorgelegt werden, ehe sie ihre Sache an die höchsten Reichsgerichte bringen; übrigens aber ist jedem der Verbundenen, wie zuvor, die innere Administration seiner Staaten und Länder überlassen.

8. Zur Beförderung des Handels und Verkehrs untereinander wird es dem Concilio formato auferlegt, Vorschläge zu machen.

9. Es wird von dem Concilio formato ein allgemeines Domherrnseminarium, und eine allgemeine Ecole militaire angelegt, worin die jungen Domherrn zu brauchbaren Staatsleuten und Geistlichen, die jungen adelichen und andere fähige Jünglinge zu guten Soldaten gebildet werden.

10. Keiner der Domherren kann bey fremden Fürsten oder Potentaten eine Stelle annehmen, und in jedem Domkapitel wird ein Statutum perpetuum gemacht, daß, ehe ein Domizellar ins Kapitel aufgenommen wird, er erst die allgemeinen Bundesgesetze beschworen muß.

11. Alle Militarbeamte und Offiziere des Bundes sind dem Kurfürsten von Bayern, alle Civilbeamten desselben dem Kurfürsten von Mayuz etaens, aber nur in Rücksicht des Bundes, verpflichtet.

12. Wo in den weltlichen oder geistlichen Staaten des Bundes bereits schon Stände verhanden sind,

bleibt es bey dem Alten; wo aber dieser Fall nicht ist, wird der Regierung und dem Domkapitel, als den Repräsentanten des Staates, noch ein anderes Rathskollegium beygesetzt, welches nach Maßgabe des von Albert II. Kurfürsten von Maynz, organisirten Regierungskollegiums, aus folgenden Personen besteht: 1) Aus zwey oder mehreren Aebten des Hochstifts. 2) Aus vier Dechanten des Cleri secundarii. 3) Aus vier gewählten Landesadlichen. 4) Aus sechs gewählten Bürgern und Rathsverwandten. 5) Aus zwey Syndicis, und 6) einem Sekretarius. Dieses Rathskollegium hat nicht nur in Sachen, welche die Veranderung der Staatsverfassung oder neue Abgaben betreffen, mit dem Domkapitel zu konferiren, sondern auch das Recht in so wichtigen Dingen eine verneinende Stimme zu geben. Nur die Sachen, welche die allgemeinen Bundesangelegenheiten betreffen, werden weder vor irgend eine Ständeversammlung, noch ein Kapitel, noch ein solches Rathskollegium gebracht. Hierin entscheidet allein das Concilium formatum.

13. Der ganze Bund hat ein eignes Ministerium. Es besteht aus einem Minister der auswartigen Geschafte, aus einem Kriegsminister, aus einem Finanzminister, aus einem Bundeskanzler und einem Bundessekretär, welche dem geheimen Ausschusse, jeder in seinem Departement, die Sachen vorbereiten, und ihm allein verantwortlich sind.

14. In Religionssachen bleibt es einstweilen bey den Verfügungen des westphalischen Friedens, und anderer dahin sich beziehenden Reichsgesetze.

Indessen setzt aber das Concilium formatum eine Synode von vier und zwanzig Personen beyder Religionstheile nieder, welche an einer den Zeitumständen angemessenen Kirchenverbesserung arbeiten sollen.

15. Die Administration aller geistlichen Güter des Bundes, seyen es Stifter oder Kloster, steht, so lange ein Krieg dauert, unter der Leitung des Concilii formati; und dieses hat das Recht, nach Abzug der Prabendalgebühren und jährlichen Unterhaltung der Geistlichen, der Ueberschuß ihrer Einkünfte zur gemeinschaftlichen Operationskasse fließen zu lassen.

Dieses sind ohngefähr die Hauptpunkte und vorlaufigen Artikel, worauf dieser rheinische Bund beruhen sollte. Sie waren weder gegen die Reichsgesetze noch zum Nachtheil des Reichs, und kein Stand oder auswartiger Staat konnte gesetz- und friedensschlußmäßig Einwendungen dagegen machen. Es wird aber jetzt noch die Frage aufgeworfen werden können; wie eine solche in ihrer Art einzige Anstalt hinausgeführt, und ihrem Zwecke gemäß zu einer reifen Dauer gebracht werden konnte. Auf dem Papiere lassen sich die schönsten Plane und Vorschlage entwerfen, aber ihnen in der wirklichen Welt Gestalt und Form zu geben, ist nicht so leicht, als selbe niederzuschreiben! Ich muß daher auch über die Ausführbarkeit derselben Etwas sagen. Wir wollen Punkt für Punkt vornehmen, und einen jeden in dieser Hinsicht prufen.

Was also den ersten und zweyten Artikel betrifft, so wird wohl kein vernünftiger Mensch zweifeln können, daß das, was schon mehrmalen und in der gehörigen Form der Reichsgesetze geschehen war, nicht wieder zu

Stande gebracht werden könnte, indem man erſt das neueſte Beyſpiel an dem Fürſtenbunde hatte. Die folgenden bis zum achten Artikel waren ebenfalls durch die Reichsgeſchichte beſtatigt. Während dem dreyßigjahrigen Kriege haben Maximilian, Kurfürſt von Bayern, mit den Häuptern der Ligue und Oxenſtierna, durch das zu Frankfurt errichtete Concilium formatum, die beyden in Deutſchland kriegenden Bündniſſe mit faſt monarchiſcher Gewalt geleitet, und ſowohl die Armeen als Geſchafte, mit der größten Pünktlichkeit geführt. Auch hat der Familienvertrag vom Jahre 1724 eine gemeinſchaftliche Vertheidigungsarmee ſtipulirt. Wenn nun ſchon zu der Zeit, wo der ſtehende Soldat noch nicht ſo in Uebung war, wie jetzt, und 20000 Mann eine betrachtliche Armee ausmachten, eine ſo große Truppenanzahl geſtellt und gemeinſchaftlich geführt werden konnte, ſo iſt die Angabe von 150000 Mann für die verbundenen Staaten gewiß nicht zu hoch angeſetzt geweſen. Eine kurze Eintheilung derſelben unter die verſchiedenen Staaten wird es beweiſen.

Pfalzbayern	30,000
Kurmaynz	6,000
Kurtrier	6,000
Kurcölln	6,000
Baden	2,000
Die weſtphaliſchen Bißthümer . .	10,000
Die fränkiſchen	10,000
Die übrigen Verbundenen . . .	10,000
	100,000

Würden nun dazu, wie es zu vermuthen und zu hoffen geweſen ware, auch noch Würtemberg und die

heſſiſchen Häuſer mit ihren Truppen geſtoßen ſeyn, ſo ergiebt ſich eine Anzahl von beynahe 150,000 Mann.

Obwohl aber, wie ich bereits erwieſen habe, es das Intereſſe eines jeden der angegebenen Staaten war, ſich zu einem ſo feſten und ewigen Bunde zu vereinigen, ſo wurde doch die Kurzſichtigkeit der Rathe und der Schlendrian der Verfaſſungen in ruhigen Zeiten ein großes Hinderniß derſelben. Auch trennt öfters Neid und Eiferſucht die nützlichſten Antrage ſolcher Art. Es iſt daher gut, wenn Noth oder Drang der Umſtände mitwirken, einem ſolchen Bunde Einheit und Beförderung zu geben; und dieſe Umſtande fanden ſich eben zu der Zeit ein. Die franzöſiſchen und niederländiſchen Revolutionen bedrohten auf der eine Seiten die meiſten der von mir angegebenen Bundesſtaaten mit Empörung oder gar gänzlicher Vernichtung; auf der anderen Seite drängten die nach dem Vertrage von Pillnitz kriegführenden Mächte die vordern Reichsſtande, und wollten ſie mit Gewalt in den Krieg mit Frankreich verwickeln. Hier war alſo die ſchicklichſte und zugleich dringendſte Gelegenheit, einen ſolchen Bund in Vorſchlag zu bringen. Hat doch die Lüttticher Revolution einen großen Theil davon unter Waffen gebracht; wie viel vortheilhafter und klüger ware es geweſen, auf alle Falle ſchon gefaßt zu ſeyn, und die rheiniſchen Feſtungen mit ſtarken Garniſonen beſetzt zu halten? Ich bin wenigſtens überzeugt, daß dadurch ſowohl die Revolution als der Krieg eine ganz andere Wendung habe nehmen müſſen. Auch ſollte es die Abſicht des Bundes nicht ſeyn, die aufgebrachte franzöſiſche Nation mit Krieg zu überziehen. Es ſollte nur eine neutrale Obſervationsarmee am Rheine aufgeſtellt werden, welche im Falle der Noth gerufen, und durch einen gemeinſchaftlichen

Zweck geleitet, ihren eignen Standpunkt, wie die Bündnisse zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges, behauptet hatte.

Dieser Bund würde also selbst von den französischen Revolutionars respektirt worden seyn; denn erstlich ging er gegen sie nicht angriffs- sondern nur vertheidigungsweise zu Werke. Eine bewaffnete Neutralität schien sein ganzer Zweck zu seyn. Zweytens mischte er sich nicht in ihre Handel, als nur in so weit er selbst dadurch Gefahr laufen konnte. Drittens hatte er durch seine Organisation, so streng monarchisch sie auch im Innern angelegt war, doch von Außen mehr den Schein einer federativen Republik als eines Königthums; und endlich bildete er sich auf der Grenze Frankreichs, wodurch er ihnen auf der einen Seite fürchterlich, auf der anderen vortheilhaft werden konnte.

Bey allem dem glaube ich aber doch selbst nicht, daß die bundesverwandten Staaten gänzlich vom Kriege befreyt geblieben waren; es wird daher auch nöthig seyn, zu bemerken, wie sie sich darin wahrscheinlich benommen haben würden, oder wenigstens benehmen sollten.

Es ist zwar sehr glaublich, daß Oesterreich und Preußen nach geschlossener Konvention von Pillnitz, die Genossen des Bundes angegangen haben würden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Eben so wahrscheinlich ist es, daß beyde Mächte alle Wege versucht haben würden, ihre Sache zu einem formlichen Reichskriege zu qualifiziren, und dieses um so mehr, weil durch die neue französische Staatsverfassung nicht undeutliche Eingriffe in die durch den westphalischen Frieden bestimmten Rechte der Stände und Diocesen gethan wurden, und sie, ohne die verdern Kreise auf

ihrer Seite zu haben, nicht mit dem Vortheile den Krieg führen konnten, wie sie es wünschten. Indessen ist es nicht minder wahrscheinlich, daß die Verbundenen als nächste Nachbarn des französischen Volkes und als die meist bedrohten, sich nicht so leicht zu einem offenbaren Bruche würden haben bewegen lassen, weil sie zu einem Neutralitätsbunde vereinigt, starker an Gewicht und einiger in ihren Maaßregeln gewesen waren. Bey dieser Lage der Dinge würden es die beyden kriegführenden Mächte nicht versucht haben, mit einem: wer nicht für uns ist, ist gegen uns, selbe in den gefahrlichen Krieg zu verwickeln, und die Franzosen mußten sie ebenfalls respektiren, weil ihnen ihre Neutralitat sehr nützlich, ihre Macht aber gefahrlich seyn konnte. Es wäre also schon dadurch der Ausbruch des Krieges gemaßigt, und Zeit zu einer klugen Vermittelung gewonnen werden.

Aber auch selbst in dem Falle, wenn die Feindseligkeiten den Bund betroffen hätten, müßte doch die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Den ersten Feldzug unternahmen, bekanntlich, Oesterreich und Preußen allein; denn die wenigen Truppen, so Kurmayuz und Hessen dazu gaben, konnten nichts entscheiden. Wenn wir nun annehmen, daß derselbe eben so unglücklich ausgefallen ware, als es wirklich geschehen ist, so konnte doch Custine ohnmoglich in die Reichslander fallen; denn erstlich hatte die französische Regierung keine Ursache zum Kriege, weil des Bundes Grundsatz Neutralitat gewesen wäre; und zweytens mußten die französischen Generäle ein Land respektiren, dessen Festungen durch eine Armee von 150,000 geübter oder marschfertiger Truppen gedeckt wurden. Hier war also ein zweyter Haltpunkt fur eine maßigere Stimmung der kriegführenden Theile.

Wir wollen aber nun den Fall setzen, daß das französische Volk von den Siegen, welche Montesquieu in Savoyen, und Dumouriez in den Niederlanden davon getragen hatten, berauscht, und jetzt schon von den Schreckensmännern geführt, auch wirklich das Reich nicht mehr geschont hatte; so ist eben so wahrscheinlich, daß die kombinirten Armeen, statt (wie sie es nun thun mußten) einen ganzen Feldzug mit der Einnahme von Maynz und des Rheins zu verlieren, den Elsaß und die Niederlande gleich weggenommen, und tief in Frankreich eingedrungen waren. Was nach so glücklichen Fortschritten weiter geschehen wäre, läßt sich nicht wohl errathen; denn ob auch in einem solchen Falle der Heilsausschuß nichts desto weniger durch seine schrecklichen Maßregeln gesiegt, oder die Kombinirten in Frankreich Gesetze vorgeschrieben haben würden, kann nur von einem höhern Wesen, das alles leitet und übersieht, vorhergesagt werden. Wir müssen uns daher in unsern Untersuchungen blos an dem halten, was geschehen ist, um darnach zu urtheilen, was geschehen konnte.

Angenommen also, daß der Heilsausschuß trotz dieser Fortschritte der kombinirten Mächte nichts desto weniger sie wieder über den Rhein geschlagen hätte, so waren doch bey einem so unglücklichen Falle die Länder des Bundes noch größtentheils von den Feinden befreyt; und so lange Maynz, Ehrenbreitstein, Philippsburg und andere rheinische Festungen noch von seinen Truppen besetzt blieben, an keine solide Behauptung derselben von Seiten der Franzosen zu denken.

Zu der Zeit trat der König von Preußen von der Koalition ab, zog eine Neutralitätslinie, und bot die erste Hand zum Frieden. Dieses Beyspiel gab dem Bunde alles Recht, ein Gleiches zu thun; und ich bin überzeugt,

daß zu der Zeit der Heilsausschuß, trotz seiner Wuth, billige Vorschläge angenommen, und der Kaiser eine noch ganze Armee von 50,000 Mann zu viel respektirt haben würde, als daß er die Bundesstände zur Fortsetzung des Kriegs hätte zwingen können. Es wäre entweder ein allgemeiner Frieden zu Stande gekommen, oder die Verhältnisse hätten wenigstens eine andere und für die Verbundenen vortheilhaftere Wendung genommen.

Wir wollen aber auch noch weiter annehmen, daß der Bund, welcher größtentheils aus Kurbayern, den geistlichen Staaten und den Reichsstädten bestund, den Krieg mit dem Kaiser fortgesetzt hätte, und mit ihm eben so unglücklich im Felde gewesen wäre, wie in den Jahren 1796, 1797, 1800 ꝛc., so stund am Ende, wenn die Sprache von einem Frieden war, für ihn doch immer noch eine eigne Armee, und in Ansehung der Negotiationen mit Frankreich, ein eigner geheimer Ausschuß da, welcher seine Stelle gemeinschaftlich vertreten hätte; und in diesem Gesichtspunkte müssen wir jetzt auch die Folgen davon bey dem Frieden betrachten.

Kurz Erste würden die vielen Partikularfrieden nicht so leicht zu Stande gekommen seyn, welche die Kräfte des Reichs immer schwächten, und den allgemeinen Reichsfrieden einseitig machten. Zum Anderen ist es höchst wahrscheinlich, daß sich unter den Bundeshäuptern oder Führern Leute ausgezeichnet hätten, welche theils durch ihr erworbenes Ansehen die Bundbrüchigen in Ordnung halten konnten; und drittens hätte der Bund durch seine Vereinigung und Truppen doch zu viel Gewicht, als daß man mit der gänzlichen Vernichtung seiner Genossen den Frieden zu erkaufen gewagt haben würde.

Auch selbst zur Zeit, da der Friede von Lüneville geschlossen wurde, waren die Umstände für ihn noch sehr

günstig gewesen. Napoleon hatte sich zu der Zeit schon zum ersten Konsul der französischen Republik geschwungen, und das Konkordat mit dem römischen Hofe abgeschlossen. Er mußte also wohl einsehen, daß die gänzliche Zertrümmerung eines beträchtlichen Reichstheils ohnmöglich das Gleichgewicht in Deutschland begründen konnte, was Richelieu so klug zwischen den Katholiken und Protestanten zu stiften wußte. Da ihm nun (vielleicht schon zu der Zeit) ein erblicher Kaiserthron vorschwebte, so war es ganz natürlich, daß er weniger die ruhigen unkriegerischen Wahl- als die jederzeit gerüsteten Erbstaaten zu fürchten hatte. Sein Interesse war es also selbst nicht, diesen Bund zu zernichten, ja vielmehr ihn zu unterstützen.

Wir haben bisher diese föderative Republik in alle die traurigen Verhältnisse und Nachtheile versetzt, welche durch die Uneinigkeit der Koalition und die Schwache der Reichsarmee während dem letzten Kriege verursacht wurden. Wir wollen nun aber auch den entgegengesetzten Fall annehmen, daß nämlich durch die Errichtung derselben die Kriegs- und Friedensgeschäfte besser geführt worden waren, und so die Folgen davon betrachten.

Bey der Organisation, welche wir dem Bunde gaben, konnte es nicht fehlen, daß seine Führer und Häupter einen ganz anderen Geist gezeigt haben würden, als welcher bisher die Reichsangelegenheiten belebt hat. In seinen Geschäftsführungen mußte Einigkeit und Klugheit, in seinen Armeen Zucht und Muth, in seinen Kriegsoperationen Pünktlichkeit und Ueberlegung, und in seiner Verwaltung Ordnung und Strenge herrschen. Bey einer solchen Lage der Dinge ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sich unter ihm Manner von ausgezeichneter milita-

rischer oder diplomatischer Geschicklichkeit würden hervorgethan haben, welche seine Armee zu sichern Siegen, seinen politischen Einfluß zu vortheilhaften Bündnissen und Verträgen geführt hätten. Das Kriegsglück möchte sich aber gewendet haben, wie es immer will, so stund doch bey dem Friedensschlusse noch eine Armee auf den Beinen, welche durch Anzahl und Kriegsdienste respektabel, und durch die Bundeshäupter geleitet, auch nicht so leicht zu trennen war. Man betrachte nur zum Beyspiel die Lage der Dinge, als nach den fruchtlosen Friedensverhandlungen zu Rastadt der Krieg wieder begann. Damals hatte das unbedeutende Häuflein der Mayntzer Truppen den ganzen linken Flügel der französischen Armee lange Zeit im Schach gehalten; was würde erst eine im Kriege geübte Bundesarmee von wenigstens funfzig bis sechzigtausend Mann haben thun können?

Zu dieser Zeit war auch die politische und Volksstimmung in ganz Deutschland für den Bund so vortheilhaft, daß man sich ein gutes Ende versprechen konnte. In dieser Lage hatte eine nach Wallensteins Manier organisirte und zu sichern Siegen geführte Bundesarmee ganz Deutschland unter Waffen gebracht. Man mag also den Gang des verflossenen Krieges betrachten, wie man will, so konnten die Friedensbedingnisse ohnmöglich so hart für den Bund ausfallen, als sie ohne denselben wirklich ausgefallen sind.

So würden ohngefähr die Folgen gewesen seyn, welche die Stiftung eines solchen rheinischen Vereins auf die auswärtigen Verhältnisse haben konnte; wir wollen nun auch jener in Kurze erwähnen, welche sie auf die Erhaltung Deutschlands und die innere Freyheit und Kultur der damit verbundenen Staaten gehabt hätte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß Deutschland, so lange es nur durch die Eifersucht der Mächtigen geschützt wurde, immer eine prekare Existenz hatte. Ihre Zwistigkeiten wurden, wie die Geschichte lehrt, fast immer auf Unkosten seiner Verfassung und Länder ausgeglichen. Aber durch die Errichtung des Bundes wurde seine Aufrechthaltung mehr in die Hände solcher Fürsten gelegt, deren eigne darauf beruhete. Ein König von Ungarn oder Preußen oder England wird immer noch der Beherrscher eines mächtigen Reiches bleiben, wenn er auch kein deutscher Fürst mehr wäre, oder das ganze Deutschland vernichtet würde. Wenn aber die Fürsten, welche nur in Deutschland herrschen, die Verfassung und ihre Nachbarn ohngeahndet zu Grunde gehen lassen, wer sichert sie in Zukunft für ihre eigne Existenz?

Durch den Luneviller Frieden und Deputationsschluß haben die weltlichen Fürsten zwar an Ländern und Einkünften gewonnen, aber kein weitsehender Staatsmann wird behaupten können, daß dadurch ihr äußeres Gewicht und ihre fürstliche Würde vermehrt wurde. Ja man könnte sogar das Gegentheil beweisen. In vorigen Zeiten haben die deutschen Stände durch ihre Vereinigung wichtige Veränderungen auch gegen die größten Mächte Europens aufgehalten; aber jetzt hingen sie größtentheils von der Disposition ihrer mächtigen Nachbarn ab. Ein Bund allein konnte sie für die Zukunft sichern, und ihnen jenen Gemeingeist einflößen, welcher auf die Erhaltung des Ganzen zielt. In einer solchen Gesellschaft werden die eigennützigen Privatabsichten vergessen, weil das allgemeine Interesse zu sehr mit dem Einzelnen und Besondern in Verbindung steht.

Schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution (und sie wurde dadurch befördert), herrschte

durch ganz Europa ein Streben nach politischer Freyheit. Die Rechte des Menschen und Bürgers wurden von berühmten Schriftstellern auseinandergesetzt, die daraus gefolgerten Grundsätze in den Schulen gepredigt, und die Unternehmungen einzelner Völker, sich in Freyheit zu setzen, von den Höfen und Fürsten unterstützt. Bey einer solchen Stimmung der europäischen Politik mußte dem Bunde nothwendig eine Organisation gegeben werden, wodurch die Prinzipien der ächten bürgerlichen Freyheit respektirt waren, ohne daß er dadurch den unsinnigen Schwärmereyen der Sophisten Preis gegeben und folglich um alle Kraft und Zusammenhang gebracht werden wäre. In einer klug eingerichteten Republik oder Föderation, kommt es auch nicht sowohl auf einige in Praxi unwirksame Formen, sondern auf wahre Freyheit abzweckende Anstalten an. In den ehemaligen geistlichen Staaten war das gemeine Volk, obwohl es in vielen von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften gänzlich ausgeschlossen wurde, doch mehr in seinen Abgaben geschont, als in England, wo es selbst seine Repräsentanten belastigen; und in dem unförmlichen deutschen Reiche überhaupt war der Bürger seines Lebens und seines Eigenthums durch die Gesetze sicherer, als in dem demokratischen Athen, wo blos Faktionen entschieden. Auch waren in den meisten deutschen Staaten noch die Landstände und Appellationen an die höhere Gerichte vorhanden, welche nothwendig eine große Mäßigung in die Regierung bringen mußten.

Indessen war es doch nöthig, in diesen Zeiten der Gleichmacherey dem Bunde eine solche Gestalt zu geben, welche sich der republikanischen Denkungsart näherte. Da nun die Reichsstädte schon wirkliche Republiken demokratischer oder aristokratischer Art waren, die geistlichen Fürstenthümer durch Stände, Domkapitel und die Raths-

kollegien, die weltlichen ebenfalls durch Stände gemäßigt, und das Ganze durch ein oberstes Concilium formatum regiert wurde, so konnte man anfanglich den übertriebenen und unstatthaften Forderungen der Demokraten mit ihrer republikanischen Form klug ausweichen, und nach der Hand, da alle Welt und sie selbst ihre Anstalten und Verfassungen unstatthaft und chimarisch befanden, ihnen noch gar den Bund als ein Muster ächter politischer Freyh eitgegenüber stellen. Die schrecklichen Maßregeln des Heilausschusses, und die dadurch nothwendig gewordenen Rückschritte zur Monarchie, würden die Vergleichung gewiß zum Vortheile desselben gelenkt haben. Ich wenigstens bin überzeugt, daß auch die eifrigsten französischen Republikaner lieber unter den Gesetzen des Bundes als jenen ihrer Freyheitstyrannen zu leben, gewünscht haben würden. Der Aehnlichkeit wegen, welche er in seiner Form mit den Konfoderationen der Schweiz, Hollands und Amerika's hatte, konnte ihm der Name einer Bundesrepublik wirklich nicht versagt werden. Auch war er nicht so leicht, wie beyde erstere Staaten zu sprengen oder zu revolutioniren. Obwohl die französischen Armeen während dem Kriege mehrmalen die Länder seiner Genossen besetzt hatten, so konnte er doch so lange nicht für aufgelöst angesehen werden, als seine Truppen noch im Felde stunden und seine Haupter regierten; denn eben darum, weil er auf der einen Seite eine geschlossene Gesellschaft, auf der anderen aber doch immer einen integrirenden Theil des deutschen Reichs ausmachte, konnten mit ihm nicht solche Veranderungen und Revolutionen vorgenommen werden, wie in der Schweiz und in Holland.

Wir wollen nun endlich noch annehmen, er wäre entweder ganz oder doch zum größten Theil unverrückt

aus dem Kriege hervorgegangen; so konnten die Vortheile, welche ihm der Frieden stiftete, sowohl für Deutschland im Ganzen als die Länder seiner Genossen, gar nicht berechnet werden. Die Pünktlichkeit seiner Verhandlungen, der kriegerische Ruhm seiner Armee und die Einheit seiner Leitung, mußte dem Ganzen einen so auffallenden Gemeingeist und eine durch die Gewohnheit schon so bestimmte Richtung geben, daß das deutsche Reich, seiner alten Reichsgesetze ohnbeschadet, eine ganz andere Regierungsart angenommen hatte. Wenn ihm nun, durch seinen wichtigen Einfluß ermuntert, auch noch die hächsischen und fessischen Häuser beygetreten waren, so hatte sich Deutschland einmal wieder rühmen können, nur Eine Nation auszumachen.

Auf der anderen Seite, welch eine unerschöpfliche Quelle zu Staats- und Landesverbesserungen lagen in seinem Schooße verborgen! Man betrachte nur zum Beyspiel die Verfassungen der Hochstifter und Reichsstadte, welche die ergiebigsten Materialien zu republikanischen Formen darboten; den Eifer, welcher schon vor der Revolution unter allen rheinischen Stadten und Staaten herrschte, in Kultur der Wissenschaften und Verbesserungen des Landes und der Verfassung einander zu übertreffen; den lebhaften thätigen Geist der Rheinbewohner, welche mit der Regsamkeit ihrer Nachbarn, der Franzosen, die biedere Beharrlichkeit der Norddeutschen verbanden, und endlich die ungeheure Menge von geistlichen und anderen Stiftungen und Gütern, welche wohl benutzt, der reichste Fond zu Schul- und anderen nützlichen Anstalten geworden wären.

Ich halte die durch den Deputationsschluß beschlossene gänzliche Vernichtung dieser Stiftungen für die Kultur Deutschlands eher nachtheilig als vortheilhaft.

Ich wollte zwar nicht behaupten, daß solche Anstalten und ihr Zweck sowohl der Kirche als dem Staate nützlich gewesen waren. Mehrere geistliche Fürsten, und selbst das Konzilium von Trident, versuchten ihnen schon eine bessere Richtung zu geben. Allein sie waren für die Staaten, worin sie bestunden, ein gemeinschaftlicher Fond, woran sowohl das Ganze als eine jede, auch die ärmste, Familie Theil nehmen und Hülfe und Unterstützung finden konnte. Sie dienten öfters in Kriegs- und anderen Zeiten der Noth als eine Reservekasse, woraus man allezeit schöpfen konnte. Sie konnten eine jede, dem Geiste des Zeitalters angemessene, Form und Richtung erhalten, ohne gerade vernichtet oder zersplittert werden zu müssen. Zur Zeit der Reformation hat man damit Schulen und Hospitäler dotirt, und noch kurz vor der Revolution die vortrefflichsten Anstalten damit befördert. Einer jeden ohne Schuld verunglückten Familie, einem jeden sahgen oder unbemittelten Subjekte blieb dadurch eine Zuflucht, eine Ruhestatte offen, worin er auf einen sichern Unterhalt rechnen konnte. Auch waren die Präbenden und Klöster nicht allezeit mit Dummköpfen und Müssiggängern besetzt. Wie viele große Fürsten und Bischöffe, Staatsmänner und Gelehrte, Krankenwärter und Tröster, kann die Geschichte dieser Stiftungen aufweisen! Und kluge Regierungen haben sie meistens entweder zu anderen nützlichen Anstalten oder zur Belohnung verdienter Männer benutzt. Jetzt werden ihre Güter an einzelne reiche Familien übergeben, welche sie doch nicht selbst anbauen, oder auf andere Zwecke verwendet, welche die Kultur eher hindern, als befördern.

Man liest jetzt in den pragmatischen Geschichten so vieles über die Ursachen, welche Griechenland und das neue Italien auf den Grad der Freyheit und Kultur

gebracht haben, wodurch beyde die Muster aller Kunst und Wissenschaft wurden; und es waren doch im Grunde keine anderen, als welche ich hier in den rheinischen Staaten aufsuchen wollte. Die Schonheit der Lander, die Mannichfaltigkeit der Verfassungen, der Eifer in politischen und Kunstanstalten, die Mittel zu Belohnungen, und endlich die allgemeine Verbindung gegen Auswärtige, war es ein anderer Geist, welcher das alte Griechenland und neue Italien belebte? Man hat in unsern Tagen aus eitler Liebe zum Republikanism die wahren Anlagen zu freyen Verfassungen, und aus eitler Sucht nach klassischer Literatur, den wahren klassischen Boden übersehen. Man hat die Formen und Anlagen zertrümmert, welche schon Jahrhunderte erprobt hatten, um damit ein Gebaude aufzufuhren, was nur einige Monate bestund. So geht es aber immer, wenn Sophisten und Schwarmer sich der Volksfuhrung bemeistern, und die Regierungen nicht auf die Warnungen und Vorschlage achter Patrioten horen.

Vierundfunfzigſtes Kapitel.

Daß es hauptſächlich von einer klugen oder unklugen Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder ſchwach wird.

Hoc illud est praecipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumento intueri; inde tibi tuaeque reipublicae quod imitere capias; inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vites.

Seneca.

Wenn man die Geſchichte alter und neuerer Zeiten durchlieſt, ſo wird man auf jeder Seite überzeugt, daß es lediglich von der guten und übeln Regierung abgehangen hat, wenn die Staaten groß und mächtig, oder ſchwach und zu Grunde gerichtet wurden. Man ſchreibt freylich einen Theil der Urſache des Aufkommens oder Verfalls derſelben der natürlichen Lage und dem Charakter der Völker zu, aus welchen ſie beſtehen; allein das meiſte hangt doch vielmehr von den klugen oder unklugen Regierungsmaximen ab, wonach ſie entweder gebildet oder geleitet werden. Es iſt wohl kein Staat oder Volk in Europa, was nicht zu einer gewiſſen Zeit machtig und groß, zu einer anderen ſeinem Untergange nahe geweſen ware. Die Spanier und Portugieſen waren einſt der Schrecken der Afrikaner und Europaer, und hatten in allen Welttheilen ihren Handel und ihre Macht verbreitet; jetzt werden ſie durch Faktionen regiert, und muſſen mit eigner Aufopferung ſich Ruhe

und eine Verfaſſung erringen. Deutſchland und Italien haben eine Zeitlang die ganze Welt beherrſcht; jetzt erhalten ſie von ihren Nachbarn Geſetze, Fürſten und Verfaſſungen. Holland und Schweden gaben ſonſt Geſetze, jenes zu Waſſer, dieſes zu Land; jetzt achtet man kaum noch ihr Anſehen und ihren Ruhm. Venedig und Polen haben im mittlern Zeitalter das Gleichgewicht im Norden und Süden erhalten; jetzt kennt man ihre Namen nicht mehr. Ein klarer Beweis, daß die Größe und Schwäche der Staaten nicht ſowohl von ihrer natürlichen Lage, als von ihrer Regierung abhängt. Es iſt daher ein ſowohl dem Geſchichtsforſcher als Staatsmanne äußerſt wichtiges Studium, den Maximen nachzuforſchen, wodurch Staaten blühend und mächtig, und wodurch ſie ſchwach und elend erhalten worden.

Die Natur der Dinge giebt den Völkern und bürgerlichen Geſellſchaften zweyerley Wege zu ihrem Wohlſtande an, welche eine kluge Regierung beherzigen muß. Ihre natürliche Lage beſtimmt ſie entweder *See*- oder *Landmächte* zu ſeyn. Im erſtern Falle, muß eine Regierung alles im Staate ſo einrichten, daß die Nationalinduſtrie und der Handel zur höchſtmöglichſten Vollkommenheit gedeihe; im zweyten, daß Ackerbau und ein gutes Militär herrſche. Vom Erſtern haben wir an *Tyrus* und *Karthago* in der alten, an *Venedig*, *Holland* und *England* in der neuern Geſchichte Beyſpiele. Da dieſe Staaten entweder nahe am Meere gegründet, oder gänzlich mit Waſſer umfloſſen waren, ſo erforderte es die Klugheit, ſie zu Handelsſtaaten und Seemächten zu bilden. Dazu werden aber folgende Mittel und Einrichtungen eigens nöthig ſeyn.

Zuerſt und vor allem iſt es gut, wenn die Bürger eines ſolchen Staates ſchon durch Noth und Zufall ange-

trieben werden, sich ihre Nahrung und Macht durch Industrie und Handel zu erwerben. Man hat daher gefunden, daß der Boden und das Land, wo sich handelnde Völker niederließen, sich weder durch Fruchtbarkeit noch Umfang ausgezeichnet hatte. Phönizien war eine enge sandige Seeküste; Karthago wurde mitten unter barbarischen Völkern gegründet; Venedig und Holland waren ursprünglich ein dem Meere abgewonnener Inselsund; und wenn England auch ein fruchtbares Land umfaßt, so ist es doch gänzlich von der See umgeben. Diese natürliche Lage der Dinge treibt die Bewohner solcher Länder und Städte an, sich durch Fleiß und Arbeit zu erhalten, und die Schätze, welche ihnen die Natur auf dem festen Lande versagt, auf dem Meere zu suchen; sie schaffen sich, da sie zu Hause keine Hülfsquellen finden, eine Macht auf den Schiffen. Der ursprüngliche Geist der Industrie und des Erwerbes erbt sich von Familie zu Familie fort, und wird mit der Zeit zur anderen Natur. Der Staat ersetzt seine natürliche Armuth und Ohnmacht durch einen künstlichen Reichthum und Gewerbe. Die Einwohner der Handelsstaaten üben sich zu dem Schiffbau und der Schifffahrt, sie bleiben nicht immer auf ihrem ursprünglichen Boden, werden bald mit allen Meeren und Ländern bekannt. Ihre Bevölkerung nimmt zu, sie suchen sich in fremden Gegenden Wohnungen auf, und erwerben sich so in anderen Welttheilen die Länder, an welchen es ihnen im Mutterlande gebricht.

Dadurch erreichen sie bald einen beträchtlichen Grad von Macht; sie legen Komptoirs und Kolonien in allen Gegenden an; vermehren ihre Schiffe und Seemacht; und die Truppen, welche sie aus ihrem eignen Lande nicht ziehen können, erkaufen sie sich durch ihre Reichthümer und Subsidien.

Das zweyte Mittel, wodurch solche Staaten groß und machtig werden, ist eine freye Verfassung. Da in einem Handelsstaate Reichthum und Gewerbe eigentlich der erste Grund der Macht und des Ansehens ist; so kann darin eine große Rangordnung und privilegirte Standeserhebung nicht lange bestehen. Die ersten Burger, welche sie konstituiren, fühlen sich schon an und fur sich selbst einander gleich. Ihre Beschaftigungen erhalten diese Gleichheit. Eroberung durch Waffen und kriegerische Talente werden nicht so bey ihnen geschatzt, als der Erwerb durch Handel und Kolonien. Der friedliche Burgermeister im Rath und in der Gemeinde ist ihrem Zustande angemessener, als der gebietende König oder Furst mit einem kriegerischen Adel umgeben. Man wird daher finden, daß die meisten Handelsstaaten sich eine republikanische Verfassung gegeben haben.

Das dritte Mittel, welches Handelsstaaten im Ansehen erhält, ist eine gute Seemacht. Der Handel selbst fuhrt sie schon auf Verbesserung der Schifffahrt und des Seewesens. Sie haben unter den Volkern jederzeit die besten Schiffe und Schiffsleute gehabt. Da aber bey ihnen die Seemacht dem Handel dient, so konnte sich unter ihnen auch nie der Geist der Monarchie bilden, welcher bey anderen Nationen unumschrankt ist. Sie waren daher im Kriege immer geschutzt, im Frieden nie unterdruckt. Der Matrose, welcher im ersten Falle den Winken des Admirals folgen mußte, hing im letztern von den Kaufleuten ab, so ihn besoldeten.

Bey allen diesen Vortheilen ist aber die Existenz und der Wohlstand eines Handelsstaates noch immer prekar, wenn er gegen machtige Landnachbarn nicht gesichert ist. Er kann die Inseln aller Welttheile beherrschen, und doch in Gefahr stehen, in seinem eignen Mutterlande

überwältigt zu werden. Das sahen wir an Tyrus, Karthago, Venedig und Holland. Um dieses Unglück zu verhüten, sind zwey Mittel nöthig. Er muß sich erstlich vor Zwietracht im Innern hüten, und zweytens durch kluge Verbindungen mit auswärtigen Mächten stärken.

Nirgends findet man den Partheygeist öfter und zerstörender als in Republiken; ja, nach Machiavell, ist derselbe sogar zur Erhaltung der Freyheit nöthig. Er schadet auch nie, wenn er nicht von auswärtigen Mächten unterstützt und benutzt wird. Wenn also in einer Handlungsrepublik Zwietracht unter den Bürgern entsteht, so darf sie nur so lange gähren, als kein auswärtiger Krieg droht; sobald aber ein Nachbar sich dadurch in die Händel einmischen, und den Staat zu Grunde richten will, muß so viel Vaterlandsliebe und Klugheit unter den Bürgern herrschen, daß selbe allen Privathaß zu unterdrücken fähig ist. Von solchen Fällen haben wir die auffallendsten Beyspiele in unsern Zeiten erlebt. Der Streit, welcher in Holland die Oranier und Patrioten theilte, machte es Preußen und Frankreich möglich, die Republik zu überwältigen. Dagegen konnte es dem französischen Gouvernement noch nie gelingen, England durch Partheygeist zu Grunde zu richten. Wüthend und fürchterlich waren öfter die bürgerlichen Kriege, welche diese Insel entzweyten; aber aller wechselseitige Haß wurde sogleich unwirksam, wenn ein auswärtiger Feind drohte.

Bey gefährlichen Kriegen und sonstigen Anfällen ist es den Handelsstaaten noch besonders nöthig, sich durch auswärtige mächtige Bündnisse zu sichern. Sie liegen nicht alle, wie England, mitten im Meere geschützt, und haben auch nicht dessen Hülfsquellen und Verfassung; die

meiſten waren und ſind von machtigen Nachbarn umgeben, und ſelten hat man bey ihnen ſolche Armeen und Generale gefunden, welche den zweyten Puniſchen Krieg verherrlichten. Sie müſſen ſich ihre Truppen von fremden Völkern erkaufen, und große Feldherren werden ihnen ſelbſt gefährlich. Wer weiß, was Hannibal mit Karthago angefangen hatte, wenn ihm ſeine Siege geglückt waren? Die Truppen der Handelsſtaaten ſind jederzeit ohne militariſchen Geiſt, ihre Armeen ohne großen Siegsruhm geblieben. Sie können nur auf der See oder durch Subſidien mit Vortheil wirken.

Indeſſen hat es ihnen nie an Hülfe gefehlt, wenn ſie ihre Mittel zu benutzen wußten. Was ihnen an eigner Landmacht abgeht, müſſen ſie durch machtige Bündniſſe und Hulfstruppen erſetzen. Wenn alſo ein Handelsſtaat auf dem feſten Lande von einem oder mehreren gefährlichen Nachbarn angegriffen wird, bleiben ihm folgende zwey Mittel zur Rettung übrig. Er muß entweder mit einer anderen Macht in Bündniſſe treten, welche den Feind im Zaume zu halten im Stande iſt, und ſelbe, da es ihm ſelbſt an hinlanglichen Truppen fehlt, mit Geld unterſtützen. So machten es die Englander und Hollander in ihren Kriegen mit Frankreich. Sie ſchlugen mit deutſchen, ungariſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Heeren. Oder er muß ſelbſt Uneinigkeit unter die Feinde bringen, welche ihn angreifen und ſie trennen; ſo agirten die Venetianer gegen die Ligue von Cambrai. Beyde Beyſpiele werden ewige Vorbilder für handelnde Staaten bleiben. Hatte Karthago dem Rathe Hannibals gefolgt, oder waren die griechiſchen Staaten auf Roms Große aufmerkſam geweſen, der zweyte Puniſche Krieg würde gewiß noch nicht die Eroberung der alten Welt beſiegelt haben.

Ueberhaupt ist es aber viel schwerer und schlüpfriger, einen See- und Handelsstaat, als eine Landmacht zu gründen und zu unterhalten. Jener Wohlstand hangt von so vielen Kleinigkeiten und Zufallen ab, und ist auf ein so künstliches Gerüste gegründet, daß öfters die fahigsten Staatsleute seinen Untergang nicht aufhalten konnen. Die Unsicherheit der Reichthümer, die Entfernung der Hulfsquellen, die Konkurrenz der anderen Staaten ziehen, öfters auch ohne sein Verschulden, die nachtheiligsten Verhaltnisse herbey. Wie viele Handelsstaaten sind zu Grunde gegangen, ohne daß die Industrie ihrer Burger oder die Klugheit ihrer Regierungen nachgelassen hatte!

Ganz anders verhalten sich aber die Sachen mit Staaten, deren Wohlstand auf guten Boden und eine tuchtige Landmacht gegründet ist. Bey ihnen dürfen mehrere schlechte Regierungen und nachtheilige Kriege vorüber gehen, ohne daß ihre Krafte nachlassen. Die auffallendsten Beyspiele davon sieht man an Frankreich und Oesterreich. Wo sind solche Verschwendungen und zerstörende Revolutionen vorgenommen, als im erstern, wo so anhaltend ungluckliche Kriege gefuhrt worden, als im letztern Reiche? und doch stehen beyde Staaten noch groß und gefurchtet da, als waren sie erst jetzt zum höchsten Grade ihres Wohlstandes gestiegen. Bey solchen Staaten darf nur ein großer Geist die schlafenden Krafte wieder in Gang bringen, und der Riese erwacht. Es ist daher mehr zu verwundern, wie sie so lange ohne Gefahr als ohne Macht geblieben sind. Also solche Reiche zu einem hohen Grade von Wohlstand zu erheben, ist eben nicht so schwer und gefahrlich; aber Staaten von mindern Gehalte entweder zu schaffen oder zu erwecken, ist immer als das Werk eines großen Regenten angesehen worden.

Wir wollen daher aus der Geschichte solche Beyspiele anführen, welche vorzüglich hierin als Muster gelten können.

Ich will jetzt nicht viel in das tiefe und fabelhafte Alterthum dringen, und da ohne Zuversicht erzählen, wie Necho Aegypten, Cyrus Persien und Dejoces Medien erhob. Ich werde nur solche Thatsachen anführen, welche von glaubwürdigen Geschichtschreibern erzählt, oder wovon wir selbst Augenzeugen waren.

Der Wohlstand der Staaten, welche auf eine Landmacht gegründet sind, wird entweder gleich bey ihrer Bildung, oder durch den Lauf der Zeiten und die Lage der Umstände befördert. Von ersterem haben wir Beyspiele an Mazedonien und Rußland und vom anderen an Pontus und Preußen: denn obwohl beyde erstere Staaten schon lange vor Philipp und Peter bestunden, so kann man die Epoche ihrer wahren Bildung doch nur von diesen zwey großen Regenten her datiren. Sie fanden zwar rohe und barbarische, aber tapfere und zu allen Künsten aufgelegte Volker vor sich. Diesen gaben sie die Kultur ihrer Nachbarn, und dadurch stiegen ihre Reiche in kurzer Zeit zu einem so hohen Grade von Macht, daß sie allen ihren Feinden furchterlich, ja gefahrlich wurden. Sie verbanden nämlich die rohe Starke der Barbaren mit der Feinheit gebildeter Volker; und da ihnen das Glück schon entnervte Nachbarn an die Seite setzte, so konnte es nicht fehlen, sich in der grösten Macht zu zeigen.

Viel verwickelter war die Lage in Pontus und Preußen. Zu der Zeit, als Mithridat den Thron des ersten Reichs bestieg, war die Herrschaft der Romer schon auf den hochsten Punkt gestiegen. Italien hatten sie bereits sich unterwurfig gemacht. Karthago lag zerstört. Hannibal war von seinen Freunden verrathen,

Griechenland getäuscht und unterdrückt, die Könige von Mazedonien und Syrien nur noch im Schatten vorhanden, die asiatischen Reiche eine Erbschaft oder Beute der glücklichen Eroberer. Mitten unter solchen Gefahren erhob sich Mithridat, und wollte sich und der Welt wieder Würde und Freyheit geben. „Ganz Asien, sagte er, erwartet mich als seinen Erretter, so sehr haben sich die Römer durch ihre Ungerechtigkeiten und Unterdrükkungen den Haß der Völker zugezogen."

Erst übte er seine wenigen Truppen an schwächern Nachbarn, dann wagte er sich an den Koloß der römischen Republik selbst. Hier schlug er den Nicomedes in Bythynien, dort zwang er den Tigranes, den Ariobazes zu bekriegen, welche der Römer Bundesgenossen waren; in kurzem eroberte er Phrygien, Mysien, Karien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien, fast alle Provinzen in Asien, und ließ die römischen Bürger erwürgen. Er setzte hierauf über das Meer, nahm Tracien, Griechenland, Mazedonien und Athen hinweg. Die durch die bürgerlichen Kriege in Rom proscribirten Bürger liefen ihm haufenweise zu und dienten ihm sowohl in seinen Armeen als in Rathschlägen. Er faßte den Gedanken, wie weiland Hannibal, Rom selbst in Italien zu zernichten. Die größten Feldherren der Republik, Sulla, Lucullus, Pompejus, versuchten ihr Glück an ihm. Dreymal wurde er zurückgeschlagen; dreymal stund er mit neuen Kräften da. Nur durch seine eigne Familie und Hande konnte er zu Grunde gerichtet werden. Nachdem er, wie die Geschichte sagt, sich mehrmalen vergiftet und wieder entgiftet hatte, starb er als der fürchterlichste und letzte Feind der Römer.

Das andere Beyspiel, wie ein kluger Regent einen sonst unbeachtlichen Staat groß und fürchterlich gemacht

habe, sahen wir in unsern Tagen an Friedrich II. Freylich hatte schon der große Kurfürst den Grund zu Preußens Größe gelegt; und Friedrich Wilhelm dem Staate einen betrachtlichen Schatz und eine geübte Armee hinterlassen; allein Friedrich II. kann doch vorzüglich als der wahre Schöpfer des jetzigen preußischen Konigreichs angesehen werden.

Von einem rauhen Vater lange verfolgt und fast gänzlich den Musen ergeben, bestieg er einen Thron, welcher erst kürzlich errichtet, keiner der ersten in Europa war. Glückliche Konstellationen und der österreichische Successionskrieg gaben ihm sogleich Gelegenheit, seine Staats- und Feldherrnkenntnisse der Welt zu zeigen. Er schlug die Oesterreicher und nahm Schlesien in Besitz. Der zweyte Krieg, so er führte, war eine Folge des erstern. Er vermehrte dadurch, zwar nicht sein Gebieth, aber seine Armee und ihren Ruhm. Im dritten Kriege erscheint er auf der höchsten Stufe militärischen Glanzes. Die Heere von ganz Europa zogen gegen seinen Staat, der vor kurzem noch ein unbetrachtliches Kurthum war. Hier fing er die Sachsen, indem er die Oesterreicher schlug. Dort flog er mit dem Ueberreste bey Kollin und Breßlau, von dem Siege über die Franzosen bey Roßbach zu dem Siege über die Kaiserlichen bey Leuthen. Durch die blutigen Schlachten bey Kunersdorf und Hochkirchen geengt, zog er sich bey Liegnitz und Bunzelwitz siegreich aus dem Gedränge seiner Feinde. Den Krieg endigte er, mit Ruhm und Lorbeern bedeckt, glücklich und groß an den Tagen bey Torgau und Freyberg. Es wird in der Geschichte selten ein Beyspiel gefunden werden, wo ein Fürst oder Feldherr mit so wenig Mittel sich gegen so machtige Feinde erhalten hat. Noch größer erscheint er im Frieden.

Nachdem er sein Reich und dessen Bevölkerung um die Hälfte vermehrt, bald dem Ackerbau neue Hülfsquellen, der Industrie Leben, dem Staate Gesetze, den Künsten und Wissenschaften Tempel gegeben hatte; stellte er sich als den Schutzengel aller gedrückten Staaten und Völker auf. Er schloß den Fürstenbund zur Erhaltung des deutschen Reichs; er versprach den Polen seinen Schutz und eine bessere Verfassung; in Holland gab er den Partheyen Ruhe, in der Türkey dem Kriege Grenzen, und den Gesetzen aller Länder eine kraftige Stütze.

Wir haben in unsern Zeiten zwey außerordentliche Menschen auf dem Throne gesehen. Einen König, welcher sich mit dem unbedeutendsten Reiche Europens zum Schiedsrichter der Welt, und einen Kaiser, welcher sich von dem Stande eines gemeinen Bürgers zum Throne des ersten Reichs der Christenheit aufschwang. Es wird daher oft disputirt, welcher von beyden wohl die großten Thaten verrichtet habe? Die Entscheidung einer solchen Frage sollte man aber billig der Nachkommenschaft überlassen; denn jetzt ist jeder noch zu viel von Vorurtheilen befangen, als daß er richtig urtheilen konnte.

Gegenwartige Geschichtschreiber können nur die Thatsachen richtig zusammenstellen, welche unsern Nachkommlingen das Urtheil erleichtern werden. Indessen glaube ich aber doch, daß man bey einer solchen Vergleichung vorzüglich auf folgende Umstände und Eigenheiten Rucksicht nehmen müsse.

Friedrich übernahm beym Antritt seiner Regierung einen zwar sehr unbedeutenden, aber mit Klugheit und Ordnung regierten Staat. Er hatte von seinem Vater Schatze, eine an Zucht gewöhnte Armee und die unwidersprechlichsten Rechte zum Throne geerbt. Napoleon erhielt das Zepter eines großen Reichs mit einer schon an

Siege gewöhnten Nation. Allein er mußte Anarchie, Faktionen, Verschwörungen, Geburts- und Revolutionsvorurtheile bekampfen, ehe es ihm gelingen konnte, nur Konsul zu werden. Friedrich hatte im siebenjahrigen Kriege gegen ganz Europa und mit nicht gar großen Hülfsquellen zu kampfen. Auch Napoleon fand beym Antritt seiner Feldherrnstelle noch den größten Theil von Europa gegen Frankreich verbunden; allein welche Mittel an Reichthum und Bevölkerung stunden ihm zu Gebot? und wenn auch ein Theil der französischen Armee geschlagen war, rückte der andere desto siegreicher vor. Friedrich gab seinem Lande Industrie, Gesetze, Wohlstand, Bevölkerung und die unbeschrankteste Freyheit im Denken und Schreiben. Auch Napoleon zeichnete sich durch ähnliche Wohlthaten aus, obwohl er einen kostspieligen Krieg zu führen und die Laufbahn seiner Regierung noch nicht geendigt hatte. Dabey mußte er aber auf den Rückfall der Revolution, auf tägliche Verschwörungen, auf religiöse und politische Vorurtheile gefaßt seyn, und daher mit der äußersten Behutsamkeit verfahren. Friedrich stellte sich am Ende seiner mit Lorbeern geschmückten Regierung als den Schützer der gedrückten Staaten, und den Gleichgewichtshalter von Europa auf. Auch Napoleon erklärt fernere Eroberungen als nicht statthaft, und bietet nach Siegen den Frieden an. Er will bey der Macht seines Reichs und bey der Ehrbegierde seines Volks, den kleinern Staaten Recht und Unabhängigkeit, den größern Gleichgewicht geben.

Aus der Zusammenstellung nur einiger Umstände der Regierungen beyder großen Männer erhellet schon, daß die Vergleichung nicht so leicht zu machen sey. Friedrich kam nie in die Stürme einer alles zerschmetternden Revolution, und war selbst nach den

Schlachten von Kollin und Hochkirchen noch immer König der Preußen; dagegen mußte Napoleon auch nach den herrlichsten Siegen immer neue Revolutionen von Innen und neue Koalitionen von Außen befürchten. Die Vortheile Friedrichs waren ein geordnetes Reich und unbestrittene Rechte zur Krone. Die Vortheile Napoleons ein mächtiges siegreiches Volk, was Ruhe und Frieden bedarf. Die Nachtheile Friedrichs waren ein kleiner unbeträchtlicher Staat von den größten Mächten Europens angefochten; die Nachtheile Napoleons eine anarchische Republik mit allen Gefahren und Greueln der Revolution umgeben. Nie waren beyde große Männer auf dem nämlichen Wege, nie in einer ähnlichen Lage. Beyde stehen zwar gleich groß als Feldherren, Staatsmänner und Regenten im Buche der Geschichte angeschrieben; aber durch verschiedene Umstände. Nach meinem Urtheile hat sich Friedrich mehr durch Bekämpfung der äußern, Napoleon der innern Hindernisse die Unsterblichkeit erworben. Deßwegen scheint Ersterer auch mehr die Regierung Gustav Adolphs, Letzterer jene Karls des Großen sich zum Muster gewählt zu haben.

Im gegenwärtigen Kriege sehen wir zwey Staaten und Nationen auf dem höchsten Grade der Macht, und beyde durch kluge Regierungen geleitet. Des Einen Wohlstand gründet sich auf die Land-, des Anderen auf die Seemacht. Seit dem großen Kampfe zwischen Rom und Karthago haben wir kein ähnliches Beyspiel in der Geschichte. Frankreich steht da als ein unerschütterlicher Landkoloß, durch einen reichen Ackerbau, eine siegende Armee und eine kluge Regierung stark. England schwimmt auf dem Meere, als ein allen Elementen trotzender Seekoloß; seine Schiffe bedecken die Gewässer, seine Kolonien die Inseln, seine Reichthümer bewegen

alle Hände. Frankreich ist unerschöpflich durch seine Länder und Bevölkerung; England durch seinen Handel. Beyde Nationen können noch lange Krieg führen, ehe eine oder die andere gänzlich unterliegt; und wer wollte ihnen jetzt einen gebotenen Frieden aufdringen? Die Landmächte haben während dem letzten Kriege alles gethan, um das Gleichgewicht zu verrücken, was zwischen beyden die Waage hielt. Jetzt scheinen sie es durch Vermittelung wieder herstellen zu wollen; allein es ist immer gefährlich für die Ruhe der neutralen Mächte, wenn sie den Frieden von der Erschöpfung der kriegführenden erwarten sollen.

Wir haben bisher nur von solchen Reichen und Republiken geredet, welche vermöge ihrer Größe oder ihres natürlichen Standpunktes zu irgend einem hohen Grade von Macht und Ansehen zu steigen fähig waren oder sind; allein die Geschichte liefert uns auch Beyspiele, daß öfters untergeordnete und sehr unbedeutende Staaten sich ein großes Gewicht zu verschaffen wußten, wenn große Regenten an ihrer Spitze stunden. Denn nicht gerade innerer Gehalt und reelle Macht giebt Würde und Ansehen, sondern öfters eine kluge Benutzung der Umstände. Als die zwey mächtigen Republiken, Athen und Sparta in Griechenland, und Rom und Karthago in Italien, um die Herrschaft der Welt stritten, stellte sich, zwar nur eine Zeitlang, aber doch kräftig und ehrwürdig, zwischen erstere Theben, zwischen letztere Syrakusa, und geboten Gleichgewicht. Epaminondas wußte den Thebanern durch alle Künste eines Feldherrn, Hiero dem kleinen Syrakusa durch jene eines klugen Staatsmannes das Ansehen zu geben, was die kriegführenden Kolossen im Zaume hielt. Daher sagt auch Polybius so richtig von dem letztern: „Da dieser König die Folgen des

Kriegs, welcher von beyden mächtigen Republiken gegeneinander geführt wurde, wohl absahe, unterstützte er bald die eine, bald die andere, indem er überzeugt war, daß er dadurch sowohl seine Macht auf Sizilien, als auch das Gleichgewicht und die Freundschaft beyder Staaten erhalten würde; und darin hat er sehr klug gehandelt, weil es auf diese Art nicht mehr von der Willkühr der Uebermächtigen abhing, von ihm ohne Widerstand alles fordern zu können. Dergleichen Grundsatze der Politik sind nie zu verachten; denn man muß niemal einem eine solche Uebermacht gestatten, daß man auch bey der gerechtesten Sache nicht mehr mit ihm zu rechten im Stande ist. Gegen die Griechen aber betrug er sich so, daß er, obwohl er ihre Kronen nachsuchte, doch nie seinen guten Namen verlor. Unter allen Regenten scheint mir aber jener der größeste seyn, welcher sowohl in öffentlichen als Privatsachen am längsten die Früchte seiner Klugheit genießt."

Von solchen glänzenden Erhebungen kleiner Staaten kann ich selbst aus der Geschichte des Landes Beyspiele angeben, dem ich so lange durch Geburt und Dienste angehört habe. Wenn kriegerische oder weltliche Regierungen öfters in einem großen politischen Charakter erscheinen, so kann man dieses dem Geiste derselben selbst zuschreiben. Wenn aber ein kleiner geistlicher Staat in der Geschichte Epoche macht, so wird man die Klugheit seiner Regenten bewundern müssen. Ich habe schon in dem funfzigsten Kapitel dieser Schrift gezeigt, wie der große Kurfurst von Maynz, Johann Philipp, sich zwischen die zwey mächtigen Partheyen der protestantisch-französischen und katholisch-österreichischen Staaten gestellt, und von beyden verehrt, das Gleichgewicht Europens gehalten habe. Auch in meinen Zeiten

habe ich es erlebt und gesehen, daß die größten Machte und Regenten Europens, Friedrich und Joseph, Katharina und die Bourbonen, Georg und Napoleon, die Kurfursten Erzkanzler suchten und ehrten. Ein kleiner Fürst oder Staat muß eben dadurch seine naturliche Abhangigkeit decken, daß er sich zwischen Machtige in die Mitte stellt, und ohne von ihnen unterdruckt zu werden, unter ihnen die Waage hält.

Auch in der Geschichte einzelner Städte finden wir Beyspiele kluger Verwaltungen und großer Unternehmungen. Was Venedig, Florenz, Zürich, Bern, Nurnberg und Augsburg gethan, ist weltbekannt. Der kluge und entschlossene Burgermeister Wullenweber hat die einzige Hansestadt Lübeck allen nordischen Machten furchterlich gemacht.

Funfundfunfzigstes Kapitel.

Der Prinz Eugen.

Absente Imperatore, dubia res erat, apparente victrix. Sallust.

Nach dem gemeinen Gange der Dinge war die Einigkeit und der Gemeingeist der deutschen Nation durch den westphalischen Frieden und selbst die Reichsgesetze aufgelöst. Seit dem dreyßigjahrigen Kriege konnte Deutschland nicht mehr als ein selbstständiges Reich angesehen werden. Die Stande waren beynahe souveräne Fürsten und Staaten geworden, die kaiserliche Würde ohne Ansehen und Kraft, und die Deutschen selbst die ärgsten Feinde

gegen einander. Jede auswartige Macht konnte sicher seyn, einen Anhang selbst in der Mitte von Deutschland zu haben. Weder der Kaiser noch die Reichsgerichte, weder Reichstag noch die Kontigente waren im Stande, die Kraft von Innen oder nach Außen herzustellen; aber ein großer Feldherr konnte es, und dieses zeigte der Prinz Eugen von Savoyen. Zuerst verschaffte er durch seine Siege der kaiserlichen Wurde Ansehen, der österreichischen Armee Respekt. Dann wußte er beyde Religionspartheyen dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er sie beyde vom Wiener Hofe mit Gnaden überhaufen ließ, und die Fürsten ohne Rücksicht ihrer Glaubensbekenntnisse mit Ehre und Ruhm belohnte; und endlich gewann er die mächtigern Stande dadurch, daß er, ohne das Interesse seines Hofes zu vergessen, jedem besondere Vortheile durch einen glücklich geführten Krieg versprach. Durch solche Mittel stiftete er die große Association, welche ganz Deutschland unter seine Leitung brachte.

Sobald dieser große Bund genehmigt und geschlossen war, konnte er schon fast unumschränkt über Deutschlands Kräfte gebieten. Er ließ die Beyträge und Kontingente pünktlich einliefern, er bildete die Reichstruppen den seinigen gleich, und führte sie beständig zu Siegen an. Er führte selbst bey der Reichsarmee eine solche Pünktlichkeit und Subordination ein, daß das geringste Vergehen der Generale sogleich mit dem Tode bestraft wurde, und endlich wußte er das seither im Innern glimmende Feuer gegen Außen zu richten, wodurch ein gewisser Nationalstolz und Gemeingeist geweckt wurde. So sahe man nach langen Bürgerkriegen und Demüthigungen aller Art wieder einmal in Deutschland ein Volk, eine Armee, ein Reich, und die Kaiser Leopold oder Karl, sonst schwache, unkriegerische Fursten, mehr geehrt und

gefürchtet, als Karl V. mit einer halben Welt, und Joseph II. mit dem Beyfalle des Zeitalters.

In unsern Tagen hatte Oesterreich ähnliche Versuche, die deutsche Nation zu vereinigen, gemacht; aber ohne großen Erfolg. Nur einem Napoleon gelang ein solches Unternehmen selbst gegen die alte Konstitution: allein er vereinigte auch in sich die Kühnheit Wallensteins mit der Gewandheit des Prinzen Eugen.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Das politische Testament des Prinzen Eugen *).

Sie fragen mich, was ich von der so sehr gepriesenen pragmatischen Sanktion halte? Ich will Ew. aufrichtig das darüber sagen, was ich Sr. Majestat, dem Kaiser, selbst darüber sagte, damit Sie mir nach meinem Tode noch das Zeugniß geben können, daß ich für den Glanz des Kaisers und der österreichischen Monarchie eben so in meinem Leben als nach demselben thätig und besorgt war, und immer die ächten Maximen angegeben habe, wodurch dieser mächtige Staat nicht nur erhalten, sondern auch verstärkt werden könne.

Als Questenberg den großen Wallenstein fragte: wie der Kaiser Ferdinand sich wohl aus dem Gedrange helfen könnte, worin ihn sowohl seine Feinde als Freunde gebracht hatten? antwortete er: wenn der Kaiser 60,000 Mann halt, kosten sie ihn weniger, als wenn er nur deren 30,000 hat; und ich antwortete dem Kaiser auf die Frage: was ich von der pragmatischen Sanktion hielte? Wenn Euer Majestat

*) Auszug eines Briefs.

dieselbe von 100,000 Mann garantiren lassen, wird sie eher respektirt werden, als wenn sie von allen Machten Europens genehmigt ist. Hier haben Sie kurz meine Meynung. Der Erfolg wird lehren, ob ich recht gerathen habe.

Ew. glauben, daß die vielförmige Verfassung der österreichischen Staaten nebst dem Mangel an Kultur derselben, die Hauptursache der Nachtheile sowohl seiner äußern als innern Verwaltung sey. Sie mögen in Manchem Recht haben; indessen scheint mir dieses doch nicht das erste Gebrechen zu seyn. Ich will Ew. daher ebenfalls das angeben, was ich dem Hause Oesterreich für nachtheilig, und was ich für vortheilhaft halte. Ich werde in Kürze ihnen über alle Zweige der Staatsverwaltung meine Meynung sagen, wie ich sie schon oft und ausführlich sowohl dem Kaiser selbst, als dem Hofkriegs- und Staatsrathe mündlich oder schriftlich vorgelegt habe.

Vor Allem wollen wir den natürlichen Zustand der österreichischen Lander und die Finanzen betrachten, denn diese sind der nervus rerum gerendarum. Die österreichischen Provinzen bringen alles das hervor, was ein Staat sowohl zu seinem innern Wohlstande, als zu seiner Vertheidigung braucht. Sie haben Ueberfluß an allen Arten von Getraide und Vieh, an edlen und anderen Metallen, und selbst an jenen Produkten, welche zur Lust und zum Vergnügen dienen. Die Menschen derselben sind gutmüthige, folgsame, tapfere, fleißige und zu aller Art von Krieg geschickte Subjekte. Die Oesterreicher, Böhmen und Deutschen sind gute Fußgänger; der Ungar ein von der Natur gebildeter Reuter; der Tyroler ein geübter Scharfschütze; der Kroate und Gränitzer taugt zu den leichten Truppen; und der Italiener

zum Genieweſen. Einem ſolchen Lande fehlt nichts als eine kluge Benutzung und Bearbeitung ſeiner Schätze, um es zum machtigſten Staate von Europa zu erheben. Wenn man aber, wie z. B. in Ungarn, noch das Korn von dem Viehe austreten laßt, den Handel und die Gewerbe mit Ketten belegt, und nach einem glucklich oder unglücklich geendeten Kriege ſogleich wieder die Truppen entlaßt; ſo kann da weder Aufkommen noch Gedeihen ſeyn.

Das Finanzweſen iſt in einem eben ſo traurigen Zuſtande. Die Abgaben werden nicht gleich gehoben, ſchlecht und verſchwenderiſch verwaltet, und öfters auf Sachen und Subjekte verwendet, welche dem Staate eher ſchadlich als nutz ich ſind. Wie viele unwurdige Subjekte ziehen große Penſionen, indeſſen manche verdiente Offiziere und Staatsleute darben muſſen! Die öſterreichiſche Monarchie konnte ihre jahrlichen Einkünfte auf 100 Millionen Gulden bringen *), und dadurch eine ſolche Armee auf den Beinen halten, daß ſie die erſte Macht Europens ware.

Die kaiſerlichen Armeen ſind aus dem Kerne von tapfern und tauglichen Truppen zuſammengeſetzt. Die unter mir fechtenden Offiziere und Soldaten haben gezeigt, daß ſie zu allen militäriſchen Operationen geſchickt ſeyen; was konnten ſie erſt thun, wenn ſie auch im Frieden beſtandig geubt, auf einem marſchfertigen Fuße gehalten, und von gebildeten Offizieren angefuhrt wurden? Es ſey fern von mir, das Offizierkorps, was ſich in den jungſten Kriegen ſo brav auszeichnete, zu beſchuldigen, allein ein Jeder muß mir doch die Gerech-

*) Man muß bedenken, daß dieſer Brief ſchon bereits hundert Jahre geſchrieben iſt.

tigkeit wiederfahren lassen, daß ich es größtentheils erst bildete. —

Das Haupthinderniß des österreichischen Kriegswesens war bisher die üble Organisation des Hofkriegsraths. Nicht nur die Bildung einer ordentlichen Armee, selbst die ersten Generäle und siegreichsten Feldzüge wurden dadurch aufgehalten; wovon die Behandlung des großen Wallenstein und meine eigne Beweise sind. Als ich endlich Präsident davon wurde, bestand er zum Theil aus neidischen Menschen, deren Eifersucht alle meine vorigen Operationen zu tadeln wußte; oder aus überklugen Theoretikern, welche, obwohl sie nicht einmal ein Detachement anführen konnten, doch alles besser wissen wollten; oder aus Günstlingen, die sich auf irgend eine Art hinauf geschwungen hatten. Wenn der kaiserliche Hof es daher nicht zur Sitte macht, daß entweder der Regent selbst oder doch der würdigste General die Direktion davon erhält; so werden auch die glücklichstvollendeten Feldzüge immer ohne Frucht bleiben *).

Aus der nämlichen Ursache sollte der erste General, wo nicht erster Minister, doch immer zweyter Staatsrath in auswärtigen Geschäften seyn. Die diplomatischen Taschenspielereyen sind bald erlernt, und der General müßte doch wahrhaftig ein Dummkopf seyn, welcher nicht aus den vielen Berichten der auswärtigen Gesandten und Staatssekretaren einen gehörigen Schluß fassen könnte. Ich habe an der Spitze meiner Armee sowohl im Haag als zu Rastadt negotirt, ohne daß es für den Kaiser nachtheilig gewesen ware. Auch kann ein General am besten über die auswärtigen Verhältnisse eines Staats urtheilen, weil er dessen Starke und Schwache kennen muß.

*) Dieß ist jetzt unter dem Helden Karl geändert.

Die Hauptmacht, worauf Oesterreich seit der Regierung Karls V. und bey gegenwärtiger Lage Rücksicht nehmen muß, ist Frankreich; denn durch diese wird es zu gleicher Zeit von den Türken und einem großen Theile der italienischen und deutschen Fürsten im Schach gehalten. Die Geschichte hat gelehrt, daß Oesterreich fast in einem jeden Kriege, den es mit Frankreich führte, am Ende zu kurz gekommen sey. Durch diese Kriege hat es seine Schätze und Völker geopfert, ganze Königreiche und reiche Provinzen eingebüßt, und die Zukunft läßt auch ein Gleiches befürchten. Es ist daher glaublich, daß dieses Unglück nicht sowohl in der üblen Leitung der Geschäfte, als in dem mißlichen Verhältnisse, worin Oesterreich gegen Frankreich steht, selbst seine Ursache habe.

Der Hauptvortheil, welchen Frankreich vor Oesterreich voraus hat, ist seine zum Kriege so vortheilhafte Lage von Innen und von Außen. Jenes Reich ist ein ganz gerundeter, unter einer gleichförmigen und strengen Monarchie gehorchender, von einem Gemeingeiste belebter, und auf allen Seiten durch Gebirge, Meere, Flüsse und Festungen gedeckter Staat; da im Gegentheile Oesterreich als ein aus verschiedenen Nationen zusammengesetztes, durch verschiedene Gesetze regiertes, und von gefährlichen Feinden umgebenes Land allen Angriffen offen steht. Ich habe den Krieg gegen die siegreichen Armeen Ludwigs XIV. gewiß mit Glück und Ruhm geführt; allein wie weit waren wir am Ende gekommen? Wenn wir von Italien aus durch eben so beschwerliche als ehrenvolle Züge und Schlachten bis in die Provence eingedrungen, und darin schon von wichtigen Festungen Meister waren, mußten wir, aus Mangel an Lebensmitteln und gehöriger Unterstützung mit großer Beschwerlichkeit und Gefahr uns wieder über die Alpen zurückziehen. Wenn wir von

Schwaben aus über den Rhein gesetzt, und den Elsaß genommen hatten, stunden wir in Gefahr, von den Franzosen, welche sich in die Vogesischen Schlünde zogen, beunruhigt, und wie es Turrenne dem Montecuculi machte, durch schikanenvolle Manövers wieder herausoperirt zu werden. Wenn wir auch so glücklich gewesen, und den Elsaß bey Brisach und Brundrut tournirt hatten; so konnten wir durch den Verlust einer einzigen Schlacht hinter den Vogesen fast gänzlich aufgerieben werden.

In den Niederlanden waren unsere Feldzüge noch mißlicher. Die Franzosen hatten Lothringen und alle Länder von Mayntz bis nach Holland überschwemmt, ehe wir nur Hülfe schicken konnten. Und wenn wir auch, mit England, Holland und den deutschen Fürsten verbunden, schon mehrere Schlachten gewonnen hatten; waren wir doch wegen Hinwegnahme der kreuzweise und en echiquier angelegten Festungen noch nicht weit vorgedrungen. Nach den herrlichsten Siegen, welche Malborough und ich über die Franzosen davon getragen hatten, konnten wir nicht weiter als bis Landreci kommen, aus Furcht, rechts oder links flankirt zu werden. So viele Vortheile hat Frankreich voraus.

Wir wollen nun die Lage der österreichischen Staaten dagegen betrachten. Gleich bey der Eröffnung des Feldzugs haben wir den Nachtheil, daß die Franzosen uns überall zuvorkommen können. In Italien sind die Länder des schwachen und daher nothwendig schwankenden Königs von Sardinien bald überschwemmt; die Festungen am Rhein scheinen mehr zum Vortheile der Franzosen als Kaiserlichen erbaut zu seyn; indem sie selbe wegen Mangel an Hülfe und ordentlicher Unterhaltung gleich hinwegnehmen. Lothringen ist im Frieden schon von

ihnen umzingelt; und die Niederlande, ja selbst Holland, sind gegen ihren ersten Anlauf zu schwach. Die Oesterreicher müssen also gleich Anfangs schon sehr glücklich und durch Bündnisse in Italien und dem Reiche gestärkt seyn, um sie wieder über den Rhein und die Alpen zu treiben; dagegen ist es leicht möglich, daß sie uns, wenn wir nicht vorsichtig sind, Mayland hinwegnehmen, bis über die Donau in die österreichischen Länder dringen, Lothringen und die Niederlande erobern, und durch die Turken und nordischen Fürsten uns im Rücken bedrohen.

Das Haus Oesterreich hat schon während dem dreyßigjährigen und dem letztern französischen Kriege alle diese Nachtheile erfahren, und ich fürchte, daß sie nach dem Tode Sr. Majestät, trotz der pragmatischen Sanktion, noch gefährlicher seyn werden. Ich habe in meinem letzten Feldzuge am Rhein den Kronprinzen von Preußen kennen lernen, und so viele Fähigkeiten, Ruhm- und Wißbegierde in diesem jungen Fürsten entdeckt, daß ich von ihm, wie Sulla vom Cäsar, vorhersagen wollte: Plures inesse domus austriacae hostes.

Dieser mißlichen Lage kann nur durch die Mittel abgeholfen werden, welche ich Sr. Majestät, dem Kaiser, angab. Er muß nämlich eine tüchtige Armee auf den Beinen halten, und seine Verhältnisse gegen Frankreich ändern. Ersteres liegt in seiner Gewalt und der Fülle seiner Staaten; und letzteres ist vielleicht nicht so schwer zu finden, als man glaubt.

Da Ludwig XIV. seinen Gesandten nach dem Haag schickte, und den Frieden suchte, gab ich dem Kaiser und seinen Alliirten den Rath: die spanische Monarchie sammt den dazu gehörigen Niederlanden an den Kurfürsten von Bayern, die spanischen Staaten in Italien aber an den

französischen Prätendenten, jetzigen König von Spanien, doch mit der Bedingniß abzutreten, daß ersterer ferner keinen Anspruch mehr auf Bayern, letzterer auf Frankreich und deren wechselseitige Successionen machen durfte. Dagegen sollte Oesterreich sich gegen Deutschland, Italien und die Turkey arrondiren, und dafür Mayland unter die Venetianer und den König von Sardinien vertheilt werden. Ein gleicher Tausch mußte für Lothringen Sr. herzoglichen Durchlaucht in Italien gestattet werden. Durch diese Vorschläge waren alle kritischen Berührungspunkte zwischen Oesterreich und Frankreich auf die Seite geschafft, die österreichische Monarchie ein fester gerundeter Staat, und auf allen Seiten mit natürlichen oder künstlichen Bollwerken umgeben. Wir wollen nur einen Blick auf diese veränderte militärische Lage werfen, und wir können schon die Vortheile davon übersehen.

Von Italien aus waren auf diese Art die österreichischen Staaten durch die Alpen, den Mincio, die Etsch, und eine Menge Flüsse und Festungen, besonders Mantua ꝛc., gedeckt. Ein jeder Feind, welcher in der Lombardie vorrücken wollte, konnte durch eine hinter dem Mincio stehende Armee aufgehalten, und eine andere, welche durch die Tyroler Passe hervorkame, in den Flanken und dem Rücken genommen werden. In Schwaben und an dem Oberrhein konnte man den vorrückenden Feinden immer das Gleichgewicht halten; und sollten hier die Kaiserlichen auch unglücklich seyn, so hatten sie hinter der Donau und dem Inn einen festen Hinterhalt, welcher noch überdieß durch Tyrol flankirt ware. Von den Polen hatte man nicht viel zu befürchten, und die Eingänge in Böhmen und Schlesien müßten durch Festungen gesichert werden. In Ungarn schützen die Donau, Gebirge und eine Menge starker Bollwerks gegen alle Anfalle der Turken.

Wenn der Kaiser die Niederlande und italienischen Staaten abgiebt, so verandert sich auch nothwendig das politische Verhältniß gegen die übrigen Mächte. So lange er diese Länder besitzt, wird er ein natürlicher Feind Frankreichs bleiben, und immer von den Bündnissen der Seemächte und der deutschen und italienischen Fürsten abhangen. Im entgegengesetzten Falle aber wird sich Frankreich ihm nahern, die deutschen und italienischen Fursten seinen Schutz erbitten, und Frankreich die Last des Nordens allein tragen müssen. Oesterreich ist dadurch im Frieden gebietend, im Kriege unüberwindlich. Es wird alsdann nicht mehr nöthig haben, seine Schatze und Soldaten für das deutsche Reich oder die Inseln entfernter Welttheile aufzuopfern; es wird überall gesucht, überall geehrt, und überall gefürchtet als die Gleichgewichtshalterin von Europa da stehen.

Durch die veränderte Lage der Dinge müßten sich nothwendig auch die Allianzen andern. So lange Oesterreich die Niederlande und italienischen Staaten besitzt, wird es Frankreichs Feind bleiben, und die Bündnisse der Seemächte suchen müssen; wenn aber die Berichtigungspunkte beyder Staaten zurückgelegt werden, ist es sowohl sein als Frankreichs Interesse, sich miteinander gegen den Norden zu verbinden. Rußland, was auf der einen Seite Schweden und Preußen, auf der anderen die Turkey im Auge hat, darf Oesterreichs Allianz nicht verschmähen; denn nur im Bunde mit Oesterreich und Frankreich können ihm seine Absichten auf die ottomanische Pforte gelingen.

So wenig der Kaiser auf das deutsche Reich zahlen kann, und so theuer ihm auch die Kaiserkrone zu stehen kommt; so kann sie doch wenigstens benutzt werden. Dieser gothische Schmuck ist ein Talisman, welcher dem

Kaiser immer ein gewisses Ansehen und Gewicht giebt. Sie verschafft ihm im Reiche treue und natürliche Alliirte, und setzt ihn in Stand, den größten Theil des Reichs in seine Hauskriege zu verwickeln. Vor allem muß Sr. Majestät daran gelegen seyn, die geistlichen Staaten zu erhalten; denn nebst dem, daß sie das Uebergewicht auf seine Seite lenken können, sind auch deren Einwohner die treuesten Anhänger des Hauses Oesterreich*). In keinen Provinzen Deutschlands, selbst in den Erblanden nicht, habe ich eine solche Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich gefunden, als in den geistlichen. Unsere Siege werden darin mit ungeheuchelter Freude gefeyert, und mein Bild, wie jenes eines Heiligen, abgöttisch verehrt.

Aber auch selbst in dem nördlichen Theile des Reichs erwachsen bey der veränderten Lage der Dinge dem Hause Oesterreich neue Vortheile. Durch die tollen Unternehmungen Karls XII. ist Schweden so geschwächt, und durch die klugen Anstalten der Friedrich Wilhelms Brandenburg so erhoben worden, daß dadurch Schweden und Sachsen, auf letzteres eifersüchtig, nothwendig dem kaiserlichen Hofe zugethan werden. Unsere Gesandten an diesen Höfen müssen daher wohl instruirt werden, und alles das von schwedischen und sächsischen Räthen oder Gelehrten in Schutz und Sold nehmen, was uns dienen kann. Die Autoren und Skribler dieser Länder haben einen solchen Einfluß auf die Staatsverhandlungen, daß es allerdings vortheilhaft ist, sie zu seinen Diensten zu haben.

Ueberhaupt fehlt es dem Hause Oesterreich an solchen Köpfen und Gelehrten, welche seine Angelegenheiten mit Gründlichkeit zu vertheidigen wüßten. Auch merkt man es sowohl an der Militär- als Civildienerschaft, daß

*) Diese Verhältnisse haben sich nun ganz geändert.

ihnen die feine Bildung und Kenntniſſe abgehen, wodurch ſich die Franzoſen, Engländer und proteſtantiſchen Deutſchen auszeichnen. Ich habe daher mehrmalen Sr. Majeſtät angerathen, das Schulweſen zu verbeſſern, und gute Köpfe auszuzeichnen. Der eigentliche Oeſterreicher iſt eben nicht ſo zu den ſchönen Künſten und dem Spiele des Witzes aufgelegt, wie der Italiener und Franzoſe; dagegen taugt er aber für gründliche Wiſſenſchaften. Dem kaiſerlichen Hofe werden immer Sänger und Sängerinnen, Künſtler und Schauſpieler aus Italien zuſtrömen, aber Mathematiker und Oekonomen, Rechtsgelehrte und Staatsleute, Offiziere und Ingenieurs muß er ſich in ſeinen Landen bilden. Ich habe in meinem Teſtamente der öſterreichiſchen Monarchie eine Bibliothek vermacht, worin der Kern jener Bücher und Hülfsmittel zu finden iſt, welche zur Bildung von Offizieren und Staatsleuten, Mathematikern und Naturkundigen ꝛc. taugen. Sie iſt eine Sammlung der beſten alten und neuern Mathematiker, Phyſiker, Geſchichtſchreiber, Politiker, Taktiker und Diplomatiker. Dabey ſind noch die beſten Landkarten, Riſſe, Zeichnungen, ein Kabinet von Naturalien und mechaniſch-phyſikaliſchen Inſtrumenten. Wenn die künftigen Lehrer und Lehrlinge davon den gehörigen Gebrauch zu machen wiſſen, kann es der öſterreichiſchen Monarchie an einer Pflanzſchule unterrichteter Leute nicht fehlen.

Da ich ſo eben von Schulen und Wiſſenſchaften geredet habe, ſo werden mir Ew., wie Sie es ſchon in Ihrem Briefe thaten, einwenden, daß in den öſterreichiſchen Staaten der Aufklärung noch eine Menge Hinderniſſe, beſonders von Seiten der Geiſtlichkeit und der Mönche entgegen ſtehen. Dieſer Einwurf iſt auch nicht ſo ganz ungegründet; allein nebſtdem daß ſich der

Kaiser und sein Haus stets als den Schutz der katholischen Religion ansehen, erfordert es auch die Klugheit, bey diesem so kritischen Punkte mit Glimpf zu Werke zu gehen. Viele Geistliche, und selbst die Jesuiten, haben sich in verschiedenen Theilen der Wissenschaften ausgezeichnet. Man muß sie daher eher für die allgemeine Bildung zu gewinnen suchen, als selbe durch eine unkluge Behandlung in Feinde aller Kultur verwandeln. Italien und Frankreich ist auch mit Geistlichen angefüllt, und doch blühen dort die Künste und Wissenschaften. Ja selbst die Mönche und Nonnen haben in der Oekonomie, Diplomatik, im Abschreiben der Alten und bey Hospitalern große Dienste geleistet. Ueberhaupt glaube ich, daß in diesem Punkte bald in allen katholischen Ländern eine allgemeine Reformation nothwendig werde, ja selbst die Jesuiten sehen es ein, und suchen ihre Maßregeln darnach zu nehmen.

Das Justizwesen geht in den österreichischen Staaten seinen alten Schlendrian, und wer weiß, ist das so übel nicht; eine zu prompte Justiz führt öfters zur Unjustiz. Nichts destoweniger halte ich darin eine Reform für nöthig. Ein Ausschuß von gründlichen Rechtsgelehrten und alten Justizräthen würde unter einer obersten Leitung dieß alles leicht verbessern, und den Wust von römischen, deutschen, kanonischen und lombardischen Gesetzen zu einem Codex vereinfachen können.

Ein Staat wird überhaupt nicht besser regiert, als wenn für jedes Fach gute Köpfe und ehrliche Leute gefunden werden. Ein jeder Fürst oder Monarch kann nicht alles selbst thun und selbst übersehen; er wird also am besten fahren, wenn er seine Leute zu wählen weiß, und daran fehlt es so oft der österreichischen Staatsverwaltung. Alles in der Welt geht durch Subordination.

Wenn das Haupt eines Staates gut ist, werden es auch seine Untergebenen seyn. Wenn ein Fürst oder Feldherr selbst Kopf hat, wird es ihm auch nicht an geschickten und tauglichen Leuten fehlen, besonders in einer Monarchie, welche so viele Ehrenstellen und Einkünfte zu vergeben hat, wie die österreichische. Fühlt sich ein Fürst zu schwach, um seinen Staat selbst regieren zu können, je nun so vertraue er seine Gewalt einem Anderen an, der für ihn das Ruder führe. Auch der schwächste Fürst hat wenigstens so viel Sinn, daß er unterscheiden kann, welcher seiner Generale die meisten Siege davongetragen, und welcher seiner Minister ihm die mächtigsten Bundesgenossen zugewendet hat.

Schließlich muß ich Ew. noch Etwas über die Verfassung der österreichischen Monarchie und ihrer verschiedenen Staaten und Stände sagen, welche so oft als ein Hinderniß einer bessern Administration angesehen wurden, und es auch, wie die Geschichte lehrt, waren. Die meisten Länder des Hauses Oesterreich haben Stände, deren Bewilligung zu neuen Auflagen und Gesetzen konstitutionsmäßig erfordert wird. Seit der Regierung Karls V. waren die österreichischen Monarchen ohne Unterlaß bemüht, deren Privilegien einzuschränken, und diese Verfassung zu unterdrücken. Ich selbst wünschte eine Vereinfachung der verschiedenen Verwaltungen. Allein mit Gewalt Eingriffe in deren Verfassungen zu thun, halte ich nicht für ersprießlich; denn nebstdem, daß man sich dadurch Feinde in seinen eignen Eingeweiden erweckt, giebt es auch noch den auswärtigen Feinden die schönsten Gelegenheiten, unsere Staaten anzufallen, und Verräther unter unserer Armee zu unterhalten. Während meiner Staats- und Kriegsverwaltung habe ich mich einer ganz entgegengesetzten Art, die Stände zu

behandeln, bekennt. Den geistlichen Stand wußte ich auf meine Seite zu ziehen; den Adel unter meinen Armeen auszuzeichnen, und den Bürger durch meine Siege zu gewinnen. So erhielt ich die Benediktion der Geistlichen, die Waffen des Adels und die Gelder des Volks. Unter meiner Administration fochten die Ungarn gegen die Türken wie die Löwen, die Niederländer unterstützten mich gerne mit Geld und Truppen; und selbst das deutsche Reich, dessen Stände doch eine förmliche Unabhängigkeit vom Kaiser pratendiren, wußte ich durch die große Association, welche ich darin zuwegebrachte, wie eine Monarchie zu behandeln, wovon man in der neuern Geschichte kein ähnliches Beyspiel aufstellen kann.

Es kömmt alles darauf an, wie man die Menschen zu behandeln versteht. Wenn man die Stände versammelt, sie um ihre Unterstützung bittet, ihnen die Noth des Staats vorstellt, und sich sonst beliebt zu machen weiß, kann man alles von ihnen haben. Wenn alsdann ein Krieg einmal angefangen ist, so werden die drückendsten Abgaben und die strengste Subordination als ein nothwendiges Uebel angesehen, und der Haß, welcher sonst auf einen eigenmächtigen Fürsten gefallen wäre, wälzt sich mit einer solchen Wuth auf die Feinde, daß er eben dadurch zu gewissen Siegen führt. So wird man im Frieden geliebt, im Kriege gefürchtet.

Es wird auch für den kaiserlichen Hof sehr vortheilhaft seyn, wenn er durch einige kluge Aeußerungen und Verhandlungen den auf eine so unbillige Art erworbenen Namen, als ginge er beständig auf Eroberungen und Verschlingung der mindermächtigen Staaten aus, von sich ablehne. Das Haus Oesterreich hat zwar nie durch unrechtmäßige Wege seine Länder erweitert; im Gegen-

theile schon ganze Königreiche verloren; nichts destoweniger beschuldigt man es immer noch der Absichten auf eine Universalmonarchie. Sobald es nur einige Vortheile erhalt, oder seinen innern Wohlstand verbessert, schreyen gleich seine Feinde aus vollem Halse, und machen dadurch alle kleinern Staaten mißtrauisch und eifersüchtig. An diesem elenden Geschrey sind die noch übrigen Eindrücke seiner alten Grösse, das unkluge Benehmen der spanischen Linie, hauptsachlich aber die von mir angegebenen mißlichen Verhaltnisse gegen Frankreich, Italien und das deutsche Reich schuld.

Wenn der Kaiser auf der einen Seite die Schätze und Bevölkerung seiner weiten und reichen Lander gehörig benutzt, auf der anderen mit einer siegreichen Armee sich doch aller Mißtrauen erregenden Unternehmungen enthalt, und sich dadurch den ehrenvollen Namen eines Schutzers und Gleichgewichtshalters von Europa erwirbt; so wird die osterreichische Monarchie, wie der letzte Krieg zeugte, machtiger und gefürchteter seyn als zu den Zeiten, wo sich Philipp II. ruhmte, daß die Sonne in seinen Staaten nicht unterginge.

Wien ꝛc.

Siebenundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ein großes Weib die öſterreichiſche Monarchie und damit die deutſche Verfaſſung rettete.

On a vu la maison d'Autriche travailler, sans relâche à opprimer la noblesse hongroise. Elle ignoroit de quel prix elle lui seroit quelque jour. Elle cherchoit chez ces peuples de l'argent, qu'il n'y étoit pas; elle ne voyoit pas les hommes qui y étoient. Lorsque tant de princes partageoient entre-eux ses états, toutes les pièces de sa monarchie, immobiles et sans action, tomboient, pour ainsi dire, les unes sur les autres: il n'y avoit de vie que dans cette noblesse, qui s'indigna, oublia tout pour combattre, et crût qu'il étoit de sa gloire de périr et de pardonner Montesquieu.

Wenn man den Zuſtand der öſterreichiſchen Monarchie bey dem Tode Karls VI. betrachtet, ſo wird man ſich wundern, wie dieſe ſonſt ſo furchterliche Maſſe nur noch habe erhalten werden konnen. Die Finanzen waren in Unordnung, die Armeen waren zu Grunde gerichtet und durch unglückliche Turkenkriege muthlos gemacht; das Miniſterium unthätig oder mit ſchwachen Köpfen beſetzt; der groſe Eugen nicht mehr an der Spitze der Geſchafte, und ſogar ſein Geiſt erloſchen. Halb Europa ſtund bereit, die Erbſaaten auf allen Seiten anzufallen und zu verſchlingen, und ein neuer heranwachſender Feind voll Geiſt und Tapferkeit drohte um ſo gefährlicher, weil man ihn nicht achtete.

Zu allem dem Elende ſetzte man eine junge Furſtin an die Spitze der Regierung, ohne Erfahrung, ohne

kluge Rathgeber, ohne tüchtige Generäle, welche ein von allen Seiten strittig gemachtes Erbe gegen die größten Mächte Europens vertheidigen sollte; und man wird eben darum den großen Geist dieser jungen Fürstin um so mehr bewundern müssen, wenn sie, über alle diese Hindernisse und Unglücksfälle siegend, zuletzt noch ruhmvoll und mächtig aus dem Kampfe hervorgeht *).

Ehe wir die großen Begebenheiten, welche den Anfang der Regierung Marien Thereſiens ſo ruhmvoll und merkwürdig machen, in Kürze anführen, müſſen wir zuvor das Ende der Regierung ihres Vaters, Kaiſer Karls VI., ſchildern.

Dieſer Fürſt hatte kurz vor ſeinem Tode durch Vermittlung des franzöſiſchen Geſandten zu Konſtantinopel den Belgrader Frieden geſchloſſen. Durch dieſen Vertrag trat er das Königreich Servien, einen Theil der Moldau und die wichtige Feſtung Belgrad ab. Seine letzten Lebensjahre waren ſo unglücklich, daß er nebſt dem noch das Königreich Neapel, Sizilien und einen Theil von Mayland an Spanien oder Sardinien verlor. Durch den Wiener Frieden gab er an Frankreich auch Lothringen, was die Familie ſeines Schwiegerſohns (nachmaligen Franz I.) ſeit undenklichen Zeiten beſaß. Für dieſe wichtigen Provinzen ſeiner Monarchie erhielt er, außer Toskana, nur leere Verſprechungen. Frankreich garantirte ihm nämlich ein Hausgeſetz, was unter dem Namen der pragmatiſchen Sanktion ſeiner Tochter Maria Thereſe ſein Erbe verſichern ſollte **).

Man hat ohne Zweifel Urſache ſich zu erſtaunen, wenn man das Ende der Regierung Karls VI. mit dem

*) Oeuvres posthum. de Frédéric II. T. I. Chap. II. pag. 127.

**) Oeuvres posthum. T. I. Chap. I. pag. 27.

Glanze des Anfangs derselben vergleicht. Allein der Verlust des Prinzen Eugen war die Ursache alles dieses Unglücks. Nach dem Tode dieses großen Mannes war niemand da, welcher ihn ersetzen konnte. Der Staat war dadurch ohne Kraft und Geist, und fiel in Ohnmacht und Schwache.

Karl VI. hatte von der Natur alle Eigenschaften erhalten, welche einen guten Bürger bilden: allein ihm fehlte der Geist, welcher den großen Regenten verrath. Er war großmüthig ohne Unterscheidung, verständig ohne eindringenden Scharfblick, arbeitsam ohne Genie; so daß er bey vielem Fleiße doch wenig that. Er kannte das deutsche Staatsrecht, redete viele Sprachen, besonders die lateinische mit großer Fertigkeit, war ein guter Vater und Gatte, fromm und wohlthätig, allein mehr zum Rathnehmen als Befehlen erzogen. Seine Minister unterhielten ihn mit Schlichtung der Prozesse des Reichshofraths und den pünktlichen Kleinigkeiten des burgundischen Hofediktes: aber während dem er seine Zeit mit diesen Nebensachen verlor, regierten sie unumschränkt die Monarchie *).

Zuvor hing das Glück des Hauses Oesterreich von dem großen Geiste des Prinzen Eugen ab. Er ist (nicht ohne große Hindernisse) durch seine Thaten Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Präsident des Hofkriegsraths und erster Minister geworden. Er war also das Haupt der kaiserlichen Regierung, oder vielmehr selbst Kaiser. So lange er noch seine Kräfte fühlte, hatten sowohl die kaiserlichen Waffen als Negotiationen den besten Fortgang: allein als Alter und Gebrechlichkeit ihn schwächten, war dieser Kopf, welcher so lange für das Wohl und den Ruhm des kaiserlichen Hauses gearbeitet

*) Ibid.

hatte, nicht mehr im Stande, seine ehemalige Stelle ganz auszufüllen. Die Hofleute erwarben sich täglich mehr Einfluß auf den Geist des Kaisers. Die Minister arbeiteten wenig, liebten aber desto mehr eine gute Tafel. Der Kaiser sagte daher mehrmalen: die guten Gerichte meiner Minister machen mir schlechte Geschäfte in meinem Kabinette. Dabey waren sie stolz und hochmüthig. Sie dünkten sich Agrippa's oder Mecane zu seyn; brachten aber durch die Härte ihrer Verwaltung die Fürsten des Reichs auf, ganz gegen die Gewohnheit des Prinzen Eugen, welcher das ganze deutsche Reich durch seine Gefälligkeit zu seinen Zwecken zu leiten wußte *).

Als der Prinz Eugen bemerkte, daß die Minister den Kaiser allein mit den Mitteln, seine pragmatische Sanktion zu befestigen, beschäftigten, sagte er ihm: daß das einzige Mittel ihr Kraft zu geben, wäre, wenn er 80,000 Trüppen auf die Beine brachte; und daß er ihm die Quelle angeben wollte, woraus sie unterhalten werden könnte **).

Damals bemeisterte der Geist dieses Prinzen noch jenen des Kaisers: die Vermehrung von 30,000 Mann wurde beschlossen, und bald befand sich die Armee vollzählig. Die Minister, welche, wie alle schwache Köpfe, Feinde dieses großen Mannes waren, stellten dem Kaiser vor, daß seine Länder, schon zuvor durch außerordentliche Beytrage geschwächt, nicht im Stande wären, eine so große Armee zu unterhalten, und daß wenn man Oesterreich, Böhmen und die anderen Provinzen nicht zu Grunde richten wollte, man nothwendig die Vermehrung der Truppen einstellen müste. Karl VI., welcher eben

*) Ibid. pag. 28. 29. **) Ibid. pag. 28.

so wenig den Zustand seiner Finanzen, als seiner Länder kannte, ließ sich durch diese Einlispelungen seiner Minister hinreißen, und verabschiedete eine Armee von 80,000 Mann, gerade in dem Zeitpunkte, als er sich nach dem Tode Stanislaus I. in die polnische Königswahl mischen wollte *).

Das Ministerium zählte so sicher auf den friedlichen Charakter des Kardinals Fleury, daß es glaubte, mit wenigen Worten und Truppen die Krone von Polen vergeben zu können: allein diese fremde Krone kostete den Kaiser drey Königreiche und einige schöne Provinzen seiner Erbstaaten. Schon waren die Franzosen über den Rhein gesetzt, und hatten Kehl belagert, und zu Wien wettete man noch über ihre Unthatigkeit. Dieser Krieg war die Frucht einer elenden Eitelkeit, und der Friede, welcher ihn endigte, die Folge der Schwache. Der Name des Prinzen Eugen gab zwar den kaiserlichen Waffen am Rhein noch einiges Gewicht; aber bald endigte er sein Leben, zu frühe für das Wohl des Hauses Oesterreich, und zu spat für seinen Ruhm.

Der Graf von Harrach erhielt die Stelle eines Hofkriegsrathspraſidenten, Königseck, Wallis, Seckendorf, Neuperg, Schmettau, Khevenhüller und der Prinz von Hildburghausen stritten um die gefahrliche Ehre, nach einem Eugen die Armeen zu kommandiren. Welches Unternehmen, gegen den Ruhm eines solchen Mannes zu kampfen, und einen Platz auszufüllen, den er mit so vielem Rechte zu behaupten wußte! Um also das Verdienst, was ihnen fehlte, zu ersetzen, nahmen sie ihre Zuflucht zur Intrigue. Seckendorf und der Prinz von Hildburghausen stützten sich auf die Gunst der Kaiserin, und eines Mini-

*) Ibidem. pag. 32.

sters, Namens Bartenstein, welcher ein Elsässer von Geburt und geringer Herkunft, aber fleißig und mit einem gewissen Knorr und Weber zu einem Triumvirate verbunden, die Geschäfte des Kaisers besorate. Khevenhüller hatte einen Anhang im Hofkriegsrathe, und Wallis, welcher sich rühmte, überall verhaßt zu seyn, und es auch war, keinen *).

Zu dieser Zeit waren die Russen mit den Türken in Krieg verwickelt, und die Fortschritte der Erstern flammten den Muth der Oesterreicher an. Bartenstein glaubte bey dieser Gelegenheit, die Türken aus Europa treiben zu können, und Seckendorf buhlte um das Kommando bey der Armee. So wurde Oesterreich unter dem Vorwande, daß der Kaiser den Russen, seinen Alliirten, gegen die Erbfeinde der Christenheit beystehen müsse, zu einem gefahrlichen Krieg verleitet. Jedermann wollte dem Kaiser rathen; seine Minister, die Kaiserin, der Herzog von Lothringen, Alles kabalirte am Hofe. Jeden Tag kam ein neuer Operationsplan vom Hofkriegsrathe zum Vorschein; aber die Kabalen der Großen und die Eifersucht der Generale machten sie alle scheitern. Die Befehle, welche die Anführer vom Hofe erhielten, widersprachen einer dem anderen; und sie sahen sich öfters genöthigt, Dinge zu unternehmen, welche gar nicht ausführbar waren **).

Diese häusliche Unordnung schadete den österreichischen Waffen mehr, als die Macht der Türken. Zu Wien stellte man Gebete an, während dem man in Ungarn Schlachten verlor. Man wollte Zuflucht zur Frommheit des Volkes nehmen, um die Ungeschicklichkeit seiner Generale zu decken. Seckendorf wurde am Ende des ersten Feldzugs eingekerkert; Königseck nach dem

*) Ibid. pag. 33. **) Ibid.

zweiten zum Großhofmeiſter der Kaiſerin gemacht; Wallis nach dem dritten in die Feſtung von Brünn, und Neuperg, welcher auf die ſchlechteſten Bedingniſſe den Frieden ſchließen mußte, in das Schloß von Glaz geſperrt. So beſtrafte man die unſchuldigen Werkzeuge einer ſchwachen Regierung, weil man die wahre Urſache des Unglücks nicht einſehen wollte, und tröſtete ſich damit, daß man einer offenbaren Ungeſchicklichkeit den Namen von einer heimlichen Verrätherey gab *).

Nach dem Abſchluſſe des Friedens von Belgrad befand ſich die öſterreichiſche Armee in einem kläglichen Zuſtande. Sie hatte bey Widdin, Mehadia, Panchova, Timok und Crutzka große Verluſte erlitten. Die ungeſunde Luft, verbunden mit dem ſchlechten Waſſer und der Peſt der Türken, brachte anſteckende Krankheiten unter ſie. Sie war geſchwächt und muthlos. Der Kaiſer hatte übrigens nicht mehr als 16,000 Mann in Italien, 12,000 in Flandern, und fünf bis ſechs Regimenter in den übrigen Erbſtaaten; ſo daß das Ganze nicht einmal 80,000 Mann ausmachte. Man gab im Jahr 1733 die Einkünfte auf 28 bis 30 Millionen an, allein davon verlor er einen betrachtlichen Theil durch die Kriege; und das übrige war kaum hinlanglich, den Aufwand der Armeen und Schulden zu beſtreiten. Nebſt dem waren die Finanzen in der größten Verwirrung, das Miniſterium in offenem Mißverſtandniß, die Generäle voll Eiferſucht, und der Kaiſer ſelbſt durch ſo viele Unglücksfalle des Lebens und ſeiner irdiſchen Krone müde **).

Die außern Verhaltniſſe der öſterreichiſchen Monarchie verſprachen keine beſſere Zukunft als die inneren. Frankreich, Spanien, Preußen und Bayern warteten nur auf

*) Oeuvres posthumes, T. I. Chap. 1. pag. 33. etc.

**) Ibid. pag. 36. et 37.

den Tod des Kaisers, um seine Erbstaaten zu vertheilen. England und die Seemächte schienen noch eine schwache Unterstützung zu geben. Rußland war mit den Turken und Schweden beschäftigt.

Die treuesten Anhanger des österreichischen Hauses waren noch der größere Theil der Reichsfürsten, allein deren Bündnisse konnten nicht viel Gewicht geben. Ihre Minister waren weder große Staatsleute noch von großen Hülfsquellen. Sie verstunden mehr die Kunst, über die goldenen Spitzen der Gesandten zu disputiren, und die Formalitaten des Ranges zu entscheiden, als die großen politischen Gegenstande zu umfassen. Sie glaubten die Repräsentanten der deutschen Fürsten und Volker zu seyn; indessen ihnen fremde Höfe Gesetze vorschrieben *). In einem solchen Zustande hinterließ Karl VI. seine Staaten, von innen in Unordnung, von außen von halb Europa angefochten, seiner großen Tochter, Maria Theresia.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, als man sogleich die Weissagung des Prinzen Eugen bestatigt fand. Die pragmatische Sanktion, welche dem Kaiser so viele Opfer, seinen Ministern so viele Negotiationen kostete, wurde von allen Seiten entweder nicht geachtet oder bestritten. Bayern machte Ansprüche auf Böhmen und Oesterreich; Preußen auf Schlesien; Sardinien und Spanien auf die italienischen Besitzthümer; und Frankreich wollte, indem es mit gesuchten Auslegungen der pragmatischen Sanktion auswich **), sich der

*) Ibid. pag. 206. et 207.

**) Man sagte: Que la garantie de la pragmatique Sanction que Louis XV. avoit donnée à feu l'Empereur, ne l'engageoit à rien, par ce correctif sauf les droits d'un tiers. — Oeuvres post. T. I. pag. 145.

Niederlande bemächtigen, und durch die Theilung der österreichischen Lande die Gesetzgeberin von Europa werden.

Der König von Preußen (Friedrich II.) fiel in dem ersten Laufe auf seiner Heldenbahn in Schlesien ein, und setzte sich sogleich durch die Schlacht bey Molwitz in Besitz dieses Herzogthums. Der Kurfürst von Bayern bemächtigte sich, unterstützt von französischen und sächsischen Armeen, des vordern Oesterreichs und Böhmens; Spanien und Sardinien bedrohten die italienisch-österreichischen Staaten, und die Kurfürsten des Reichs, geschreckt durch französische Waffen, setzten die Krone des deutschen Reichs auf das Haupt Karls VII. Der jungen auf allen Seiten bedrohten Fürstin blieb nichts mehr übrig als ihr Muth, einige Subsidien und vor allem die Liebe ihrer Unterthanen.

Hier verwarf sie die Friedensanträge des siegenden Friedrichs II.; dort ließ sie durch ihre Generale die ersten Anfalle der Feinde aufhalten; ihre Minister mußten die Seemachte, ihre Geistlichen und Räthe die Stände und Fürsten gewinnen. Sie selbst zog mit ihrem Erstgebornen nach Preßburg und warf sich in die Arme der ungarischen Nation, auf die sie ihre ganze Hoffnung setzte.

Große und edle Auftritte haben jederzeit auf ein großes und edles Volk Eindruck gemacht. So wissen wir, daß Brutus und die Virginia die Römer, Timoleon die Syrakusaner, das Mädchen von Orleans die Franzosen, und Pelayo die Spanier aus dem Schlafe gerissen haben. Theresia that ein Gleiches. Schön und jung, bedrängt und verfolgt, als Mutter und Königin, stellte sie sich mit ihrem erstgebornen Prinzen (Joseph)

unter die von jeher tapfern Ungarn, und rief sie auf, ihren Konig zu vertheidigen.

Wie ein elektrischer Schlag traf dieser Auftritt die Herzen der Edlen. Ein allgemeines Hurra! donnerte durch die Säle und Hallen des Hofes; wie Blitze flogen ihre Säbel aus den Scheiden heraus; sie schwuren einmuthig, mit Gut und Blut die Rechte ihres Monarchen zu schützen. Sogleich wurde ein allgemeines Aufgebot der ganzen Nation beschlossen; die Armeen mit mehreren tausend Mann verstärkt, und der ganze ungarische Adel saß auf, um gegen die Feinde ihrer Konigin zu ziehen.

Auf der anderen Seite wurden die Geschäfte einer klugen Negotiation nicht vergessen. Man zog von England und den Seemachten beträchtliche Subsidien und eine sogenannte pragmatische Armee nach Deutschland. Man versuchte durch annehmliche Friedensvorschläge Sachsen und Preußen von dem großen Bundnisse abzubringen. Man gewann oder erhielt einen großen Theil der Reichsfursten auf osterreichischer Seite, und suchte auf diese Weise das schreckliche Ungewitter wenigstens zu theilen, da man es nicht ganzlich abhalten konnte.

Indessen hatten manche Aeußerungen und die schnellen Fortschritte der Franzosen auch die Koalition selbst erkalten gemacht. Sachsen sahe wohl, daß es auch selbst bey einer Theilung den Kurzern ziehen wurde, und Friedrich II. Konig in Preußen, wollte nicht ferner die Macht seiner Alliirten vergroßern, da er bereits seinen Zweck erreicht und Schlesien so gut, als erobert hatte.

Die einzige Ursache, warum dieser König den Krieg mit der Konigin angefangen hatte, war die Eroberung dieses Herzogthums. Nur darum verband er sich mit Frankreich und Bayern; aber ersteres hatte ganz andere Absichten bey diesem Bunde. Das Ministerium von

Versailles glaubte, daß es um die Macht Oesterreichs geschehen sey, und man sie ganzlich zu Grunde richten konnte. Es wollte auf den Trummern dieses Reichs vier Staaten erheben, welche sich einander das Gleichgewicht halten konnten: die Konigin von Ungarn sollte dieses Konigreich nebst Oesterreich, Steyermark, Karnthen und Karntol behalten; dem Kurfursten von Bayern sollte Bohmen, Tyrol und das Breisgau; dem Konig von Preußen das untere Schlesien, und dem Kurfursten von Sachsen Oberschlesien und Mahren gegeben werden.

Diese vier Nachbarn hatten sich in die Lange nicht vertragen konnen, und Frankreich bereitete sich dadurch die Rolle einer Schiedsrichterin und Beherrscherin kleiner Fursten vor, welche es selbst um sich her geschaffen hatte. Das hieße die Politik der alten Romer in den bluhendsten Zeiten der Republik wieder herstellen. Dieses Projekt ließ sich aber weder mit der Unabhangigkeit des deutschen Reichs noch mit den Absichten des Konigs von Preußen vereinbaren, welcher nur auf die Vergroßerung seines Hauses dachte, und weit entfernt war, seine Truppen fur die Erweckung neuer Nebenbuhler aufzuopfern. Wenn der Konig sich zu einem blinden Werkzeug fremder Politik hatte machen lassen, wurde er sich selbst sein Joch bereitet, und jene Universalmonarchie herbeygefuhrt haben, deren eitles Projekt man sonst Karl V. zugeschrieben hat. Die Klugheit erforderte daher von ihm ein gemaßigteres Betragen gegen die Konigin von Ungarn, wodurch er ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Hause Oesterreich und Bourbon erhalten konnte. Er neigte sich daher zu einem Partikularfrieden mit der bedrangten Therese, und gab ihr dadurch starkere Mittel, ihre ubrigen Feinde bekriegen zu konnen *).

*) Ibid. pag. 197.

Sobald die Königin diesen ihr so gefährlichen Feind durch die Abtretung von Schlesien besänftigt hatte, waren ihre Waffen auf allen Punkten ihrer Erbstaaten glücklich. Die 100,000 Mann starke französische Armee mußte sich fast gänzlich aufgerieben aus Böhmen über den Rhein zurückziehen: die Sachsen verließen das Bündniß und gingen in ihr Land zurück; und die Bayern verloren nicht nur ihre gemachten Eroberungen, sondern ihre eignen Staaten. Ja der Schwager Theresiens (Karl von Lothringen) ging sogar über den Rhein, um die Franzosen in ihrem eignen Gebiete anzugreifen. Der König von Preußen mußte von neuem die Waffen gegen sie ergreifen, um den Verbündeten eine neue Stütze zu geben *).

Unter diesen Umständen starb Kaiser Karl VII. Dieses Ereigniß erfüllte die letzten Wünsche der regierenden Königin. Der Sohn dieses unglücklichen Regenten, Maximilian, schloß sogleich den Frieden mit ihr zu Füssen, wodurch er von ihr seine Kurstaaten wieder erhielt. Der größere Theil der Kurfürsten war auf ihre Seite getreten. Sie deckte die Kaiserwahl zu Frankfurt mit ihren Armeen, und sie hatte das Vergnügen, ihrem Gemahle Franz I. die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, welche bisher das Haupt eines Fürsten deckte, der kein Oesterreicher war.

Bey diesem glänzenden Schauspiele war sie nicht einmal ungehalten, wenn man bemerkte, daß Franz nur als die Hülle der kaiserlichen Würde, sie aber als die Seele davon angesehen wurde. Sie ließ ihm die äußere Vorstellung des Gepränges, behielt aber die Gewalt für sich. Sie betrachtete die Fürsten jetzt als ihre Unterthanen, und herrschte sowohl im Reiche als ihren eignen Erb-

*) Ibid. pag. 198.

staaten *). So hat Maria Thereſia durch ihre Standhaftigkeit und Klugheit ſich und ihre Staaten vom Untergange gerettet, und die öſterreichiſche Monarchie, kleine Opfer ausgenommen, in ihrer Größe erhalten. Dieß war gewiß alles, was man von einer jungen Fürſtin erwarten konnte, welche kaum auf den Thron gekommen, ſich des Geiſtes ihrer Regierung bemächtigte und die Seele ihres Staats- und Kriegsraths war **).

Achtundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ſich bey dem Aachner Frieden das politiſche Syſtem in Deutſchland und Europa verändert habe.

Seit der blutigen Fehde zwiſchen Karl V. und Franz I. waren Oeſterreich und Frankreich die Häupter zweyer in Deutſchland und Europa gegeneinander ſtreitenden Partheyen; und durch beyde, ja ſogar auf Unkoſten beyder, wurden die mindermächtigen Staaten in ihren Rechten und ihrer Selbſtſtändigkeit erhalten. Da trat bey dem Aachner Frieden Kaunitz auf und ſagte: „Beynahe ſchon drey Jahrhunderte hindurch kämpfen „Oeſterreich und Frankreich für kleine, undankbare „Fürſten und Republiken. Sie opfern ihr Geld, ihr „Kriegsvolk und ihre Provinzen auf, um einige darunter „zu erhalten, andere ſelbſt auf ihre eigne Koſten groß „zu machen. Dieß ſey ferner nicht! laßt uns einen

*) Ibid. T. II. pag. 234 et 235.

**) Ibid. T. I. avant propos pag. 9. Der größte Theil dieſes ganzen Kapitels ſind eigne Worte Friedrichs II.

„Bund der Mächtigen schließen, und wir geben Gesetze „und Frieden in Europa.“ Diese Worte blieben nicht unerhört. Die Höfe von Wien und Versailles verbanden sich, und nahmen nach der Hand auch noch Rußland und Spanien auf. Europa stund schon zu der Zeit auf dem Punkt, wo es jetzt steht, hätten nicht Britanniens Schätze und Friedrichs II. Genie den Plan vereitelt.

Indessen hatte sich dadurch doch das politische System von Deutschland und Europa gänzlich geändert. Die mindermächtigen Staaten fanden weder an Oesterreich noch Frankreich einigen Schutz mehr. Englands Schätze konnten keine Armee bilden, und Friedrichs Genie verschwand mit seinem Tode. Der Fürstenbund war der Schwanengesang ihrer Selbstständigkeit.

Daher finden wir auch so seltsame und inkonsequente Handlungen und Verbindungen unter den deutschen Fürsten. Geistliche Staaten wurden Alliirte der Protestanten; Oesterreich half selbst die Reichsverfassung untergraben, und Frankreich unterstützte dessen Absichten in Arrondirung seiner Staaten. Bey einer so veränderten Lage der Dinge konnte das deutsche Reich nur noch durch zwey Mittel erhalten werden: durch einen Regenten, wie Friedrich II., oder einen Fürstenbund zu Anfange der französischen Revolution.

Neunundfunfzigſtes Kapitel.

Wie ein Kurfürſt von Brandenburg ſich gegen ganz Europa vertheidigen konnte.

Wir haben in der alten Geſchichte mehrere Beyſpiele, daß ein kleiner Staat ſich nicht nur ohne alle fremde Unterſtützung vertheidigte, ſondern auch noch ſeine Feinde beſiegte; allein die meiſten Staaten des Alterthums waren entweder große entnervte Reiche oder tapfere kleine Republiken, wo alſo das Krafteverhältniß nicht ſo verſchieden ſeyn konnte. Auch in der neuern Geſchichte haben wir an Holland, Venedig und der Schweiz große Beyſpiele muthiger Vertheidigung gegen mächtige Feinde. Selbſt die Geſchichte geiſtlicher Staaten giebt an Johann Philipp von Maynz und Bernhard von Münſter Beweiſe kluger Wehre und Negotien zwiſchen mächtigen Feinden. Aber ſeit der Ligue von Cambrai haben wir kein glänzenderes Beyſpiel großer Selbſtvertheidigung geſehen, als an Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege. Die mächtigſten Reiche der Welt, ſeine gefahrlichſten Nachbarn auf der Grenze, und das ganze deutſche Reich, ſeine Richter und Mitſtande, waren gegen ihn verſchworen, er ſiegte über alle durch die Sparſamkeit ſeiner Mittel und die Energie ſeiner Kräfte.

Friedrich II. giebt uns im ſiebenjährigen Kriege ein glanzendes Muſter von Entſchloſſenheit in großen Gefahren. Da er das Ungewitter über ſeinem Haupte ſich zuſammenziehen ſahe, wartete er nicht erſt, bis ſeine Feinde ihre Streitkräfte vermehrt, ihre Heere vereinigt hatten; mit der Schnelligkeit eines Adlers fiel er in Sachſen und Böhmen ein, und hatte ſchon eine Armee

geschlagen, die andere gefangen, ehe seine Feinde noch hinlänglich gerüstet waren. Nach der unglücklichen Schlacht bey Kollin schienen seine Armeen zerstreut, der Kern seiner Truppen getödtet und gefangen und seine Staaten von allen Seiten angefallen. Da wickelte er sich durch sein Genie aus dem Labyrinthe dieser Unglücksfälle. Er schlug durch seine konzentrirte Flankenmanövres die Franzosen bey Roßbach, die Oesterreicher bey Leuthen mit kaum halb so viel Soldaten, als seine Gegner hatten. Bey Liegnitz und Bunzelwitz war er endlich ganz eingeschlossen, und, so zu sagen, schon seiner Staaten beraubt. Im erstern Falle rettete er sich durch Verwegenheit seines Angriffs, im letztern durch die Festigkeit seiner Verschanzungen. Beyde Operationen sind Meisterstücke des Angriffs- und Vertheidigungskrieges.

In Unterhaltung seiner Armee kann er nicht weniger als Muster dienen als in Anführung derselben. Obwohl seine Staaten kaum sechs Millionen Menschen enthielten, so zog er doch mit einem Heere von 200,000 Mann sieg- und taktikgewöhnten Truppen seinen Feinden entgegen. Die vielen Schlachten, welche er theils gewonnen, theils verloren hatte, rieben seine Leute auf; und da ein großer Theil seiner Erbstaaten von den Feinden eingenommen waren, mußte es ihm, ohne außerordentliche Mittel, an Geld, Mannschaft und Munition fehlen. Dieß Alles aber ersetzte seine Sparsamkeit und sein Genie. England hatte ihm Subsidien bezahlt, welche er ummünzen und in doppeltem Werthe zirkuliren ließ. Die Civilbedienten wurden entweder nur zur Hälfte bezahlet, oder auf Rückstände angewiesen. In den eroberten Ländern schrieb er starke Kontributionen aus, und erhielt darin seine Truppen auf fremde Kosten. Die Hälfte seiner Armeen bestand aus Fremden, und da er sie beständig zum Siege

führte, liefen ihm alle junge Leute zu, welche entweder an seinem Ruhme Theil nehmen, oder mit seinen Truppen Beute machen wollten.

Endlich wußte er seine Feinde selbst gegen einander aufzubringen. Da bey einer jeden großen Koalition nothwendig Eifersucht, Mißtrauen und Privatinteresse wirken, so benutzte er die glücklichen Augenblicke, um entweder die Energie der Anführer zu lahmen, oder die Bündnisse zu trennen. So unterhielt er die Eifersucht der französischen Generale, so theilte er die Stände auf dem Reichstag, und so drehte er Rußland für sich gegen Oesterreich. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hielte man ihn verloren, in dem Lager von Bunzelwiz schien er vernichtet; aber am Ende des Kriegs trat er mit Ehre und Ruhm bedeckt von dem Kampfplatze, ohne auch nur eine Hufe Landes verloren zu haben. So kann ein Fürst, welcher Genie und Muth hat, auch gegen eine halbe Welt sich vertheidigen. Was kann ein Fürst, welcher, nebst Muth und Genie, auch noch Macht hat!

Sechszigſtes Kapitel.

Die Reformen Joſephs II.

Il y a deux sortes de tyrannie: une réelle, qui consiste dans la violence du gouvernement; et une d'opinion, qui se fait sentir, lorsque ceux qui gouvernent, établissent des choses qui choquent la manière de penser d'une nation. Lorsqu'on veut changer les moeurs et les manières, il ne faut pas les changer par les lois; cela paroîtroit trop tyrannique; il vaut mieux les changer par d'autres moeurs et d'autres manières.

Montesquieu.

Wir haben in unſern Tagen zwey Revolutionen beginnen und ſcheitern geſehen. Eine in Oeſterreich, die andere in Frankreich. Beyde wurden aus gleichen Grundſätzen angefangen; beyde mißglückten aus gleichen Urſachen. Erſtere verſuchte ein aufgeklarter Fürſt mit einem noch unkultivirten Volke; letztere ein aufgeklartes Volk gegen eine unkluge Regierung. Bey der erſtern ließ ſich ein Kaiſer von einem durch Jahrhunderte geehrten Throne herab zu dem Volke, bey letzterer ſchwang ſich ein Held aus dem Volke auf einen neuen Kaiſerthron. Erſtere endete mit dem Tode des Monarchen, letztere mit der Zernichtung der Demokratie. Es wird der Mühe werth ſeyn, die Urſachen aufzuſuchen, warum beyde das nicht hervorbrachten, was man von ihnen hoffte.

Als Kaiſer Joſeph II. zur Regierung kam, fand er ein auf allen Seiten ausgedehntes Reich, eine zahlreiche und geübte Armee, vortheilhafte Verbindungen

von Außen, und unerschöpfliche Hülfsquellen im Innern seiner Staaten. Die Großen ehrten ihn, die Aufgeklarten hofften von ihm, das Volk liebte ihn. Er hatte sich während seiner Mitregentschaft außerordentliche Kenntnisse erworben; es fehlte ihm nicht an geschickten Subjekten; er besaß Ruhmbegierde und Muth; man erwartete große Dinge von ihm; er wollte große Dinge hinausführen. Warum ist ihm alles mißglückt?

Ein jeder Fürst oder Volksführer, welcher eine Reform in seinen Staaten vornehmen will, muß vor allem auf den Stoff denken, den er bearbeiten, und dann auf die Mittel, wodurch er wirken soll. Das Volk der österreichischen Monarchie ist ein gutmüthiger, tapferer, zu soliden Kenntnissen aufgelegter, und auch auf die Größe seiner Regenten stolzer Schlag von Menschen. Allein die Stufe der Kultur ihrer vielen Staaten ist abwechselnd, die Regierungsform verschieden, der Nationalcharakter mannichfaltig, und überhaupt an alte, durch Jahrhunderte bestehende Formen gewöhnt. Bey solchen Umständen muß man mit der größten Behutsamkeit drein gehen, wenn man mit Frucht operiren will.

Die Mittel, welcher man sich bey Reformen zu bedienen pflegt, sind entweder durchgreifende Gewalt, oder Vorbereitung der Gesinnungen. Ersteres kann nur bey einem Volke angewendet werden, das an eine harte despotische Regierung gewöhnt ist, und wo der Regent durch keine Verfassung gebunden ist. So griff Peter der Große in Rußland durch. Nachdem er die Strelitzen und Popen gebändiget hatte, konnte er des Gehorsams versichert seyn.

Ganz anders war es in der österreichischen Monarchie, als Joseph seine Reformen beginnen wollte. Sein Reich bestand aus mehreren von einander unab-

hangigen und zerstreuten Staaten; die Geistlichkeit und der Adel hatten den grösten Einfluß auf die Masse des Volkes, und die deutschen Fürsten, welche auf der einen Seite sich seine Unterthanen nannten, konnten auf der anderen machtige Feinde werden. Bey solchen Umstanden blieb ihm nichts anders übrig, als das durch Güte und Vorbereitung hinauszuführen, was durch Gewalt nicht wohl durchzusetzen war.

Vor allem mußte er die ersten Stande und Vorsteher seiner verschiedenen Staaten zu gewinnen suchen, und wo war dieß leichter zu bewirken, als in dem grösten seiner Reiche, dessen Häupter ihn schon als Kind so großmuthig vertheidigt hatten.

Ein Volk ist zu großen Aufopferungen und Reformen fahig, wenn man es gut zu behandeln, und selbe durch seine Vorstande einzuleiten versteht. Waren die Stande einmal gewonnen gewesen, so mußte er die vorzüglichen Köpfe seiner Monarchie hervorsuchen, und selbe an die Spitze der Geschafte, besonders des Erziehungswesens stellen; dabey konnte er eine grose Menge aufgeklärter Geistlichen benutzen. Da dieser Stand einen so außerordentlichen Einfluß auf die Meynung des Volkes hatte, so würde es seinen Absichten sehr vortheilhaft gewesen seyn, selbe durch ihn selbst befordern zu lassen. Am Ende konnte er sich auch auf seine Armee und den darin beforderten Adel verlassen. Die Soldaten liebten ihn, und eine im Hintergrunde drohende Macht würde ihm vortrefflich gedient haben, die Aufwiegelungen übelgesinnter Menschen zurückzuhalten.

Besonders aber durften seine inneren Einrichtungen und Anstalten nicht mit seinen außern Verhaltnissen und Unternehmungen im Widerspruche stehen. Wollte er Eroberungen machen, oder sein Reich auf eine vortheil-

hafte Weise runden, so mußte er alle schiefen Eindrücke von Eigenmacht oder Eroberungssucht vermeiden. Manche seiner Staaten, besonders die Ungarn und Niederlander, waren leicht durch fremde Einflüsse gegen ihn aufzubringen. Im deutschen Reiche hatte er immer eine widersprechende Parthey zu befürchten, und in Italien konnte ihm der Pabst und andere Machte schaden, wenn er sie beleidigte.

Aus dieser kurzen, aber wahren Schilderung des Zustandes der osterreichischen Monarchie und ihrer Verhaltnisse wird es deutlich, warum die so heilsamen Reformen, welche der Kaiser Joseph II. vornehmen wollte, scheitern mußten. Er griff mit raschem Geiste durch alle Verhaltnisse seiner verschiedenen Staaten, und unternahm, ohne nur die Stände darum zu fragen, Veränderungen, welche gegen die Verfassungen und Gesetze der Lander zu gehen schienen. Statt sich kluger und erfahrner Leute zu bedienen, welche das Volk mit Glimpf und Schonung zum Lichte vorbereitet hätten, vertraute er die ersten Stellen und Lehrstühle unbedachtsamen Schwatzern oder despotischen Reformatoren an, welche das Volk durch ihre Reden und Schriften eher aufgebracht, als aufgeklärt, und durch ihre eigenmachtigen Hand'ungen die vornehmsten Stände beleidigt hatten. Er wollte mit unerschütterlicher Rastlosigkeit den wilden Acker mit eigenen Händen bauen, und gleich die Früchte seiner Arbeit sehen, da ein noch so unkultivirtes Land kaum die erste Blüthe versprach.

Am meisten aber fehlte er darin, daß er seine inneren Reformen mit seinen äußern Verhaltnissen in Kollision brachte. Er wollte, um seine Staaten vortheilhaft zu runden, die Niederlande gegen Bayern vertauschen, und brachte dadurch beyde Völker gegen sich auf. Er ließ

ſich mit Rußland in ein Bündniß gegen die Türken ein, und hatte zuvor die Ungarn mißvergnügt gemacht, auf deren Boden gefochten werden ſollte. Er wollte ſein Anſehen in Deutſchland und Italien vergrößern, und hatte den Pabſt und die deutſchen Fürſten beleidigt. Er ſuchte ſich durch das mächtige Bündniß mit Frankreich und Rußland zu verſtärken, und ließ auf der einen Seite durch ſeine Schweſter die franzöſiſche Revolution befördern, auf der anderen die Laſten des Türkenkriegs allein auf ſich ſchieben. Er begann als ein großer, vielverſprechender Reformator, von ſeinem Volke geliebt, von ſeinen Feinden gefürchtet, von Allen geachtet. Er endete nachgiebig, unglücklich, abzehrend, und von eben dem Volke gehaßt, für deſſen Wohl er ſein Leben geopfert hatte.

Nach ſeinem Tode ſahen wir ein noch viel größeres Unternehmen ſcheitern. Ein ganzes Volk ſtand auf, und forderte ſeine Freyheit und ſeine Rechte. In Oeſterreich war es nur einer und der Regent ſelbſt, welcher Verbeſſerungen vornehmen wollte; in Frankreich ſahe man die Majorität des Volkes die Geſetze der Vernunft predigen. In Oeſterreich ſollte das Licht vom Throne herab eine noch rohe Menge erleuchten; in Frankreich ſchienen die einzeln zerſtreuten Strahlen in einem gemeinſchaftlichen Lichtpunkte zuſammen zu treffen, und ſich über ganz Europa zu verbreiten.

Allein auch hier ging es, wie in Oeſterreich. Der Wille war gut, das Unternehmen edel, der Anfang vielverſprechend. Aber aus allen Verhandlungen leuchtete bald Unbedachtſamkeit und Willkühr hervor.

Man konnte gleich in den erſten Verhandlungen und Dekreten der konſtituirenden Nationalverſammlung ſehen, daß hier nicht der Geiſt der Weisheit herrſche,

welcher einem Senate oder einer gesetzgebenden Versammlung geziemt. Statt durchgedachte und auf die Zeitumstände passende Gesetze zu geben, unterhielt man das Volk wie auf einem Theater mit schönen Prunkreden, oder, wie in Schulen, mit abstrakten Sätzen. Statt weise Einrichtungen und Institute anzulegen, worin der Geist zubereitet worden wäre, errichtete man Pöbelgesellschaften und Flitterfeste; und statt die verlierenden Klassen zu gewinnen oder zu entschädigen, brachte man sie zur Verzweiflung.

In allen wohlgerathenen Revolutionen hat man die Mehrheit der Volksklassen auf seine Seite gezogen. Wer Alles angreift und beleidigt, verliert zuletzt auch Alles. Die französischen Volkshäupter konnten sich nicht wie der Kaiser Joseph über die Mißstimmung des Volks beklagen. Sie hatten die aufgeklärtere Geistlichkeit, den mit dem Hofe unzufriedenen Adel, die Gelehrten, die Handelsleute und den größeren Theil des gemeinen Volkes auf ihrer Seite. Die bey weitem größere Menge der Franzosen wünschte eine Verbesserung der Verfassung. Aber bald verloren sie die Zuneigung eines jeden Standes, weil sie sie alle beleidigten. Ihr erster Angriff geschahe auf den Hof und die große Anzahl der Menschen, welche ihm zugethan war; dann zogen sie nicht nur gegen die Geistlichkeit, sondern gegen alle Religion selbst zu Felde. Die Reihe kam hernach an den Adel und die privilegirten Klassen. Die Parlamente und sonstigen Staatsbeamten, welche doch bisher als die einzigen Stützen der Freyheit angesehen wurden, blieben nicht verschont. Bald darauf wurden die Reichern und Handelsleute gepfündert. Endlich rückten sie selbst gegen das gemeine Volk an; ja sogar die Gelehrten und Patrioten, welche die Revolution vorbereitet hatten, wurden ein Opfer der Partheywuth und Unklugheit.

Durch dieſe gewaltſame, wo nicht abſcheuliche Art, die innern Angelegenheiten eines ſo großen Volkes zu ordnen, wurden auch die äußeren Verhältniſſe um ſo gefährlicher und der guten Sache nachtheiliger. In vorigen Zeiten ſind auch Revolutionen vorgenommen, und wichtige Veränderungen in den Verfaſſungen gemacht worden: allein die Staaten, worin ſie vorgingen, wurden dadurch nicht in einen allgemeinen Krieg mit allen Mächten verwickelt. Im Gegentheil wußten ſich ihre Häupter ſogar den Schutz auswärtiger Fürſten und Nationen zu verſchaffen. So wiſſen wir, daß die holländiſche Revolution durch Frankreich und England, die amerikaniſche durch Spanien und Frankreich unterſtützt wurden.

Da aber die Häupter der franzöſiſchen Revolution alle Stände zu vernichten, alle Thronen zu erſchüttern, und alle, auch die beſten Regenten zu beleidigen drohten, bekamen nicht nur ihre Feinde, ſondern ſelbſt ihre natürlichſten Bundesverwandten einen Abſcheu vor ihnen. Sie ergriffen allgemein die Waffen gegen Frankreich, aus Furcht, nicht ſelbſt bekriegt zu werden.

Es iſt freylich nicht zu läugnen, daß die Konvention von Pilnitz viel dazu beygetragen habe, die Wuth der Volkshäupter anzufachen, und den Krieg allgemein zu machen. Da man aber gleich bey den erſten Ausbrüchen der Revolution Alles zerſtörende Grundſätze äußerte, und auch gar keinen Schritt thun wollte, fremde Höfe oder Mächte zu gewinnen, ja alle Könige und Fürſten aufbrachte: ſo war es ganz natürlich, daß zuletzt nur Wuth und Schrecken an die Tagesordnung kamen.

Eine andere Unbedachtſamkeit war, daß man gleich eine auf Schrauben geſtellte Konſtitution entwarf, und deren Vollführung zum Theil in die Hände derjenigen gab, gegen die ſie gerichtet war. Wie konnte man ſich

versprechen, daß ein ohne das oberflächlich überdachtes Werk durch Menschen erhalten werden könne, welche eben wünschten, daß es wieder zerfallen möchte? Es gab in den alten Verfassungen der europaischen Staaten viele Anstalten, welche durch Jahrhunderte geprüft, und auf die Sitten der Völker gegründet waren: diese hatte man nur verbessern, ihnen einen neuen Geist einhauchen durfen; und hinter dem gothischen Gerüste ware ein schöner Bau der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen, welchen selbst diejenigen, so an ihre alten Ritterschlösser gewohnt gewesen waren, mit Freude bewohnt haben würden. Aber man zerschmetterte gleich alle Formen und Grundfesten, erhob darüber ein zwar glanzendes, aber jedem Windstoße ausgesetztes Kartenhaus, und da seine leichten Wände nicht halten wollten, führte man das schreckliche Blutgerüst der Guillotine um es herum, daß jeder davor zurückbebte, wie vor einer Rauberhöhle, und sich lieber die alten, obwohl unregelmäßigen Burgen zurückwünschte.

Wahrend dem auf diese Weise eine Konstitution der anderen wiche, und die Revolution täglich grausamer, der Krieg allgemeiner wurde, hatte sich der auf Freyheit und die ersten Rechte der Menschen gegründete Staat schnell in eine militarische Republik verwandelt. Die Gesetze schliefen, die friedlichen Gewerbe wurden auf die Seite gelegt, alles, was Waffen tragen konnte, mußte zu den Armeen marschiren. Es gab fast nur zwey Beschäftigungen in Frankreich, der Ackerbau, um sich zu ernahren, und die Kriegskunst, um sich zu wehren.

In dieser strengen eisernen Lage der Republik wurde natürlicher Weise Feldherrntugend und Feldherrnruhm allein geschätzt. Der tapferste und glücklichste Krieger schien auch das tüchtigste Oberhaupt des Staates zu seyn.

Zu der Zeit erschien ein Mann, bedachtsam in seinen Entwürfen, kühn in seinen Vollstreckungen, glücklich in seinen Unternehmungen, und stellte sich an die Spitze einer so großen von Innen und Außen zerrütteten Maschine. Er gab den Geschäften Einheit, dem gesellschaftlichen Leben Ordnung, den Armeen Sieg, der neuen Verfassung äußere Achtung, dem Volke innere Ruhe und Frieden. Aller Augen merkten auf ihn, Aller Hoffnungen stützten sich auf ihn; er hielt Frankreichs und Europens Schicksal in seiner mächtigen Hand.

Vier wichtige Aufgaben lagen nun vor ihm, welche er aufzulösen hatte. Das Volk bedurfte einer Moral und Religion ohne Aberglauben, das Land einer Verbesserung ohne Bedrückungen, der Staat einer Verfassung ohne Despotie, und Europa eines Friedens ohne Ungerechtigkeit. Napoleon glaubte ersteres durch ein neues, mit dem Pabste geschlossenes, Konkordat und freye Religionsübung, das zweyte durch die Verbesserung der Finanzen, das dritte durch eine eingeschränkte Monarchie, das letzte durch den Frieden von Lüneville und Amiens bewirkt zu haben.

Wenn man nach allen diesen Bemerkungen die österreichische mit der französischen Revolution vergleicht, so wurden sie zwar nach einerley Absichten und Grundsätzen unternommen, aber nach verschiedenen Richtungen ausgeführt. Erstere ging von einem gebietenden Monarchen aus, und endete mit einem aufgebrachten Volke; letztere begann mit einem aufgebrachten Volke, und endet mit einem gebietenden Monarchen. Bey erstrer sollten die Mißbrauche des Volks, bey letzterer jene der Regierung verbessert werden. Erstere verstieß sich an der Unbedachtsamkeit des Monarchen, letztere an dem Leichtsinne des Volkes. Joseph setzte sein Leben auf die Spitze, um

einem unkultivirten Volke Freyheit, Napoleon, um einem zerrütteten Staate Ordnung zu geben. Beyde Revolutionen geben uns die große Lehre: daß wenn man ein großes System hinausführen will, man vor allem auch auf die Mittel denken müsse, wodurch man es hinausführen könne.

Einundsechzigstes Kapitel.

Von der politischen Aufklärung.

Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

In keinem Zeitalter ist mehr von Aufklärung geredet und geschrieben worden, als in unserm sich aufgeklärt nennenden Jahrhunderte; und doch hat man nie weniger Aufklärung über den Begriff von Aufklärung erhalten, als jetzt. Sonst nannte man Gründlichkeit in gründlichen und praktischen Wissenschaften Weisheit, und Erfahrung in Welthandeln Klugheit; und Jedermann wußte, was er damit wollte: aber seit der Spottepoche Voltaire's und seiner Nachbeter wird der Witzling mit dem Weisen, der Schwätzer mit dem Gründlichgelehrten, und der grobe Recensent mit dem klugen Staatsmanne in Eine Kategorie gesetzt. Sie werden alle zugleich aufgeklärt genannt. Ja je oberflächlicher in seinen Kenntnissen, je ungebührlicher in seinen Ausdrücken, je frecher in seinen Behauptungen sich ein Mensch zeigt, je eher erwirbt er sich den Namen eines Aufgeklärten. Diese schwankende Unbestimmtheit in Begriffen und schädliche

Verschwendung einer rühmlichen Benennung, hatte sich besonders zu Anfang der Regierung des Kaisers Joseph II. an den Tag gegeben; wir wollen versuchen, die Begriffe davon zu berichtigen.

Unter dem Worte Aufklärung verstand sonst jeder gescheute Mann nichts anderes, als den richtigen Begriff einer Sache, und ihrer Nutzbar- oder Schädlichkeit. So weiß jeder Bauer, was sein Pflug, jeder Schuster, was sein Leisten ist, und wozu er sie brauchen kann. Es giebt aber Dinge, welche der Mensch wegen Beschränktheit seiner Natur nicht ergründen kann, worüber er also auch nie eine richtige Aufklärung erhalten wird, er mag so lange und so viel darüber nachdenken und sinnen, als er will. So haben seit Anbeginn menschlicher Untersuchungen viele weise und gelehrte Leute über den Ursprung der Dinge, über Gott, über das Verhältniß des Geistes zu dem Körper und andere unergründliche Dinge nachgedacht, und niemals den Grund davon auffinden können; ja Viele darunter verfielen auf die abgeschmacktesten und lächerlichsten Behauptungen. In diesen Dingen ist also der menschliche Geist beschränkt; und welcher Weise oder Philosoph behaupten will, er sey darüber aufgeklärt, beweist gerade dadurch, daß er über sich selbst nicht aufgeklärt, folglich kein achter Aufgeklärter sey. Daher sagte auch der bescheidene **Sokrates**: daß es eben ein Zeichen eines Weisen sey, wenn er bekenne, daß er darüber nichts wisse. Wir wollen die unbegreiflichen Dinge **Natur- oder Religionsgeheimnisse** nennen und annehmen, daß wir darüber keine achte Aufklärung erhalten können.

1.

Natur- und religiöse Aufklärung.

Wenn man die verschiedenen Meynungen der alten und neuen Philosophen und Theologen über die unbegreiflichen Geheimnisse Gottes und der Natur genau prüft, so lassen sie sich in zwey große Sekten theilen, nämlich in die eleatisch-epikurische und die platonisch-stoische. Jene behauptete: daß alle Dinge der Welt nichts anders als eine Wirkung einer oder mehrerer Substanzen seyen, und entweder durch Nothwendigkeit oder Zufall hervorgebracht würden. Diese setzte aber eine allgemeine göttliche Vernunft voraus, welche alles geordnet habe und wieder zur Vernunft und Sittlichkeit führen müsse. Es würde für eine politische Schrift zu weitläuftig werden, wenn ich alle die besondern Entwickelungen und Sätze dieser Systeme anführen wollte. Das Eins und Alles des Pythagoras und Xenophanes, der Nous des Anaxagoras, die Ideen des Plato, die Entelechien des Aristoteles, die Atomen des Epikur, der influxus physicus des Cartes, die Substanz des Spinoza, die Monaden und vorherbestimmte Harmonie des Leibniz, das Ich des Fichte, und der Idealism des Schelling ꝛc. sind Beweise genug von der Unzulänglichkeit ihrer Untersuchungen; keiner von allen diesen Philosophen konnte mit Zuversicht sagen: ich bin in die Geheimnisse Gottes und der Natur eingedrungen; und wenn er auch so dreist seyn, und seine Meynung als einzig wahr und unfehlbar darstellen wollte, wurde ihm sogleich widersprochen, oder er fand wenigstens keinen allgemeinen Glauben.

„Die aufgeklarte Theologie," sagt Schlegel *) „soll zuvorderst in der Forderung vollkommener Begreiflichkeit der Religion, also in der Verwerfung aller Geheimnisse und Mysterien bestehen; wo sie sich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten lassen, werden sie weg erklart. Das unvernunftige in dem Bestreben, Alles auf Verstandlichkeit zurückzuführen, tritt hier im vollesten Maße ein: denn der Mensch, der ganz aus Widersprüchen zusammengewebt ist, kann sich nicht mit seiner Betrachtung in das Unsichtbare und Ewige vertiefen, ohne sich in einen Abgrund der Geheimnisse zu stürzen. Ferner wird in dieser Theologie die Phantaße als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel möglich individualisirende Darstellung zu geben, verkannt. Da es sich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienst über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen desselben ursprunglich eingesetzt waren, ganzlich verloren geht, daß die Hulle für das Wesen genommen wird; so hat die Aufklärung in ihrer Polemik hingegen gewissermaßen Recht. Wer heißt sie aber die Idee, welche einem Gottesdienste zum Grunde liegt, nicht besser fassen, als seine grobsinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, sollte sie vielmehr das gleichsam versteinerte und entseelte Symbol wieder zu beseelen wissen. Aber sie will eine pur vernunftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder, und ohne Gebrauche. Man sieht leicht ein, daß dieß tödtlich für die Poesie ist, welche einzig auf dieser Seite ihre

*) Europa, zweyten Bandes erstes Heft, Seite 71. In diesem vortrefflichen Aufsatze wird nicht nur Religion, sondern auch Sittlichkeit, Philosophie und Poesie nicht als Gegenstand der sogenannten Aufklärung gehalten

Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum anderen Gott unter menschlichen Bildern darstellt, kommt dabey freylich schlecht weg. Sobald der Mensch sich aber in eine persönliche Beziehung mit der Gottheit setzt, so kann er gar nicht aus dieser Vorstellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde seines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weise, eine menschliche Bildung schweben. Was liegt denn auch hierin so unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdisch betrachten, als ein Werkzeug sinnlicher Bedürfnisse und Genüsse. Mit geistigeren Blicken angesehen, ist er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Universums, was die Astrologen so schon durch das magische Wort Mikrokosmus bezeichnet haben. Betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, so bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Gestalt, und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bey einer Religion, die ein historisches Fundament hat wie die christliche, die aufgeklärte Ansicht der Geschichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geschlechter in nichts von dem unserigen verschieden gewesen seyn können; alles wird also nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verspottet oder weg erklärt. Als den Stifter dieser Ansicht kann man hauptsächlich Voltairen nennen, dem unsere neueren Exegeten mehr folgen als sie selbst wissen."

„Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklärung betrachtet zu werden pflegt, verhält sichs ohngefähr eben so. Als politische Maxime betrachtet, daß nemlich Glieder

verschiedener Religionspartheyen in einem Staate ungestört ihren Gottesdienst ausüben dürfen, kann sie sehr empfehlenswerth seyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, ist aber in so fern keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeiten. Als Gesinnung hingegen fragt es sich, ob sie nicht blos verkleideter Indifferentismus ist; denn unmöglich kann es einem gleichgültig seyn, ob Menschen, für die er sich interessirt, über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das Gültige und Gute hierin auch in einer von der unsrigen sehr verschiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philosophische Universalität des Geistes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung seyn, sondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, so bescheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erst fragen, in wie fern die anderen, verschieden Gesinnten, uns dulden und ertragen mögen? So viel ist ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede seyn sollte, wo man sich das Recht anmaßt, irgend eine religiöse Ansicht mit dem Namen Schwärmerey, d. h. nur schonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die so gepriesene Toleranz unserer Zeiten darf aber nicht auf die mindeste Probe gesetzt werden, etwa, daß jemand Ernst mit dem Christenthum macht, oder religiösen Glauben an sonst etwas, den Toleranten wunderbar scheinendes, hegt; so kommt sie in ihrer wahren Gestalt zum Vorschein, und verrath die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles soll tolerirt werden außer die Religion."

„Auf gleiche Weise verdient die Humanität in politischer Bedeutung, wo man z. B. gelindere Strafgesetze darunter versteht, und dergl. ein bedingtes Lob, als eine dem Geiste der Zeiten angemessene Einrichtung,

indem bey geringerer Energie des ganzen Geschlechts Gesinnungen und Thaten des Grimmes und der Wildheit weniger zu besorgen stehen, und man also auch weniger davon abzuschrecken braucht. Doch darf nur eine Gährung in irgend eine große Masse kommen, so bricht das grausame Prinzip im Menschen mit Macht wieder los, und zeigt, daß es mit der gerühmten Sanftheit unserer Sitten nicht weit her ist. Schon in jedem etwas anhaltenden Kriege verwildern die Menschen, und daher das unendlich Hohe des ritterlichen Geistes, welcher die Brutalität hierbey gar nicht aufkommen ließ. — In geselliger Hinsicht ist Humanität oft nicht minder als die Toleranz bloßer Indifferentismus, eine zu gefällige Behandlung des Schlechten und Nichtswürdigen aus Mangel an Ernst und aus eigner Schlaffheit."

„Die Denkfreyheit, die ebenfalls eine Erfindung unserer Zeiten seyn soll, ist nothwendige Bedingung der Aufklärung, und die Aufklärer wissen sie daher nicht genugsam zu preisen. Nun heißt es zwar nach dem alten Sprüchwort: Gedanken sind zollfrey; man sollte also meynen, Denkfreyheit wäre zu allen Zeiten in der Welt gewesen, wenn man sich nur mit seinen Gedanken fein still gehalten hatte. Sie wollen aber noch die Freyheit dazu haben, ein Langes und Breites darüber zu schwatzen, zu schreiben und zu drucken. Dieß fällt denn mit der sogenannten Publizität zusammen, d. h. der Erlaubniß und Freyheit, die Verhandlungen bey politischen Geschäften durch den Druck öffentlich bekannt zu machen; einer viel gepriesenen Erfindung, die aber aufs höchste nur Ersetzung eines Mangels seyn würde, indem ja in alten Staaten die Geschäfte gleich weit öffentlicher, vor den Augen Aller, verhandelt wurden. — Von der Schreib- und Druckfreyheit kann man aber doch

nicht sagen, daß sie eigentlich vorhanden sey, wo sie den Schriftstellern blos durch den guten Willen der gerade jetzt Regierenden gegönnt wird, wenn sie nicht durch konstitutionelle Gesetze gesichert ist, welches sich wohl nur von wenigen Ländern Europa's rühmen laßt. In so fern fand sie im Mittelalter mehr Statt, wo man wegen der Trennung von Staat und Kirche und des häufigen Zwiespalts zwischen ihnen bey dem einen oder dem anderen Schutz finden konnte; es finden sich daher auch die auffallendsten Beyspiele kühner Schreibfreyheit im Dante, Petrarca, Boccaz, den Minnesängern u. s. w. Seit der Reformation sind in den protestantischen Staaten die religiösen Angelegenheiten von den weltlichen Fürsten abhängig geworden; in den katholischen hat der Argwohn strenge Censur, Bücherverbote und dergleichen hervorgebracht. — So wie die Sachen jetzt stehen, kann freylich die Einschränkung der Druckfreyheit sehr verderblich werden; an sich betrachtet, laßt sich über die Grenzen derselben wohl sehr streiten, und es könnte vielleicht empfohlen werden, manche Untersuchungen in einer fremden gelehrten Sprache zu schreiben; eine alte Sitte, welche der Vorwitz, und dann auch die Ungelehrtheit der neuern Zeit, abgebracht haben."

Da wir also über solche Dinge keine achte Aufklärung erhalten können, so fragt's sich: was ist, und worin besteht eigentlich religiöse Aufklärung?

Es ist in der Natur des Menschen gegründet, und die einstimmige Erfahrung alter und neuer Zeiten bestätigt es, daß der bürgerliche Mensch nicht wohl ohne Religion oder eine allgemeine geheiligte Moral bestehen könne. Wenn auch einzelne Zweifler oder starke Geister ohne ein bestimmtes Bekenntniß sich als gute Bürger zeigten, so kann diese Ausnahme nicht als Regel für

ein ganzes Volk angenommen werden. Findet sich also in einem Staate oder der bürgerlichen Gesellschaft eine Religion, welche erhabene Begriffe über Gott und die Natur, und eine eben so reine Moral aufstellt, so erfordert es die wahre Aufklärung, selbe zu achten, ja zu unterstützen, weil es nicht so leicht ist, dem Volke eine bey ihm geheiligte Moral wieder zu geben, wenn man einmal ihre Grundfeste erschüttert hat.

Ueber Religionswahrheiten können zuweilen Zweifel, Disputе und Zwiespalte entstehen, welche, wenn sie nicht mit Klugheit behandelt werden, die Kirchen- und Staatsordnung stören. Die ächte Aufklärung erfordert daher, daß in solchen Fällen, wo das Volk, ohne selbst etwas davon zu verstehen, leicht Parthey ergreift, ein gewisser aus den weisesten und klügsten Mannern zusammengesetzter Senat, oder Synodus den Streit beyzulegen und die Gemüther zu vereinigen suche.

In allen Dingen, welche unter Menschen eingeführt werden, schleichen sich mit der Zeit Mißbräuche und Gewaltübungen ein, folglich auch in religiosen und kirchlichen. Es erfordert also abermal die wahre Aufklärung, daß ein Senat oder Synode angestellt werde, welche dieselben rügen, ihnen vorbeugen, oder, wenn sie schon eingerissen sind, sie abschaffen können.

Eben diese Mißbräuche erwecken zuweilen Reformatoren, welche, ohne einen angestellten Senat oder die Synoden zu begrüßen, im eignen Gefühle ihrer Ueberzeugung selbe bestreiten. Wenn nun solche Menschen Widerspruch finden, so gehen sie im Eifer ihres Reformationsgeistes weiter, als sie anfänglich dachten, und greifen nebst den Mißbräuchen sogleich solche religiosen Satze an, welche man bisher für nothige Glaubenswahrheiten hielt. Daraus entspringt zuerst Zwiespalt

in der Kirche, dann bürgerlicher Krieg im Staate. Die ächte Aufklärung erfordert daher wieder, daß der Senat oder die Synode nicht nur auf die Mißbräuche selbst wache, sondern auch eifrige Männer anhöre, welche dieselben bemerken und abgestellt wünschen. Da dieser Fall die historische und pragmatische Seite der religiösen Aufklärung betrifft, so wollen wir ihn näher beleuchten.

In den meisten, ja fast allen europäischen Staaten gelten noch positive Religionen, und, zwar hauptsächlich die christliche, als der Inbegriff der öffentlichen Moral. Wo hat man ein Volk ohne Glauben gesehen? Alle die verschiedenen Sekten, wozu sich die Christen bekennen, sind einig in den hauptmoralischen Wahrheiten. Der Katholik, wie der Protestant, der Kalvinier, wie der Lutheraner, der Herrnhuter, wie der Socinianer, hält Mord, Diebstahl, Ehebruch, Unmäßigkeit ꝛc. für Sünde, Wohlthun und Menschenliebe für Pflicht. Nur in den Artikeln des Glaubens denken sie verschieden; da aber diese auf unbegreiflichen Wahrheiten beruhen, und auf das praktische Leben eigentlich keinen Bezug haben, indem sie blos spekulativ sind, so stören sie an und für sich selbst die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft nicht; denn eine jede Sekte bekennt schon dadurch, daß sie geoffenbarte Mysterien annimmt, die Unmöglichkeit der Aufklärung über diese unbegreiflichen Dinge. Wenn zum Beyspiel der Lutheraner den Katholiken der Abgötterey beschuldigen will, daß dieser die Gegenwart Gottes im Sakramente verehrt, so kann ein Gleiches der Kalvinier dem Lutheraner entgegensetzen, weil dieser selbe doch wenigstens in der Nießung annimmt; und so fort wieder der Socinianer dem Kalvinisten, weil dieser einen Menschen als Gott anbetet, u. s. w. Alle diese verschiedenen Meynungen beruhen auf einem und demselben Geheim-

niſſe, und wer, wenn es nicht ein Senat oder Synode thut, ſoll entſcheiden, welches die wahre ſey?

Solche Widerſprüche in religiöſen Dingen haben lange die Chriſtenheit in Uneinigkeit, und die Staaten in bürgerliche Kriege verwickelt, ohne daß ſich ein oder der andere Theil einer größern Aufklarung darüber rühmen könnte.

Die erſten Reformatoren wollten auch nicht ſowohl den Glauben als die Sitten und Kirchenzucht reformiren. Da ſie aber einige Artikel als die Urſache der Mißbrauche ſelbſt anſahen; ſo blieben endlich auch dieſe nicht verſchont. Sie warfen das Anſehen des Pabſtes und der Konzilien übern Haufen, weil ſelbe ihre Lehre verdammen konnten. Sie griffen die Gegenwart im Sakramente an, weil dieſer Glauben den ſinnlichen Gottesdienſt erhebt; ſie nahmen das Fegfeuer nicht an, weil ſie dieſes als ein Beforderungsmittel der geiſtlichen Macht hielten; ſie verwarfen endlich die Göttlichkeit Chriſti ſelbſt, weil ſie alle Verehrung eines Menſchen als Abgötterey betrachteten.

Nun traten aber die Kirchenhäupter auf, und ſagten ihnen: die Kirche iſt eine Geſellſchaft, von Gott ſelbſt gegründet und geſetzt. Ihren Vorſtehern allein kommt das Recht zu, den Glauben zu beſtimmen und die Mißbrauche abzuſtellen. Die Konzilien haben von jeher die übertriebene Gewalt der Päbſte beſchrankt, die Sitten der Geiſtlichen gebeſſert, den Aberglauben und die Abgötterey verdammt, aber nie den Glauben erſchüttert. Es ſteht in ihrer Gewalt, Faſt- und Feyertage einzuſetzen und abzuſchaffen, den eheloſen Stand der Prieſter zu gebieten und aufzuheben, Monchsklöſter zu ſtiften oder zu vernichten, den Gottesdienſt zu vervielfältigen oder zu vereinfachen ꝛc. Ueber alles das, was ihr an der Kirche

rügen wollt, hat sie Gewalt, und sie kann es so oder so ordnen; nur die alten, von den Kirchenvätern bis auf unsere Zeiten übertragenen Religionswahrheiten darf sie nicht ändern, oder verdrehen. Wollt ihr also wahre Mißbräuche abgeschafft wissen, so wendet euch an uns, und es soll geschehen, aber den Glauben zu schmälern, liegt nicht in unserer Macht.

Nach diesen beyderseitigen Aeußerungen war keine Vereinigung in Glaubenssachen mehr möglich: über die Abschaffung der Mißbräuche konnten zwar beyde Theile einig werden, nicht aber über die Feststellung der Glaubensartikel. Beyde glaubten Recht zu haben, und keine Parthey konnte doch behaupten, daß sie über Glaubenssachen aufgeklärter sey, als die andere. Denn ein Ding glauben, und darüber zu gleicher Zeit aufgeklärt seyn wollen, ist ein offenbarer Widerspruch. Aufgeklärt über eine Sache seyn, heißt: sie begreifen; welche aber von allen diesen Partheyen konnte sich rühmen, Geheimnisse begriffen zu haben?

„Die Reformation", sagt Schlegel *), „hat wider Mißbräuche geeifert, deren Abstellung in der Gesammtheit der Kirche (das bedeutet ja Katholicismus) vielleicht allmähliger, später, aber universeller und dauernder zu Stande gekommen wäre. Uebrigens gleichen die Reformatoren schon darin den neueren Theologen, gegen die sie übrigens Heroen und Kolossen waren, daß sie, Gegner aller Mystik, gleichsam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil sie etwa damit abkommen möchten; daß sie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten, und endlich, daß sie sehr unhistorisch zu Werke gingen, indem sie die

*) Ibidem. Seite 76.

ganze Geſchichte des Chriſtenthums von beynahe andert-halb tauſend Jahren, nur etwa die erſten Generationen abgerechnet, mit einem Streiche vernichteten. Die pro-teſtantiſch gewordenen Länder erlitten durch ſie Anfangs einen großen Rückſchritt in eine barbariſche Kontrovers-zeit; die nachherigen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften waren mehr indirekte Wirkung. In den katholiſch gebli-benen Ländern erfolgte ebenfalls eine Hemmung und Stillſtand der ſchon ſo blühenden Bildung, indem die um ihre Exiſtenz kämpfende Kirche illiberal und argwöh-niſch ward. Zuvor war ſie die milde Mutter der Künſte geweſen; in der Muſik hat uns der Kirchengeſang viel-leicht die einzigen ächten Ueberreſte griechiſcher Muſik bewahret; die Malerey verdankt ihr alles: Gegenſtände, Begeiſterung und großen Wetteifer; die Skulptur und Architektur nicht zu erwähnen. Noch hat die Malerey in keinem proteſtantiſchen Lande zu einigem Flor gelangen können (Holland etwa ausgenommen: was bedeutet dieß aber gegen die großen italieniſchen Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert?) und es läßt ſich leicht nachweiſen, daß dieß von der religiöſen Verfaſſung herrührt. Europa, beſtimmt nur eine einzige große Nation auszumachen, wozu auch die Anlage im Mittelalter da war, ſpaltete ſich in ſich; das wiſſenſchaftliche Streben zog ſich nach Norden, die Kunſt und Poeſie blieb im Süden; und da ohne die Reformation Rom verdientermaßen, der Mittel-punkt der Welt geblieben wäre, und die ganze europäiſche Bildung italieniſche Farbe und Geſtaltung angenommen hatte, ſo gaben jetzt Frankreich und England den Ton an, und natürlich verbreitete ſich von daher aus der Weſtwelt vieles auch über Deutſchland, den eigentlichen Orient von Europa. Deutſchland als die Mutter der Refor-mation, hat auch an ſich ſelbſt die ſchlimmſten Wirkungen

von ihr erfahren; in zwey Nationen, die nördliche und südliche, geschieden, die ohne Zuneigung und Harmonie von einander nichts wissen, und sich hinderlich fallen, statt gemeinschaftlich herrliche Erscheinungen des Geistes hervorzurufen, hier durch Mißbrauch der religiösen Freyheit erschlafft, dort durch geistlichen Despotismus gedrückt und dumpf geworden, und noch ist keine Aussicht zur Vereinigung da. Deutschland spielt die übelste Rolle in der Geschichte, und ist in Gefahr seine Selbstständigkeit ganz einzubüßen."

Aber auch selbst im praktischen Leben konnte weder das eine noch das andere Bekenntniß an und für sich selbst größere Aufklärung gewähren. Thomas Morus war ein so gerechter und sittlicher Staatsmann als Hugo Grotius; Richelieu ein so aufgeklärter Minister als Oxenstierna; Wallenstein ein so großer General als Wrangel; de Thou ein so vortrefflicher Geschichtschreiber als Puffendorf; und Tasso ein so geistreicher Dichter als Milton; obwohl Erstere sich zur katholischen, Letztere zur protestantischen Kirche bekenneten. Ein klarer Beweis, daß sich ein Mensch nicht rühmen könne, daß er im praktischen Leben größere Aufklärung besaße, wenn er weniger Glaubensartikel annimmmt; denn die praktische Aufklärung wächst nicht mit der Abnahme des Glaubens, sondern mit der Kenntniß solcher Dinge, welche wir begreifen können. Aus allem dem folgt, daß sich die religiöse Aufklärung nur über die Moral und Kirchenordnung erstrecken könne, der Mensch aber im Uebrigen seine Unwissenheit bekennen müsse. Hat doch die neueste Philosophie den Glauben über das Wissen setzen müssen; was will, was kann die Theologie thun*)?

*) Die Skeptiker alter und neuer Zeiten haben dadurch die philosophischen und theologischen Sophisten in eine gewal-

2.
Politische Aufklärung.

Wir kommen nun auf einen anderen Zweig der Aufklärung, welcher in unsern Tagen eben so große Erschütterungen hervorgebracht hat, als zu den Zeiten der Reformation die religiöse: ich meyne die politische Aufklarung.

Religionssachen konnen nicht begriffen werden, denn sie liegen außer dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß; aber politische Dinge sind Menschenwerke, und man kann nicht nur, sondern soll sich darüber wahre Aufklarung erwerben.

Woher kam es denn aber, daß in unsern aufgeklärtern Zeiten sich das aufgeklärteste Volk Europens so gewaltig daran verstoßen hat? Die Philosophen hatten die ersten Rechtsgründe auseinander gesetzt, Staatsmänner die Formen der bürgerlichen Gesellschaft festgestellt, ein allgemeiner Freyheitsenthusiasmus selbe unterstutzt; und doch sind bey und durch die französische Revolution solche politische Fehler und Gewaltthaten begangen worden, welche man seit undenklichen Zeiten in der Staatsgeschichte nicht erhört hat.

In politischen Dingen ist eine doppelte Aufklarung nothig, welche man wohl unterscheiden soll. Man muß erstens die allgemeinen Rechtsgrunde erforschen, und dann die besondern Klugheitsregeln kennen, welche zur wirklichen Feststellung der ersteren nöthig sind. Jene gründen sich auf die Vorschriften der Vernunft, diese auf die Vorschriften der Erfahrung. Jene haben es mit

tige Verlegenheit gebracht, daß sie ihnen zuvor den ersten Grund alles Wissens abforderten; und sie eben dadurch wieder auf den Glauben verwiesen.

abstrakten Wahrheiten, diese mit den individuellen Leidenschaften der Menschen zu thun. So ist es zum Beyspiele ein allgemeiner Rechtssatz, daß die Menschen alle an Rechten gleich, und in der bürgerlichen Gesellschaft als einzelne Kontrahenten anzusehen sind. Da aber die Organisation eines Staates nach Maßgabe seiner Größe, Bevölkerung, Lage, der Sitten des Volkes ꝛc. besondere Rangordnungen, Bürgerklassen, Stellen und Abtheilungen erfordert: so würden seine Gesetzgeber einen geringen Grad von politischer Aufklärung beweisen, wenn sie diese allgemeinen Rechtssätze so ganz nackt, wie sie da liegen, auf das bürgerliche Leben anwenden wollten. Nur an Rechten sind alle Bürger eines Staates einander gleich, aber weder an Rang, noch Vermögen, noch Gewalt, noch Kultur, noch Leidenschaften. Auf alle diese Dinge muß ein weiser Gesetzgeber Rücksicht nehmen, wenn er den Staat gut und geberig organisiren will.

Ein anderer allgemeiner Rechtssatz ist, daß alle unabhängige Staaten an Rechten gleich seyen. Allein wenn der Staatsmann einer kleinen Republik, wie die von St. Marino, oder eines kleinen Fürstenthums, wie im rheinischen Bunde, eben die äußern Maßregeln nehmen wollte, wie ein Kaiser der Russen oder Franzosen, so würde er sich wahrlich dadurch lächerlich machen. Letztere können zahlreiche Armeen marschiren lassen, Erstere müssen sich nur durch kluge Bündnisse schützen. So sehr hängt die achte politische Aufklärung von Umständen, Verhältnissen und den Leidenschaften der verschiedenen Staaten und Völker ab.

Indessen giebt es doch einige Dinge in der Politik, worin eine allgemeine Richtschnur der Aufklärung angenommen werden kann. Z. B. die Civil- und Kriminalgesetzgebung, die Verwaltung der Finanzen, die öffentliche

Erziehung, die Industrie, die öffentlichen Armen-, Kranken-, Landnothdurfts- und Pupillenanstalten ꝛc. In solchen Dingen sind alle Staaten einander gleich, und ein Jeder muß sich bestreben, die bestmöglichste Aufklärung darüber zu erhalten.

Ein anderer wichtiger Gegenstand der politischen Aufklärung ist die gesetzmaßige Regierung eines Staates. Seine Form mag nun nach Lage und Umstanden monarchisch, aristokratisch, demokratisch oder gemischt seyn; nie soll und darf Willkuhr und Bedruckung darin Statt haben. Der kluge Montesquieu hat in seinem schonen Werke uber den Geist der Gesetze die Mittel angegeben, wodurch in den verschiedenen Staatsverfassungen die Willkuhr und der Despotismus abgehalten wird. Auch andere alte und neuere politische Schriftsteller und Geschichtschreiber haben ein gleiches gethan. Es ist also gut, wenn sich ein jedes Volk oder vielmehr seine Haupter und Vorsteher eine solche politische Aufklarung über diesen Punkt erwerben, daß aller Gewaltthatigkeit so viel möglich der gesetzmaßige Damm entgegengesetzt werde.

Der Hauptzweig der politischen Aufklarung ist aber die Menschenkenntniß und ihrer Leidenschaften, Charaktere und Neigungen. Ohne diesen wird man sich weder in Anordnung der Staatsverfassungen, noch in Behandlung der Geschäfte guten Fortgang versprechen konnen. Die größten Gesetzgeber und Staatsleute haben sich in diesem Punkte vorzüglich ausgezeichnet. Sie gaben ihrem Volke solche Gesetze und Verfassungen, welche seinem Charakter und seinen Sitten die angemessensten waren, und wußten die Neigungen und Leidenschaften der Menschen so zu benutzen, wie es ihre Absicht erforderte. So weise und aufgeklart sich auch manche Haupter der franzosischen Revolution dunkten, wenn sie sich uber etliche alte

Vorurtheile des Pöbels hinauszuſetzen wußten; ſo wenig Aufklärung zeigten ſie in der wirklichen Geſetzgebung und Staatsverwaltung. Sie warfen ein altes Gebaude übern Haufen, ohne an deſſen Stelle ein ſolides neues geſetzt zu haben. Sie ließen ſich den Zugel der Staatsverwaltung aus den Handen reißen, ehe das Volk noch an die Ordnung der Dinge gewöhnt war; und mußten endlich ſelbſt wünſchen, daß man jene alten Inſtitute wieder hervorſuchte, deren Vertilgung ſie als den Triumph der politiſchen Aufklarung angeſehen hatten.

Bey dieſem Theile der politiſchen Aufklärung, welcher ſich auf die Kenntniß und Benutzung der menſchlichen Leidenſchaften grundet, wird es nicht undienlich ſeyn, wenn ich hier anfuhre, wie ſich große Staatsmanner des Enthuſiasmus des Volks und ſelbſt des Aberglaubens bedient haben, um große Dinge hinauszufuhren. Es haben ſchon Polybius und Tacitus unter den Alten, Machiavel und Montesquieu unter den neuern Geſchichtſchreibern dargethan, mit welcher Klugheit und Wirkſamkeit der Areopag bey den Griechen und der Senat bey den Romern die Weihungen des Epimenides und die Eidſchwure der Plebejer benutzt hatten, um Aufruhr abzuhalten, und die Armeen zu Siegen zu fuhren. Die großen Thaten der Alten, ſagen Machiavel und Montesquieu, waren weniger auf feine Raſonnements, als auf einen heiligen Enthuſiasmus der Volker gegrundet, welchen ihre Haupter anzufachen und zu unterhalten wußten; und ſelbſt in neuern Zeiten hat vielleicht der Marſeillaner-Marſch und das God seave the King mehr Wirkung hervorgebracht, als alle abſtrakten Raſonnements über die Rechte der Menſchen.

„Was iſt denn doch aber wohl die Urſache, ſagt „Demoſthenes, daß ehedem die Griechen insgeſammt

„so bereit und willig waren, für ihre Freyheit zu fechten,
„als die jetzigen ihrer Sklaverey täglich mehr zulaufen?
„Ich will es euch sagen, Männer von Athen! Es war
„damals in den gemeinen Leuten ein Trieb, ein Geist,
„welcher sich verloren hat, und nun gänzlich verloschen
„ist. Dieser Geist hat den persischen Reichthum mit Füßen
„getreten; er hat Griechenland in seine Freyheit gesetzt;
„er ist aus allen Schlachten zu Wasser und zu Land sieg-
„reich davon gekommen."

Ohne uns viel in die Geschichte der alten Griechen und Römer zu entfernen, wollen wir aus der neuen französischen Geschichte Beyspiele anführen, welche jenen alten gleichen.

So lange Frankreich und England, diese ewigen Feinde in dem europäischen Völkerbunde, mit einander kämpfen (ihr Zwist scheint schon bey ihrer ersten Bildung entsprungen zu seyn), war vielleicht kein Krieg für das französische Reich fürchterlicher und gefährlicher, als jener, welcher unter Karl VI. und VII. geführt wurde. Die Engländer hatten unter Anführung ihres tapfern Königs Heinrich V. schon alle nördlichen Provinzen eingenommen. In der blutigen Schlacht bey Azincourt waren vier Prinzen vom Geblüthe und der Kern des französischen Adels geblieben. Die Partheyen von Orleans und Burgund zerrissen die Eingeweide des Staates, und halfen dem Feinde selbst zum Siege. Der König war aus Paris in eine kleine Provinz getrieben; seine Mutter selbst heimlich auf der Seite der Engländer; Heinrich VI. von England schon wirklich als König von Frankreich gekrönt.

Die schlechte Staatsverwaltung half nicht weniger das Reich zu Grunde zu richten, als die Feinde. Der Staat hatte keinen Rath, die Truppen keinen Anführer,

die Regierung keine Hulfsquellen. Wahrend dem die Englander eine Provinz nach der anderen wegnahmen, lag Karl VI. in den Armen seiner geliebten Agnes, ordnete Feste und Lustpartheyen an, und verschwendete in Wollusten die wenigen Gelder, welche noch die Armeen unterhalten konnten, so daß ihm der wackere la Hire selbst ins Gesicht sagte: Ich denke, Ew. Majestät konnten Ihr Königreich nicht mit mehr Kurzweil verlieren.

In dieser Noth erschien ein Madchen aus Dom-Remi, ohne Vorzuge der Geburt, ohne Glanz des Namens, ohne Kraft der Mannlichkeit, und bot sich dem weibischen Könige an, den Staat zu retten. Sie rühmte sich himmlischer Eingebungen, dunkte sich ein Werkzeug der Vorsehung, und versprach den Franzosen göttlichen Beystand in ihren Kriegen.

Der König, die Staatsrathe, die Bischöffe, und selbst die Krieger folgten ihrem Winke, man vertraute ihr, sey es aus Glauben oder Klugheit, das Kommando des Heeres an.

Zu der Zeit belagerten die Englander gerade Orleans, und wenn dieser Platz genommen war, konnte ihnen die ganzliche Unterwerfung Frankreichs nicht mehr fehlen. Das Madchen aber umgurtete seinen zarten Leib mit einem Harnisch, steckte sein holdes Gesicht in eine Blechhaube, nahm ihr geheiligtes Schwerdt in die Hand, beschamte den Anführer, entflammte den Soldaten, und schlug mit Heldengeist die Englander von dieser Festung weg.

Sie hatte nämlich dem Könige vorausgesagt, daß sie die Feinde besiegen, und ihn zu Rheims krönen lassen wurde. Sie thats. Der durch sie wieder begeisterte Franzos überwand die Englander in allen folgenden Treffen. Auxerre, Troyes, Chalons, Soissons, Com-

piegne und viele andere Städte wurden wieder eingenommen, die Feinde verloren die eroberten französischen Provinzen. Im Jahr 1429 den 17. Juli wurde der König in Rheims gekrönt, und in kurzer Zeit beherrschte er wieder, bis auf Calais, sein ganzes Königreich.

Zu Anfang der französischen Revolution sahe man ein ähnliches Schauspiel. Ganz Europa zog mit mächtigen Heeren gegen ein seine Freyheit vertheidigendes Volk. Schon waren in den Niederlanden viele Festungen, am mittelländischen Meere die Seeplätze eingenommen. Hier droheten die Kaiserlichen dem Elsaß und Lothringen, dort die Engländer und Vendeer Bretagne und der Provence, indessen der bürgerliche Krieg das Herz von Frankreich zu zerreißen schien. Der Enthusiasmus der Freyheit siegte über alle diese Hindernisse. Montesquieu rückte in Savoyen, Dümourier in die Niederlande, und in kurzer Zeit hatten die Republikaner nicht nur ihren eignen Boden wieder erobert, sondern ihre Armeen stunden auch weit im feindlichen Gebiete.

Allein bald veränderten sich diese glänzenden Auftritte in die fürchterlichsten Greuelscenen. Die Häupter des Nationalkonvents in sich selbst entzweyet, setzten an die Stelle der ungemein beliebten Göttin der Freyheit, die scheußliche Furie des Schreckens, und nannten sie Vernunft. Vor den französischen Heeren wehete zwar immer noch die Fahne des Vaterlandes, allein hinter ihnen rückte das blutige Gerüst der Guillotine her, und versetzte alles in Furcht und Schrecken.

„Als der öffentliche Ruf", sagt ein Glied dieses Nationalkonvents, „überall unsere Triumphe bekannt „machte, was mußte die Welt von einem Gouvernement „denken, welches eine Armee von Helden geschaffen, „und auf zwanzig verschiedenen Punkten den Sieg

„ergaunert hatte? Sollte man sich dabey nicht eine Ver-
„sammlung von Menschen gedacht haben, welche einig
„in ihren Entschlüssen, entflammt vom glühendsten
„Patriotism, entfernt von aller Faktion und Privatin-
„teresse, nur das allgemeine Wohl vor Augen gehabt
„hätten? Eine Versammlung, von der man das hatte
„sagen können, was der Minister des Pirrhus einst
„vom römischen Senate sagte. Allein diese Menschen,
„welche ganz Europa zittern machten, welche im Aus-
„lande mit dem Gedanken der Größe umgeben waren,
„stellten vor den Augen ihrer Mitbürger das Bild der
„kleinsten Leidenschaften dar. In der Ferne war es der
„Glanz des Olymps und die Majestät der Götter: in der
„Nähe das traurige Schauspiel von einigen schwachen
„Tugenden, der elende Kampf von niedriger Eigenliebe,
„und das schändliche Bestreben des Hasses und der
„Rache. Woher kamen die großen Bewegungen, welche
„wir sahen? Soll ichs sagen? Von einer Gottheit, welche
„man Furcht nennt. Die Furcht hat in unserer Revo-
„lution eine so große Rolle gespielt, daß man öfter das
„der Politik, dem Ehrgeize, oder gar tiefen Einsichten
„zuschrieb, was nur geschah, um seinen Gegner zu über-
„raschen, und ihm selbst Furcht und Schrecken einzu-
„jagen."

„Betroffen von der Ruchlosigkeit einer Generation,
„unter welcher man zu gleicher Zeit, und vielleicht das
„erstemal die grausame Brutalität der Wilden, und die
„ränkevolle Verschlagenheit geschliffener Menschen ver-
„einigt sahe, fragte ich mich oft selbst: welches sind
„denn wohl die übelverdauten Grundsätze, die so viele
„Menschen verdorben haben? und ich glaubte bemerkt
„zu haben, daß die Angriffe, welche man auf die Gei-
„stigkeit der menschlichen Seele gethan hatte, die Haupt-

„ursache jenes Höllengeistes seyen, welcher so viele „Greuelscenen und Unheil hervorgebracht hat. Der „Mensch wurde nicht mehr als ein Spiegel, als ein „Bild der Gottheit angesehen; man zertrümmerte ihn „ohne alle Barmherzigkeit und Gewissensbisse. Freche „Naturalisten haben das Reich jener sträflichen Sophi„sten verbreitet, welche alles aus körperlichen Reizen „erklären, alles auf blos physische Bewegungen zurück „bringen wollen. Heillose Philosophie! welche den „Menschen zum Viehe herabwürdigte, du hast die Herzen „unserer Mörder und Gurgelabschneider mit einer Stahl„kruste umgeben; du hast alle Menschlichkeit so in ihnen „vertilgt, daß noch keiner von ihnen mit Reue bekannt „hat: wir waren Ungeheuer.."

Es giebt Zeiten, wo sich eine aufgeklärte Politik gewaltsamer und außerordentlicher Mittel bedienen muß. So retteten die Scipionen Rom nach der Schlacht bey Kanna, so Friedrich II. Preußen im siebenjährigen Kriege. Allein wenn eine Regierung durch ihre Unklugheit selbst die Ursache des Verderbens und der Verzweiflung ist; wenn sie den Enthusiasmus, welcher ihre Burger belebt, selbst in Furcht und Schrecken verwandelt: dann kann man ihre Staatskunst weder aufgeklart noch edel nennen; und so wird einem unpartheyischen Geschichtsforscher die Erscheinung eines Mädchens von Orleans ehrwürdiger und zweckmäßiger, als alle gewaltsamen Operationen tyrannischer Regenten. Die politische Aufklarung besteht nicht in Unterdrückung aller Gefuhle und Leidenschaften des Volks, sondern in kluger Benutzung derselben. Denn der Staat, welcher keine Leidenschaften hat, ist, wie Montesquieu so richtig sagt, wie ein kranker Mensch, welcher nur darum nichts fuhlt, weil ihm die Kräfte fehlen.

Ein Theil der politischen Aufklärung erstreckt sich auch auf die wissenschaftliche, wovon wir so eben reden werden.

3.

Wissenschaftliche Aufklärung.

Unter wissenschaftlicher Aufklärung versteht man die ächte Kenntniß derjenigen Dinge, welche man wissen und begreifen kann und soll. Wo kein Wissen mehr Statt hat, fangt, selbst nach dem Urtheile der neuesten Philosophen, der Glauben an. Welches sind also die Grenzen der menschlichen Wissenschaft?

Ich habe schon oben dargethan, daß in naturphilosophischen und religiosen Dingen keine wahre Wissenschaft zu erlangen sey. Wer hat Gott und die ersten Gründe der Natur erkannt? Alle darüber aufgestellten Systeme sind jederzeit nur als glanzende Hypothesen angesehen worden. Ja die meisten davon hielt man mehr für schöne Dichtungen einer reichen Phantasie, als gründliche Wahrheiten der Vernunft. Die wissenschaftliche Aufklärung schränkt sich also blos auf jene Gegenstände ein, welche der Mensch begreifen kann, und ihm nützlich und nothwendig sind.

Es ware zu weitläuftig, wenn ich hier den ganzen Stammbaum der wissenschaftlichen Erkenntniß prüfen und theilweise aufführen sollte. Es wird genug seyn, wenn ich die Hauptzweige kürzlich berühre.

Vor allem ist nöthig, eine gesunde Logik zur Bildung des Verstandes, und eine feste Moral zur Bildung des Herzens aufzustellen; obwohl auch letztere eigentlich nicht auf dem Wissen beruht. Nach diesen Hauptwissenschaften kommt die Physik und alle damit verbundenen

oder darauf beruhenden Kenntnisse, als Naturgeschichte, Medizin, Oekonomie ꝛc. Die mathematischen Wissenschaften müssen der menschlichen Erkenntniß Richtigkeit und Hülfe leisten. Die Staatswissenschaften und ihre Geschwister, als Geschichte, Politik, Jurisprudenz ꝛc. sind dem bürgerlichen Menschen unentbehrlich geworden. Die schönen Künste und Wissenschaften dienen nicht nur den übrigen, sondern sind eine reiche Quelle der menschlichen Glückseligkeit und des Wohlstandes; und viele davon suchen selbst außer dem Wissen ihren Grund. Alle diese Wissenschaften sind der Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, und man soll sich darin die höchstmögliche Aufklärung verschaffen. Jeder einzelne Mensch sowohl, als ein ganzer Staat wird die Vortheile finden, welche ihm zuwachsen, wenn er sie kultivirt und durch neue Entdeckungen vermehrt. Daher haben auch alle wohlbestellte Regierungen sich wechselseitig bestrebt, diejenigen, welche sich damit abgeben, zu unterstützen und zu befördern. Eine Folge der wissenschaftlichen Aufklärung ist die

4.
Handwerkliche und häusliche Aufklärung.

Diese erstreckt sich über alle Beschäftigungen des menschlichen Lebens, welche zum Unterhalte des Staates und der Familien dienen, als Ackerbau, Bergbau, Handwerke, Haushaltung, Handel und Gewerbe. Auch hierin ist der höchstmögliche Grad von Aufklärung nachzusuchen. Kenntniß der Produkte und des Bodens, Vervollkommnung der Maschinen und Instrumente, Entdeckungen neuer Vortheile ꝛc. sind von allen Sekten und Regierungen zugleich als nützlich und wohlthätig angesehen worden.

Es iſt ſeltſam, wenn man betrachtet, daß ſich öfter ganze Nationen und Volker wegen Glaubensmeynungen und politiſchen Dingen einander verdammen, verfolgen und bekriegen, und doch alle einander in ſolchen Dingen nachahmen, deren Nutzen und Brauchbarkeit vor Augen liegt. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben Glaubensartikel die Kirche getrennt und Volker entzweyet, indeſſen ſie allerſeits in wiſſenſchaftlicher Aufklarung einander nacheiferten. Wahrend der franzöſiſchen Revolution haben die Jakobiner die Konige, und die Konige die Jakobiner verdammt, aber die jakobiniſchen und königlichen Heere bedienten ſich doch beyderſeits der reitenden Artillerie und des Telegraphs. Glaubens- und philoſophiſch-politiſche Satze ſind öfters unter Todesſtrafe verboten geweſen: aber nie hat man gehört, daß eine neue nützliche Erfindung in Wiſſenſchaften oder Handwerken verbannt wurde, ja ſie fand vielmehr gleich die ſchnellſte Aufnahme. So wurde die Buchdruckerey, der Kompas, das Pulver, die Schutzblattern, der Kleebau ꝛc. in allen Staaten und bey allen Volkern des Erdbodens angenommen, ſie mochten ſich zur Lehre Chriſti oder Moſes, Mahomeds oder Luthers bekennen; ſie mochten von einem Konige oder Sultan, Senate oder Dogen regiert werden.

Hier iſt alſo das fruchtbarſte, nützlichſte und unſchadlichſte Feld der menſchlichen und burgerlichen Aufklarung; und alle Regierungen und Menſchen ſollten ſich beſtreben, darin fortzurucken und ſich wechſelſeitig ihre Entdeckungen, Unterſuchungen und Erfindungen mittheilen. Ich habe es nothig gefunden, die eigentliche Erklarung, was ich durch Aufklarung verſtehe, anzugeben. Der unrichtige Begriff der erſteren hat in unſern Tagen ſcheußliche Auftritte und einen der blutigſten Kriege

hervorgebracht. Der Mißbrauch der letztern könnte mit der Zeit ähnliche Verfolgungen und Greuelscenen hervorbringen, wie sie Deutschland dreyßig ganze Jahre hindurch gefuh't hat. Rechtschaffene Schriftsteller, welche auf das Publikum wirken wollen, müssen sich bestreben, durch eine wahre Aufklarung und eine Zurechtstellung der schiefen Begriffe solche Abscheulichkeiten zu verhüten. Ich ruhme daher alle die Verordnungen, Institute, Erfindungen und Staatseinrichtungen, welche als Früchte einer achten Aufk arung fast überall anerkannt sind. Ich weiß es gar wohl, daß jetzt der gröste Theil der Lesewelt lieber von künftigen Kriegen und Staatsveränderungen, von geheimen Kabinetsplanen und großen Auftritten, als von nützlichen Anstalten, heilsamen Institüten und seltenen Erfindungen hört: allein ein politischer Schriftsteller muß nicht allein ergötzen und unterhalten, er soll auch nützen. Flavie Goja war lange nicht so berühmt, als Ezzelino; Drake nicht so bekannt als der Herzog von Bukingham: aber die Zeit des Glanzes ist vorüber gegangen, und noch segnet man die Erfindungen der Erstern, indessen man Letztere nur noch dem Namen nach kennt.

Zweyundsechzigstes Kapitel.

Von der Toleranz.

Jam non de religione, sed de regione agitur.
Hipp. a Lapide.

Die Toleranz kann in zweyfacher Rücksicht betrachtet werden, einmal theologisch, dann politisch. Erstere hängt von dem höhern oder niedern Grade der Aufklärung ab; letztere gründet sich aber auf die natürlichen Rechte der Menschen. Ein jeder Mensch hat in religiösen Dingen eine Meynung gefaßt, welche er für die beste und wahrste hält. Er kann also keine andere oder dieser gar widersprechende, zugeben, ohne inkonsequent zu seyn. Es wäre demnach keine theologische Toleranz möglich, und die Theologen müßten über alle, welche nicht wie sie dachten, ihr Anathema aussprechen. Die ganze Kirchen- und Ketzergeschichte bestätigt diese Erfahrung. Hartnäckigkeit, Verfolgungen und Bedrückungen der Andersgesinnten ist ihr scheußlicher Inhalt. Die französische Revolution, welche doch die Toleranz befestigen sollte, hat vielmehr neue und noch abscheulichere Belege dazu geliefert. Die theologische Unduldsamkeit scheint also eine nothwendige Folge der Meynungen selbst zu seyn.

Indessen ist die christliche Religion, ihrer Lehre gemäß, die toleranteste. Viele Glaubensartikel sind in dem Evangelium noch unbestimmt gelassen, andere auf die lichtesten Wahrheiten gegründet, und ihre moralischen Vorschriften gebieten ausdrücklich allgemeine Menschen-

liebe und Duldsamkeit. Wenn also in einem Religionssysteme Toleranz einzuführen wäre, so müßte es gewiß in dem christlichen seyn. Die Kirche nennt sich vorzugsweise die allgemeine. Ihre Lehre müßte daher auch die allgemeinsten Religionswahrheiten enthalten; und kein Gläubiger könnte von ihrem Schooße ausgeschlossen werden, welcher diese Wahrheiten annahme. Diesem zu Folge müßte der Pabst, als das gemeinschaftliche Oberhaupt alle Christengemeinden mit Klugheit zu leiten suchen; denn nach den Vorschriften des Evangeliums sind die Samaritaner und Ketzer seine Nächsten und Brüder, und er ist verpflichtet, sie zu dulden, und sanft zurechtzuweisen.

Eben so könnten auch auf der anderen Seite die protestantischen Gemeinden zwar jede für sich mehr oder weniger Glaubensartikel in der Bibel aufgestellt glauben: allein sie müßten ja nach ihrem eignen Systeme auch den übrigen Christen gestatten, einige ihrer Glaubensmeynungen in der heiligen Schrift gegründet zu finden, welche sie vielleicht übersehen hatten. Es müßte für beyde Theile ein hinlänglicher Grund zur Toleranz und Einigkeit seyn, daß sie wenigstens die Haupt- oder allgemeinen christlichen Glaubenssätze nicht abläugneten.

Wenn aber auch die theologische Toleranz schwerer zu Stande zu bringen wäre, so sollte es doch wenigstens die politische nicht seyn. Dem Staate ist allein an der öffentlichen Moral gelegen; im übrigen kann es ihm gleich gelten, ob eine Sekte diese oder jene Glaubenslehre aufstellt. Allein unsere Zeitgeschichte hat in diesem Punkte ein scheußliches Beyspiel gegeben. Indessen die unveräußerlichen Rechte der Menschheit geltend gemacht werden sollten, hat man das heiligste Recht der Menschen mit Füßen getreten; und wahrend dem man eine allge-

meine Toleranz dekretirte, wurde die grausamste Intoleranz ausgeübt.

Wenn man die Maximen einer politischen Unduldsamkeit noch einigermaßen entschuldigen könnte, so wäre es in den ehemals katholischen, besonders den geistlichen, Staaten gewesen. Die katholische Religion schließt doch, ihren Grundsätzen gemäß, alle andere Sekten aus. Nichts destoweniger geben dieselben, und besonders in den neuesten Zeiten, die schönsten und auffallendsten Beyspiele der politischen Duldsamkeit. Man hat darin einem jeden Nichtkatholiken nicht nur die durch die Gesetze anerkannte Gewissensfreyheit gestattet, sondern auch alle die Achtung, Beförderung und gesellschaftliche Unterstützung bezeigt, welche seinem Amte oder Stande gebührte. Ja man könnte sie sogar die ersten Sitze und Zufluchtsörter der Künste, der Wissenschaften, der Aufklärung und Toleranz nennen. Während dem in Europa noch Barbarey und Faustrecht herrschten, haben Leo X. in Rom, Johann von Dalberg in Worms und Heidelberg, und Albert II. in Mainz die Künste und Wissenschaften befördert, und letztere sogar die ersten Reformatoren geschützt. „Wo ist „nun, sagt Hutten von Albert, in ganz Deutschland „ein wahrhaft gelehrter Mann, oder von welchem „gelehrten und geschätzten Manne ist er jemals begrüßt „worden, den er nicht mit Gnade und seiner Freygebigkeit überhäuft hätte? Wie sorgfältig war er nicht erst „neulich noch, daß dem guten Capnio *) nichts seiner „unwürdiges begegne? Wie begierig hat er nicht durch „eignes Schreiben den Erasmus zu sich berufen, dessen „Namen er allezeit mit den größten Lobeserhebungen „nennt? Wie oft fragt er uns nicht, was doch jeder der „Gelehrten arbeite, was er leide ꝛc."

*) Reuchlin.

Als der dreyßigjährige Krieg, welcher hauptsächlich gegen die katholischen Stände geführt wurde, ausgewüthet hatte, war es wieder Johann Philipp, Erzbischoff und Kurfürst von Maynz, welcher die besten Köpfe aller Religionstheile entweder an seinem Hofe versammelt oder in seinem Solde hatte. Er erhob den großen Leibniz, der auf protestantischen Universitäten nicht einmal die Doktorwurde erhalten konnte, zu seinem Revisionsrathe und ermunterte in ihm den allumfassenden Geist, indessen die protestantischen Gelehrten nicht einmal wußten, daß ein Leibniz existire *).

Auch in unsern Tagen hat der Kurfürst von Maynz, Friedrich Karl, die ausgezeichnetesten Köpfe unter den protestantischen Gelehrten auf seine Universität und an seinen Hof berufen, und als durch den Deputationsschluß die Hälfte von deutschen Fürstenthümern sakularisirt wurden, waren es doch wieder der Kaiser von Oesterreich, der König von Bayern und der Fürst Primas, alle katholische Fürsten, welche protestantische Gelehrte beförderten.

Da also der katholische Theil, trotz seiner Maximen, eine so vorzügliche Toleranz übte, so war es allerdings auffallend, wenn man in protestantischen Staaten, deren Bekenntnisse eine unbeschränkte Gewissensfreyheit gestatten, das Gegentheil fand.

In Sachsen, Hessen, dem Würtembergischen, Nassauischen und anderen protestantischen Staaten und Reichsstädten galten erst kürzlich noch alte Gesetze, Statuten und Familienpakta, vermöge welchen ein jeder Katholik von allen öffentlichen Staatsämtern ausgeschlossen war.

*) Vellem, schreibt Conring an den kurmaynzischen Minister von Böneburg, vellem significasses, quis ille sit (Leibnizius) quave dignitate. Nec enim mihi hactenus innotuit.

Zu einer solchen Barbarey findet sich in jetzigen Zeiten weder ein rechtlicher, noch politischer, noch menschlicher Grund. Nach den Gesetzen ist die christliche Gewissensfreyheit festgesetzt, und seit dem verflossenen Jahrhundert bestrebten sich die Katholiken so gut, wie die Protestanten, in achter Aufklärung und Wissenschaften vorzurücken. Oder wollte man die katholische Geburt selbst als ein Zeichen der Dummheit oder Ungeschicklichkeit ansehen, so müßte man sich gegen alle Geschichte und Vernunft verstoßen. Was wurden z. B. die großen Staatsleute und Minister: ein Ximenez, Richelieu, Mazarini, Kaunitz und Talleyrand sagen, wenn man sie nicht für würdig hielte, in einem kleinen Staate des heiligen römischen Reichs Amtsvogte zu werden? Was würden die großen Feldherren, ein Pescara, Conde, Turenne, Wallenstein, Laudon und Montecuculi, was würden selbst der Kaiser Napoleon und seine Marschalle sagen, wenn man ihnen das Kommando einer Kreiskompagnie nicht anvertrauen wollte? Was würde endlich die Welt dazu sagen, wenn ein Descartes, Galilei, Pascal, Colomb, Machiavel, Montesquieu, Bossuet, Tasso, Ariosto, Racine, Corneille, Raphael, Angelo, Titian, Haydn, Gluck, Mozart, und so viele große Köpfe und Genies, worunter die meisten sogar fromme und eifrige Katholiken waren, von der bürgerlichen Achtung solcher Staaten ausgeschlossen seyn sollten?

Es hat sich seit der französischen Revolution wieder eine schändliche Partheylichkeit in Deutschland eingeschlichen, welche weder in politischer noch humaner Rücksicht gute Folgen haben kann. Der Sektengeist kann ohnmöglich der ächten Aufklärung und Kultur dienen. Dieser böse Genius hat die deutsche Nation um ihre Würde, ihre

Länder und Selbstständigkeit gebracht. Viele Jahrhunderte hindurch ist dadurch das gute deutsche Volk in zwey Stücke zerrissen worden, welche sich einander mehr haßten und verfolgten, als fremde Barbaren und Eroberer. Es ist wahrhaftig eine Schande, wenn man hört, daß in Deutschland große Genies oder gute Köpfe nicht nach ihren Talenten oder Werken, sondern nach den Meynungen der Pfefferkorne und Götze sollen beurtheilt werden. Armer Leibnitz! wie würdest du mit den Sätzen bestehen können, welche du in deinem Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo Rege Polonorum behauptet hast *)?

Unter den neuern deutschen Schriftstellern hat den Punkt der politischen Toleranz keiner besser aufgefaßt, als der Schweizer Tacitus, Johannes Müller. Man lese seine Reisen der Päbste, und seine Darstellung des Fürstenbundes. In beyden Schriften

*) Es ist in der That auffallend, folgende Sätze zu lesen: Catholicus est, qui in unitate catholica et sedis, apostolicae communione christianae ecclesiae pars est. — Ecclesia catholica est coetus, caritate unus, religione catholicus. — Religio catholica est, quae a Christo per Apostolos continuo universalitate temporis ad nos derivata est. — Haereticus extra religionem catholicam est, ergo extra Christum; ergo haereticis salus nulla. — Schismaticus extra caritatis unionem est; ergo in peccato mortali continuo. Ergo damnandus, si mutatur. Mutatio difficilis; ergo schismatici salus difficilis. Ergo qui catholicus non est, ejus salus externa aut nulla aut difficilis; ergo catholicum esse maximum bonum; ergo in republ. ejus impedimenta vitanda; impedimentum tanto majus, quando plus et potest nocere et vult. Vult maxime, qui cath. non est, potest, qui Rex est. Ergo Rex non catholicus, ne esto. Wo hat in langer Zeit ein katholischer Theolog solche Sätze aufgestellt?

geht er über die kleinlichen Meynungsunterschiede weg, und betrachtet das große Politische, was die Verhältnisse darbieten. Der Name eines obersten Priesters ist ihm daher eben so wenig anstößig, als jener eines geistlichen Staates, wenn es auf die Erhaltung der Freyheit und Beförderung der Kultur ankommt; und die reisenden Päbste scheinen ihm ehrwürdigere Beförderer eines großen politischen Systemes zu seyn, als harte Eroberer oder wuthende Bilderstürmer. Mit Thränen im Auge besuchte er das Grab eines geistlichen Fürsten, dessen große tolerante Gesinnungen er persönlich gekannt hatte.

Ein jeder Mensch hat das unveräußerliche Recht das für wahr und heilig zu halten, was ihm seine Vernunft und sein Gewissen dafür angiebt. Er hat auch das unveräußerliche Recht, es öffentlich zu bekennen, wenn er öffentlich dazu aufgefordert wird. Daraus folgt aber noch nicht, daß er auch das Recht habe, für seinen Glauben oder sein Bekenntniß einen öffentlichen Kultus, eine öffentliche Kirche oder eine öffentliche Geistlichkeit zu fordern; denn, wenn dieses von den Regierungen gestattet würde, so dürften die Atheisten und Theisten mit eben dem Rechte in Tempeln oder Haynen ihren Naturdienst feyern, oder die Gottheit und Unsterblichkeit der Seele läugnen, wie die Katholiken ihre Hochämter halten und die Protestanten ihr Abendmahl genießen. Daß nicht allen philosophischen oder theologischen Sekten ein öffentlicher Kultus oder eine öffentliche Kirche gestattet wird, ist schon ein Beweis, daß eine vollständige Toleranz politisch nicht existire. Die Geschichte aller europäischen Völker beweißt vielmehr, daß diejenigen Staaten und Reiche am wenigsten den bürgerlichen Kriegen und Verwirrungen ausgesetzt waren, wo ein öffentliches Bekenntniß das herrschende war. Bürgerliche Faktionen wechseln

mit den Generationen, so daß öfter die Kinder schon die Parthey verlassen, welche ihre Vater ergriffen hatten; aber religiöse werden schon mit der Muttermilch fortgepflanzt, und dauern so lange, als das Bekenntniß dauert. Die Geschichte der Reformation beweißt ferner, daß die Religionsbekenntnisse sich mehr nach dem Beyspiele der Regierungen, als der Ueberzeugung des Volkes verbreitet hatten. In dem zerstückelten deutschen Reiche ist fast in einem jeden seiner Länder das Religionsbekenntniß nur nach den Grenzen der Territorien angenommen worden. Wenn freye Ueberzeugung des Volkes die Norm der Verbreitung gewesen ware, so hätte schwerlich ein etliche Schuh breiter Landgraben oder Bach die verschiedenen Religionsbekenner trennen können. Auch England ist blos der Neigung seines Königs wegen, protestantisch geworden. „Es ist bekannt," sagt Voltaire, „daß „sich England deßwegen von dem Pabste absonderte, weil „der König Heinrich VIII. verliebt war. Das, was „weder der St. Petrespfennig, noch die Reservate, noch „die Anwartschaften, noch die Annaten, noch die Ablasse, „noch eine funfhundertjahrige, von den Gesetzen des Parlaments und dem Murren des Volkes angefochtene Geldbetreibung vermocht hatten, das bewirkte eine leichtfertige Liebe." Ein klarer Beweis, daß sich die Religionsbekenntnisse der Volker zur Zeit der Reformation großtentheils nach dem Beyspiele ihrer Regierungen geandert haben. Es fragt sich daher, was fordert in diesem so wichtigen Punkte die Klugheit, was die Gerechtigkeit?

Keine Regierung kann und soll einem Burger das Recht nehmen oder versagen, das fur Wahr und Heilig zu halten, und auch, wenn er offentlich aufgefordert wird, es zu bekennen, was ihm seine Vernunft und Ueberzeugung als Wahr und Heilig angiebt. Sie kann

ihn auch nicht zu einem anderen Bekenntniſſe zwingen. Jeder Burger kann für ſich und ſeine Familie, oder auch mit ſeinen Freunden und ihm Gleichdenkenden glauben und denken auch raſonniren was er will; da aber eine jede Regierung öffentliche Kirchen- oder Staatsformen aufſtellen muß, an die ſie und ihre Untergebenen ſich halten können, ſo erfordert es die Klugheit, ſelbe nach dem Willen und Bekenntniſſe der Mehrheit einzurichten. So wie alſo in Frankreich ein Republikaner, wie Carnot, noch ſeinen Republikanismus behaupten darf, obwohl jetzt wieder eine Monarchie eingeführt iſt, ſo kann auch ein Proteſtant in Spanien, oder ein Katholik in Schweden ſeinen Glauben bekennen, obwohl die ſpaniſche Konſtitution die katholiſche, und die ſchwediſche die proteſtantiſche Religion als herrſchend angenommen haben.

Dreyundſechzigſtes Kapitel.

Daß ein Fürſt nur das Große der Regierungsgeſchäfte leiten ſoll.

Eine der erſten Eigenſchaften eines klugen Fürſten, iſt unſtreitig die Menſchenkenntniß, wodurch er ſeine Staatsbeamten gut zu wahlen, und auf die Poſten zu ſtellen weiß, wohin jeder vorzuglich taugt. Wenn er alsdenn nur das Ganze überſieht und leitet, ſo geht die Staatsmaſchine, ſo zu ſagen, von ſelbſt. So haben es die größten Monarchen alter und neuer Zeit gemacht. Sie leiteten unmittelbar ihre Armeen und die auswartigen Geſchafte, aber die innere Verwaltung überließen ſie tüchtigen Miniſtern und Rathen, welche in ihrem Namen das Einzelne ausführten.

Ein Fürſt kann ſich auch nicht wohl in das Detail der Geſchäfte einmiſchen, ohne die Staatsmaſchine zu verwirren; denn wenn er, ohne den Beamten, welchen er an dieſe oder jene Stelle geſetzt hat, die Geſchäfte unmittelbar abthun will, ſo lauft er Gefahr, weil er die vorhergehenden Umſtände oder Verhältniſſe nicht alle kennt, einen Beſchluß abzufaſſen, welcher gerade dem Ganzen nachtheilig iſt. Die Subordination iſt darum in den Staaten eingeführt worden, damit der untere Beamte dem höhern vorarbeite, und ihn in Stand ſetze, das Ganze ſeines Geſchäftszweiges zu überſehen, und alle dahin einſchlagenden Verhältniſſe und Umſtände zu erfahren. Der in einem beſondern Geſchäfte beſtändig arbeitende Rath oder Beamte hat daher nothwendig mehr Kenntniſſe und Einſicht darin, als jeder andere, welchem dieſe Geſchäfte fremd ſind. Wenn nun der Fürſt dieſe eigens dazu angeſtellten Beamten umgeht, und entweder einen anderen darüber zu Rath zieht, oder gar ſelbſt das Geſchäft unmittelbar abthun will, ſo entſtehen offenbar zwey Nachtheile daraus. Der Fürſt wird erſtlich nicht auf den ganzen Grund der Sache kommen, und folglich zu Maßregeln verleitet werden, welche den Gang der Geſchäfte hindern oder den guten Zweck nicht erreichen, und zweytens wird der umgangene Beamte ſein Amt nicht mehr mit dem Eifer verwalten, wie er es zuvor that: ja er wird die Verwirrung der Geſchäfte noch mehr zunehmen laſſen, um den Mißgriff des Fürſten deſto auffallender zu zeigen. Die Regierung Joſephs II. giebt auch hierin wieder ein ſprechendes Beyſpiel. Dieſer Kaiſer wollte in ſeiner raſtloſen Thätigkeit alles ſelbſt überſehen, alles ſelbſt thun, und miſchte ſich öfter in die kleinſten Regierungsgeſchäfte. Nichtsdeſtoweniger ſtockte oft die Maſchine, und er wurde mehr betrogen, als ein ſchwacher Fürſt.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Wie ein obwohl schwacher Regent doch eine glänzende Regierung haben kann.

Ein Regent muß entweder selbst Geist genug haben, um regieren zu können, oder wenn er das Staatsruder selbst zu führen sich zu schwach fühlt, selbes einem Minister überlassen, der es in seinem Namen thut. Die Regierungen Karls des Großen, Alfreds, der Elisabeth, Heinrichs IV., Gustav Adolfs, Peters und Friedrichs II. stehen groß in der Geschichte angeschrieben. Diese Fürsten regierten selbst, und hatten auch Kräfte dazu. Dagegen sind die Regierungen Ludwigs VI., Ludwigs XIII. und des Kaisers Karl VI. nicht minder glänzend gewesen, obwohl sie das Staatsruder ihren Ministern anvertrauten.

Sobald die Erbfolge in einem Staate eingeführt ist, werden auch Premierminister nothwendig. Da nicht alle Erbkönige gleichen Regentengeist haben können, ja die meisten davon nach dem gemeinen Lauf der Dinge berathet seyn müssen; so findet man in einer jeden europäischen Reichsgeschichte erste Beamte, welche den Staat regierten, und, was noch sonderbarer ist, die meisten davon waren Geistliche und Kardinale. Die Ursache davon ist leicht zu ergründen: der geistliche Stand war immer der erste und in Staatshandeln geübteste. Die Geistlichen regierten die Gewissen der Könige; und da der erste Staatsminister ein mächtiger Mann ist, so wird ihm auch selten die bischöffliche oder Kardinalswürde versagt werden. Ja Viele davon waren nicht zufrieden, im Namen ihres Königs ein Reich zu beherrschen; sie wollten vermöge

der Kardinalswürde selbst souverane Fürsten und Päbste werden.

Dem seye aber wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß die Regierungen jener Regenten, welche das Ruder einem geschickten Premierminister überließen, viel besser waren, als jene, wo ein Fürst selbst regieren wollte, ohne dazu die Fähigkeiten zu haben. Ein solcher ist ein eingebildeter Mensch, welcher, gegen Schmeichler schwach, gegen rechtschaffene Beamten taub, indem er alles selbst thun und nachsehen will, ein Spielwerk seiner Spitzbuben wird, und dadurch den Staat zu Grunde richtet oder wenigstens die Geschäfte in die größte Verwirrung bringt.

Ein auffallendes Beyspiel davon haben wir an Kaiser Karl VI. Dieser Fürst war nicht ganz ohne Talente, liebte die Arbeit und Thätigkeit, hatte sich auch manche Kenntnisse in Staatssachen erworben. Er mußte aber selbst geleitet werden, und wollte doch nicht dafür angesehen seyn. Es kostete schon viele Mühe, bis er dem Prinzen Eugen die oberste Leitung der Staats- und Kriegsgeschäfte zugleich anvertraute. So lange indessen dieser Held an der Spitze der österreichischen Monarchie stund, war die Regierung des Kaisers glänzend, seine Truppen siegreich, und der Staat mit Ruhm und Ordnung verwaltet. Nach dem Tode Eugens war aber keiner da, welcher dessen Stelle einnehmen und bey einem auf seine Gewalt so eifersüchtigen Monarchen behaupten konnte. Karl wollte selbst regieren. Er bekümmerte sich um alle Kleinigkeiten seiner Staatskanzleyen und des Hofceremoniels: und wurde das Spiel elender Höflinge und Minister. So fiel der Glanz und Wohlstand der österreichischen Monarchie, welchen Eugen errungen hatte, in kurzer Zeit. Die kaiserlichen Truppen, welche

kurz zuvor noch die geübtesten Armeen Ludwigs XIV. beſiegt hatten, wurden nun von den Türken geſchlagen, und Karls VI. Tochter ſtund auf dem Punkte nach ſeinem Tode ihre Staaten zu verlieren.

Fünfundſechzigſtes Kapitel.

Wie Deutſchland die franzöſiſche Revolution befördern half.

Wenn man die Urſachen und die Geſchichte des franzöſiſchen Revolutionskrieges erwägt, ſo wird es deutlich, daß er entweder gar nicht ausgebrochen, oder doch wenigſtens nicht ſo zerſtörend geworden wäre, wenn Deutſchland eine andere Verfaſſung gehabt hätte. Man kann alſo keck behaupten, daß die Revolution durch Deutſchland befördert worden ſeye.

Eben den erſten Anlaß, oder wenigſtens Vorwand zum Kriege gab die Verletzung einiger unbedeutenden Gerechtſamen, welche im weſtphäliſchen Frieden ſanktionirt waren. Ohne eine Verfaſſung, welche ſich auch noch Rechte im fremden Gebiete vorbehalten hatte, würde ſich Deutſchland über die Dekrete der franzöſiſchen Nationalverſammlung nicht haben beſchweren können. Indeſſen würde der Anfang des Krieges die Revolution weniger befördert haben, als die Art, wie er von den Deutſchen geführt wurde. Schon die alten Reichskriege haben Beweiſe genug von den unharmoniſchen Operationen der Reichsarmee gegeben; dieſe muſten im gegenwärtigen Kampfe noch auffallender und nachtheiliger werden, weil die zwey Anführer der vereinigten Armeen natürliche Rivalen waren. Oeſterreich und Preußen

hatten sich fast ein Jahrhundert hindurch als die ärgsten Feinde bekämpft, und nun sahe man selbe die deutschen Truppen gegen ein Volk anführen, das mit Kraft und Muth seine Unabhängigkeit vertheidigen wollte. Man konnte diese unnatürliche und zerbrechliche Verbindung gleichsam als das sichere Zeichen des Sieges der Revolution ansehen: denn kaum waren beyde einen Feldzug hindurch gemeinschaftlich gegen Frankreich herangerückt, als sie sich schon wieder trennten, und den Häuptern der Revolution freyen Spielraum gaben. Hatte sie später hin wechselseitiges Unglück und die gewisse Gefahr der Vernichtung nicht zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden können, wie sollte es das Glück gethan haben?

So viel scheint gewiß zu seyn, daß, ohne Deutschland besiegt zu haben, die französische Revolution immer noch problematisch blieb. Deutschland aber war zu besiegen, nicht sowohl durch eine vorzügliche Tapferkeit, auch nicht durch eine überlegene Taktik oder Truppenzahl, als durch seine Verfassung, durch die Uneinigkeit seiner Stände.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Daß die militärische Operationslinie am Rhein eigentlich über das Schicksal Deutschlands und Europens entschied.

Seit dem fürchterlichen Kampfe, welchen die deutschen und europäischen Völker für ihre Unabhängigkeit gegen einander fochten, ist der Rhein als jene Linie angesehen worden, welche das Schicksal unsers Welttheils entscheiden würde. Ueber drey hundert Jahre kämpfte Oesterreich

und Frankreich auf und wegen dieser Linie; über hundert Traktaten oder Friedensschlüsse sind darüber verhandelt und abgeschlossen worden. Dreymal stund Oesterreich, und zweymal Frankreich auf dem Punkte, selbe zu überwältigen, und sie blieb unerschüttert stehen, als Brustwehre des alten Völkerrechts. In unsern Tagen hat sie ein erneuertes Volk und eine erneuerte Dynastie zusammengestürzt. Die Stärke und Schwäche dieser Linie war folgendermaßen mit Klugheit und Vorsicht unter die Hauptmächte vertheilt. Der rechte Flügel derselben erstreckte sich von dem mittelländischen Meere bis an Basel, und war durch die Alpen und den Jura gedeckt. Vor ihr lagen die Staaten des Königs von Sardinien und die Schweiz, welche die unmittelbaren Berührungspunkte zwischen Oesterreich und Frankreich, entweder durch eine kluge Neutralität, oder einen beträchtlichen Beytritt auseinander halten sollten. Beyde hatten entweder feste Plätze oder Gebirge als Schutzmauern gegen einen schnellen Ueberfall. Die Kriege unter Ludwig XIV. und XV. geben die Beweise von der Festigkeit und Schlüpfrigkeit dieses Flügels.

Das Centrum fing bey Basel an, lief längst dem Rhein bis nach Speyer hin, von da zog es sich an die Saar zurück, und endigte bey Trier oder Luxenburg. Es war durch den Rhein, die Vogesen, den Schwarzwald und wechselseitige Festungen gedeckt. Rechts und links des Rheins waren solche Fürsten im Besitze der Linie, welche einzeln auf keiner Seite entscheiden, aber von Mächtigern geschützt und zusammen genommen jedem Anfalle widerstehen konnten. Es waren Baden, Würtemberg, Hessen und die vier rheinische Kurfürsten. Der linke Flügel ging von Luxenburg bis Dünkirchen, und war durch Flüsse und wechselseitige Festungen gedeckt.

Von Frankreich aus war er durch die Nähe seiner Macht, von Oesterreich und Deutschland aus durch die österreichischen Niederlande, Holland und England geschützt. Der Verlust einer oder der anderen Schlacht, so wie der Gewinnst des einen oder des anderen festen Platzes, entschieden nicht über diese Linie; denn solcher Glücks- und Besitzwechsel ist die Geschichte seit Karl V. voll. Nur ein revolutionares Volk und ein militarisches Genie, wie Napoleon, konnte sie überwaltigen, und damit auch über das Schicksal Deutschlands und Europens gebieten.

Nachdem nämlich diese Linie durch den Frieden von Lüneville den Franzosen abgetreten war, beherrschten sie damit zugleich auch Italien, die Schweiz, Holland und das deutsche Reich. In jedem Feldzuge waren ihre Armeen den deutschen in Italien, der Schweiz, im Reiche und den Niederlanden zuvor gekommen. Von Maynz aus konnten sie den Mayn hinauf den vorrückenden Oesterreichern oder Preußen in den Rücken operiren, von der Schweiz aus die deutschen Armeen in Schwaben und Italien flankiren, und von Holland aus die ganze Nordküste im Zaum halten.

So viele Generale haben sich um diese Linie mit aller Anstrengung militarischer Kunst geschlagen, so viele Minister und Gesandten um selbe mit aller diplomatischen Feinheit gehandelt, ohne daß ein Theil dem anderen etwas abgewinnen konnte. In unsern Tagen hat sie ein einziger Held übern Haufen geworfen, als wenn sie von Karten gebaut gewesen ware.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Daß der Friede von Lüneville und der daraus erfolgte Deputationsschluß schon die Grundfeste des Reichs erschüttert habe.

Noch immer hängt ganz Deutschland als ein unter einem gemeinsamen höchsten Oberhaupte vereinigtes Reich zusammen; aber die andere Betrachtung, wie Deutschland aus lauter besondern Staaten besteht, die meist eben so, wie die verschiedenen Staaten von Europa sich gegen einander verhalten, ist seit dem westphälischen Frieden je länger, je überwiegender geworden. Putter.

Die Geschichte von Deutschland und Frankreich stellt uns zwey lehrreiche Bilder politischer Veränderungen dar. Beyde Reiche sind von einem Volke gegründet, nach den nämlichen Grundsätzen angelegt, und in ihren ersten Ereignissen auch so ziemlich gleich gewesen. Aber besondere politische Umstände, welche bey einem oder dem anderen eintraten, gaben auch einem jeden eine ganz besondere, und ich möchte fast sagen, entgegengesetzte Richtung. Während dem sich Deutschland immer mehr in eine foderative Republik souveräner Staaten auflöste, ging Frankreich in eine strenge erbliche Monarchie über; und diese Tendenz beyder Reiche äußert sich auch so frühe und anhaltend, daß wenn im erstern große Kaiser es versuchten, monarchische Einheit darin zu gründen, so schlugen diese Versuche meistens zu ihrem eignen oder doch zum Unglücke ihrer Familien aus. Und wenn im letztern, nämlich in Frankreich, zuweilen republikanische

Aufwallungen erschienen, so endigten sie meistens mit einer desto strengern Monarchie. Die Regierungen der Ottonen, Heinriche, Konrade und Karle bey dem erstern; und die Unternehmungen der Jaquerien, Compagnien, der Fronde, Ligue und letztern Revolution bey den letztern, sind die sprechendsten Beweise davon.

Wenn man die Geschichte des deutschen Reichs achtsam durchliest, so findet man, daß nach einem jeden kraftigen Versuche großer Kaiser, die Einheit hervorzubringen, immer die Anarchie und Unabhangigkeit der Stande desto tiefere Wurzel gefaßt habe. Gleich nach der kraftigen Regierung Karls des Großen bildete sich schon die erste Anlage zur Unabhangigkeit der großen Vasallen und Stande unter seinen Nachfolgern. Auf die Ottonen und Konrade wurde der burgerliche Krieg und die Anarchie durch den Streit Heinrichs IV. mit Gregor VII. angezettelt. Nach den großen Friedrichen aus dem Hohenstaufischen Geschlechte, kam das große Interregnum, wo gar keine Gesetze galten. Nach der glanzenden Regierung Karls V. stellte sich der Religions- und dreyßigjahrige Krieg ein, welcher die Unabhangigkeit der Stände gesetzlich machte. Nach Joseph II. kam die franzosische Revolution und der Luneviller Friede, wodurch denn zuerst durch den Deputationsschluß, dann durch die neuen Verhaltnisse, Deutschland in einen formlichen Bund souveraner Fursten aufgelost wurde.

Wenn schon vor diesem Frieden das deutsche Reich in Hinsicht der übrigen Machte selten als ein zu einem Zwecke vereinigter Korper anzusehen war; so mußte es nach demselben gar als ein aufgelosster Staat erscheinen. Schon der folgende Krieg gab die Beweise davon. Oester-

reich fiel, ohne daß der Reichstag einen Krieg erklärt hatte, in Bayern und Schwaben ein. Die drey südlichen Kurfürsten verbanden sich mit dem französischen Kaiser, und der nördliche Theil ließ Franzosen, Russen, Engländer und Schweden in Deutschland ziehen, ohne daß ein Reichskrieg angekündigt war. Der Preßburger Frieden machte alle künftige Vereinigung des deutschen Reichs zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung völlig ohnmöglich, und das deutsche Reich mußte bey allen Kriegen in Stücke zertheilt bleiben, welche ihre Richtung nicht von dem Reichstage, sondern von fremden Mächten erhielten.

Das alte Verhältniß der beyden Religionstheile mußte eben so aufhören. Ich wüßte nicht, wie noch eine Itio in partes möglich war? Wie wollten die Protestanten im südlichen, oder die Katholiken im nördlichen Deutschland eine Itio vornehmen, da auf der einen Seite Frankreich, auf der anderen Preußen über beyde Theile mächtig geboten? Ein jedes Land in dem Reiche folgte nun in Religionssachen den Weisungen seines Fürsten, und die freye Religionsübung hing allein von dem duldsamen Genius unserer Zeiten ab. Die Diocesen wurden nur noch der alten Gewohnheit und Ersparniß wegen beybehalten, und das neue Konkordat steht noch zu erwarten.

Die kaiserliche Gewalt im Reiche war schon durch die vorigen Reichsschlüsse herabgekommen; jetzt wurde sie nur noch ein Schatten. Wenn der Kaiser noch einiges Ansehen behauptete, so war es einigermaßen dasselbe, was dem Präsidenten einer federativen Republik zusteht, mehr noch der alten Reichsform als der Wirklichkeit wegen. Der Reichstag war nur noch auf ein Kurkollegium eingeschränkt; denn wozu ein Fürstenkollegium, da die Kurfürsten schon die meisten Stimmen im Fürstenrathe besaßen? Und wozu ein Städtekollegium, wenn es keine

Reichsstadte mehr gab? Mit der eintretenden Souveränität der großen Fürsten kamen die Reichsgerichte ohnehin aus ihrer Aktivität; und warum sollten die noch wenigen übrigen Stande allein sich verklagen lassen? Aus dieser ganzlichen Veranderung der deutschen Reichsverfassung folgte natürlich, daß ihr der künftige Friede endlich den letzten Stoß geben, oder eine andere unterstellen mußte *).

Achtundsechzigstes Kapitel.

Ueber die mißliche Lage der südlichen Reichsstände nach dem Deputationsschluß.

Quis inter impotentes et validos falso quiescas: dum manu agitur, molestia ac probitas nomina superioris sunt. Tacitus.

Die politische Lage des deutschen Reichs und seiner Verfassung war durch die letzteren Kriege, welche es führen, und die Friedensschlusse, welche es annehmen mußte, so schlupfrig und schwankend geworden, daß, wenn diejenigen seiner Stande, welche nicht durch den Besitz auswartiger Königreiche selbstständig handeln konnten, auffallende Schritte wagten, man vermuthen mußte, daß sie ebender durch den Drang der Umstände und die Besorgniß für die Erhaltung ihrer Lander, als durch Stolz und Eroberungssucht dazu verleitet wurden. Warum sollte auch ein Reichsfürst das Wohl und die Ruhe seiner Unterthanen an ein ungewisses Kriegsglück setzen, wenn er statt

*) Man lese hierüber meine Staatsrelationen, VI. Bandes V. Stück.

Verbesserung seines gegenwärtigen Zustandes nur die Verwüstung seiner Staaten und den gewissen Druck des Krieges zu erwarten hat? Dazu kam noch, daß die meisten Reichsstände mittlerer Größe bey einer jeden fremden Anmuthung und Zudringlichkeit entweder auf gar keinen oder nur einen entfernten Schutz von ihren mächtigen Mitständen zählen konnten, und am Ende ein jeder nur sein eignes Interesse besorgte, unbekümmert um das Glück oder Unglück seines Mitbürgers. Es soll hier nicht untersucht werden, was damalen Pflicht und Klugheit zu thun geboten. Hier sollen nur die Ursachen angegeben werden, welche die politische Lage der südlichen Reichsstände so mißlich gemacht haben, auf daß Jedermann, wenn einer oder der andere in diesem Kriege zu einem gefährlichen Schritte genöthigt wurde, gehörig darüber urtheilen könne.

Als die französische konstituirende Nationalversammlung in ihrem alle alte Formen umwälzenden Geiste die durch den westphälischen Frieden *) vorbehaltenen Rechte einiger deutschen Stände und Erzbischöffe zu kränken schien, wurde auf Betrieb der zwey mächtigsten deutschen Fürsten der Reichskrieg gegen die Republik beschlossen, und ganz Deutschland zur Vertheidigung seiner Würde und Rechte aufgefordert. Obwohl zu der Zeit schon viele Reichsstände bey diesem Schritte Bedenklichkeiten zeigten, so blieb doch keiner sowohl in Stellung seines Kontingents als seiner pflichtmäßigen Beytrage zurück. Der unselige Krieg nahm unaufhaltbar seinen Anfang, und schien auch, von den größten Mächten in Europa unterstützt, für das teutsche Reich den besten Fortgang zu haben.

Bald aber konnte man schon die Uneinigkeit unter den verbundenen Theilen bemerken, welche, wie von jeher im

*) Instrum. pacis monast. §. 70 — 76.

deutschen Reiche ihren ersten Ausbruch nahm. Nachdem die Franzosen die Linien von Weissenburg wieder eingenommen, und die Oesterreicher zurückgedrückt hatten, erklarte der König von Preußen, daß er den Krieg nicht ferner fortsetzen könne, und schloß bald darauf (den 5. April 1795), unter den kriegführenden Machten der Erste, mit der neuen Republik den Frieden zu Basel.

In dem ersten und zweyten Artikel dieses Vertrages versprach Friedrich Wilhelm nicht nur als König von Preußen, sondern auch als Kurfürst von Brandenburg und Mitstand des deutschen Reichs, gegen Frankreich keine Hülfe oder Kontingent, es sey an Mannschaft, Pferden, Lebensmitteln, Geld, Kriegsmunition, oder sonst etwas zu leisten.

In dem fünften Artikel wurden auch die auf dem linken Rheinufer gelegenen Lande des Königs von Preußen bis zum allgemeinen Frieden den französischen Truppen überlassen, und im siebenten der Grund zur Neutralität des ganzen nördlichen, folglich kriegerischen Theiles von Deutschland gelegt, welcher Artikel durch einen neuen am 17ten May geschlossenen Vertrag seine endliche Berichtigung durch Bestimmung einer Neutralitatslinie erhielt.

Diesem Beyspiele Preußens folgte der Herr Landgraf von Hessenkassel (der wehrhafteste Fürst deutscher Nation) nach. Er schloß unter ahnlichen Bedingnissen den 28ten August Friede mit der Republik. Durch beyde Vertrage war der deutsche Bund, wenigstens im nördlichen Deutschland gelähmt, und die Franzosen konnten nun ihre ganze Kraft nach dem südlichen Theile wenden.

Der Kaiser mochte wohl mit seinen noch im Felde gebliebenen Mitständen die mißliche Lage, worin sie jetzt versetzt waren, beherzigt haben. Es wurden daher auch von ihm den 4ten Februar 1796 zu Basel Friedenspräli-

minarien versucht, worin nach dem II. und III. Artikel die Integrität des deutschen Reiches noch gesichert, nur auf die im Ganzen unbedeutenden Gerechtsamen einiger deutschen Stände und Erzbischoffe im Elsaß ꝛc. Verzicht geleistet war. Zum Unglück wurden diese Präliminarien nicht ratifizirt und der Krieg mit anhaltendem Glücke auf Seiten der Franzosen fortgesetzt.

Da durch die von Preußen gezogene Neutralitätslinie das Kriegstheater hauptsächlich auf den südlichen Theil Deutschlands beschränkt war, so mußten die Stände desselben alle Bedrückungen und Nachtheile des Krieges allein tragen. Dieses bewog verschiedene davon, und namentlich die Herren Kurfürsten von Pfalzbayern, Würtemberg und Baden, dem Beyspiele ihrer nordischen Mitstände zu folgen, und sich und ihre Staaten durch Partikularfriedensschlüsse zu retten. Die Bedingnisse waren aber von der siegenden Republik schon so hart angesetzt, daß sie nicht nur der fernern Theilnehmung an dem Kriege entsagen, sondern nach dem 2ten und 3ten Artikel den Truppen der französischen Republik freyen Durchzug und die Besetzung der Kriegsposten gestatten, ja sogar kein Kontingent und Beysteuer mehr zu leisten versprechen mußten, selbst wenn sie auch als Mitglieder des deutschen Reichs dazu aufgefordert wurden.

Man muß gestehen, daß diese Bedingnisse auffallend und den ohnedies schon schwachen Reichsverband gänzlich aufzulösen schienen. Da sie aber den mächtigen Mitständen nicht verborgen blieben, ja durch ihre Unthätigkeit selbst herbeygeführt waren; so wurden sie im Drange der Umstände genehmigt und unterschrieben.

Nach dem Abtritte so vieler Fürsten konnten die deutschen Waffen nicht glücklicher werden als zuvor. Der Kaiser neigte sich daher endlich zu einem Friedensvertrage

zu Campo-Formio, wodurch zwar durch eine geheime additionelle Konvention vom 17. Oktober 1797 der größte Theil des linken Rheinufers, und namentlich die Festung Maynz an Frankreich überlassen, jedoch die Grundverfassung des deutschen Reiches noch einigermaßen erhalten war.

Es heißt unter andern darin im 12. Artikel: „Seine Majestat der Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und die französische Republik werden sich bey den Friedensunterhandlungen mit dem deutschen Reiche gemeinschaftlich verwenden, daß den verschiedenen Fürsten und Ständen des Reichs, welchen einiger Verlust an Landen und Rechten zugegangen, gemäß der Bedingungen des gegenwartigen Vertrages, und zufolge des mit dem deutschen Reiche zu treffenden Friedensschlusses, und insbesondere die Kurfürsten von Maynz, Trier, Kölln und Pfalzbayern, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Herzog von Zweybrücken, die Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Saarbrucken, von Salm-Kyrburg, Löwenstein und Wiedrunkel, dann der Graf von der Leyen, in Deutschland angemessene Entschadigung erhalten, welche mit gemeinschaftlichem Einverständniß der französischen Republik regulirt werden sollen."

Ferner heißt es darin Art. 9: „Die französische Republik findet keinen Anstand, dem Konige von Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wieder zurück zu geben: in Gemäßheit dessen kann von einem Länderzuwachs für denselben keine Rede seyn, welches sich die zwey kontrahirenden Machte wechselseitig garantiren."

Bekanntlich kam die Vollstreckung dieses sowohl für Oesterreich als das deutsche Reich noch maßigen Friedens

nicht zu Stande, indem der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich wahrend den Unterhandlungen zu Rastadt von neuem ausbrach. Auch dießmal blieben die Hauptstände des südlichen Deutschlands, obwohl sie wegen den vorher eingegangenen Friedensverträgen der Rache der Franzosen ausgesetzt waren, nicht zurück, und die wenigen Kurmayuzer Truppen verdienten sich im Jahre 1800 an der Nid wohl mit eben so viel Recht ein Denkmal, als im Jahre 1792 die fürs Vaterland gefallenen Hessen bey der Einnahme von Frankfurt.

Der Krieg wurde auch von Anfang (unterstützt durch die russischen Waffen) so glücklich für Deutschland geführt, daß sich das Reich am Ende des Jahres 1799 einen bessern Frieden, als jenen von Campo-Formio versprechen konnte. Allein nun trat Rußland nicht nur von der Koalition ab, sondern half noch, in Verbindung mit Preußen, die Macht Frankreichs so sehr erheben, daß endlich der Friede von Luneville und die durch selben bewirkte mißliche Lage, vorzüglich des südlichen Deutschlands, die Folge alles bisher vergossenen deutschen Blutes wurde.

Nach dieser zwar trockenen, aber unpartheyischen, und auf die ausdrücklichen Worte der Friedensschlüsse gegründeten Darstellung der durch die verflossenen Kriege veränderten politischen Lage des deutschen Reichs wird man sich das damalige Benehmen der mindermächtigen Reichsstände füglicher erklären können.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Deutschland konnte sich nur durch Bündnisse erhalten.

Nach der Anlage, welche die deutsche Verfassung vor und nach dem großen Interregnum bekam, konnte sie nur durch Bündnisse bestehen. Sie, in sich selbst und in ihren Theilen, schon eine politische Konföderation, erhielt sich, und verfiel durch Konföderationen. Bodin giebt uns sieben und vierzig Bündnisse an, welche deutsche Fürsten allein mit Frankreich abgeschlossen hatten, ohne deren zu gedenken, welche im Reiche selbst oder mit anderen Mächten zu Stande kamen.

Wir finden in der Reichsgeschichte, daß schon frühe die Fürsten unter sich Bündnisse zu ihrer eignen und zur Erhaltung des Reichs geschlossen hatten. Das merkwürdigste ist aber jenes, welches im Jahre 1338 unter allen Kurfürsten, außer Böhmen, zu Rense bey dem sogenannten Königstuhl zu Stande kam. Sie versprachen sich den wechselseitigen Beystand in Beschirmung des Reichs, ihrer Rechte, und einer freyen Kaiserwahl gegen jede fremde Gewalt.

Als Kaiser Wenzel, zu Gunsten der Visconti, Mayland vom Reiche trennen wollte, errichteten Maynz, Trier, Kölln, Pfalz und Sachsen, zu Maynz einen Bund gegen alle Schwächung des Reichs.

Im Jahre 1406 machte der Kurfürst von Maynz einen Bund mit Baden, Würtemberg und einigen Städten, um Schirms- und Friedens willen. Ihnen widerstand König Ruprecht, weil er der sey, welcher von Reichs wegen Frieden bestellen sollte. Nichts deste-

weniger mußte er zuvor den Standen selbst Recht zugestehen, ehe er Recht nahm.

Einige Jahre darauf (1410) wurde zu Frankfurt verabschiedet: Wenn ein römischer König, oder Kaiser, dem Reichsgesetz zuwider thun, oder es auf irgend eine Art verletzen wollte, so sollen die Kurfürsten, wie auch die übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten, Pralaten, Grafen, Freyherren, Edlen und Gemeinen alle sammt und sonders das Recht haben, ihnen zu widersprechen und zu widerstehen.

Als der mächtige Karl V. zum Kaiser gewählt war, errichteten Maynz, Trier, Kölln und Pfalz in Oberwesel einen neuen Kurverein, welcher auch mit allem, was die Kurfürsten noch weiter darüber untereinander verglichen wurden, in der Wahlkapitulation bestätigt wurde.

Die große Trennung, welche sowohl in religiösen als politischen Dingen zu der Zeit die Stände in zwey Partheyen theilte, brachte nicht nur häufige Bündnisse unter ihnen selbst, sondern auch mit fremden Mächten hervor, z. B. jene zu Leipzig, Torgau, Schmalkalden, Worms ꝛc.; ja während den Religionskriegen bestand ganz Deutschland nur aus zwey Bündnissen, nämlich der Union und der Ligue, oder unter den Katholiken und Protestanten.

Im westphälischen Frieden wurde den Standen das Recht, Bündnisse sowohl unter sich als mit fremden Mächten zur Erhaltung des Reichs und ihrer Rechte zu schließen, förmlich zugestanden, und von nun an war das Reich selbst nur noch ein großer Bund fast unabhängiger Fürsten. Diesen durch den westphälischen Frieden konstitutionsmäßig gewordenen Konföderationsgeist wußte kein Fürst zur Erhaltung des Reichs besser zu benutzen und richtiger anzuwenden, als der große Johann Philipp

Kurfürst von Mayuz *). Da zu Anfang seiner merkwürdigen Regierung immer noch ein neuer Krieg von spanischer Seite für das Reich zu fürchten war, schloß er mit Köln, Trier, Pfalzneuburg, Münster, ja sogar mit Schweden, Frankreich und einigen protestantischen Fürsten einen Bund zur Aufrechthaltung des westphalischen Friedens; und als hernach der Garant desselben, Ludwig XIV., in seinen Kriegen für das Reich gefährliche Grundsätze äußerte, erneuerte er mit Oesterreich den böhmischen Erbverein, und trat mit noch anderen Fürsten in ein neues Bündniß zu fernerer Sicherheit.

Nach dem Tode dieses klugen Fürsten fühlte man die Nothwendigkeit seines Bundessystems noch mehr. Die Union der korrespondirenden Höfe kam zuerst zu Regensburg zu Stande; endlich wurde die große Association zu Frankfurt geschlossen, wodurch allein noch das Reich erhalten werden konnte.

Die letzte Vereinigung, welche zur Erhaltung der Gesetze und Verfassung zu Stande kam, war der sogenannte Fürstenbund. Der verruchte bayrische Ländertausch verursachte ihn; der größte Held dieser Zeiten, Friedrich II. und der erste geistliche Kurfürst Friedrich Karl waren an seiner Spitze; sein Zweck sollte kein anderer seyn, als die Erhaltung des Reichs und seiner Gesetze. Aber wie die deutsche Verfassung bisher allein durch Bündnisse erhalten war, so mußte sie auch endlich durch Bündnisse verfallen. So lange die deutschen Fürsten durch Vereinigung unter sich sie schützen konnten, waren solche Unternehmungen nicht nur nicht gefährlich, sondern auch ersprießlich. Als aber verschiedene unter ihnen zugleich fremde Länder beherrschten, und also ihr

*) Siehe funfzigstes Kapitel.

Interesse dem deutschen fremd wurde, konnte das Reich auch nur durch fremde Hülfe erhalten werden. Die betheiligten Fürsten mußten sich unter den Schutz Frankreichs begeben. Diese Macht war lange die Stütze und Garantin der deutschen Verfassung, bis endlich deren Auflösung durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten nothwendig wurde. So gab ein rheinischer Bund im Jahre 1256 und 1338 dem deutschen Reiche sein Bestehen, und im Jahre 1806 sein Ende.

Siebenzigstes Kapitel.

Die Gänseprediger.

Ich habe einmal in irgend einer alten Legende gelesen, daß ein gewisser Heiliger, da die Menschen seine guten Ermahnungen nicht hören wollten, sich mit seinen Predigten an die Gänse gewendet habe, und unter diesen unvernünftigen Thieren aufmerksamere Zuhörer gefunden habe, als unter den sogenannten vernünftigen. Man könnte in unsern Zeiten dieß auf politische Schriftsteller anwenden, und sie Gänseprediger heißen; denn sie mögen noch so gute Vorschläge thun, noch so sehr warnen und mahnen; sie werden von denen nicht gehört, welche sie am ersten hören sollten.

In der That wenn man die großen Fehler betrachtet, welche nicht Theoriker oder Anfänger der politischen Künste, sondern die sonst geübtesten Minister und Generale in unsern Zeiten gemacht haben, wenn man bedenkt, daß nach so grob begangenen Fehlern fast dieselben Minister oder Generale kurz darauf wieder in die nämlichen Schlingen gegangen sind; so sollte man glauben, alle diplomatisch-militarische Geschicklichkeit wäre auf einer

Seite ganzlich verschwunden, und auf die andere übergegangen.

Man sagt von den politischen Schriftstellern, daß sie bloße Theoretiker und Stubengelehrten seyen, welche nie an der Spitze der Staatsgeschäfte oder einer Armee gestanden hatten; indessen haben diese sogenannten Stubengelehrten diese kritischen Zeitpunkte richtiger gefaßt, und die Folgen davon und Maßregeln besser angegeben, als so mancher Ministe oder General, welcher jetzt wegen seinen Fehlern in Gnaden entlassen ist, oder gar vor einem Kriegsgerichte steht.

Pitt! Fox! wo seyd ihr? sagt der Moniteur. Man konnte noch weiter sagen: Kaunitz, Herzberg, Oxenstierna! wo seyd ihr.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Der Schlendrian.

Les Princes choisissent donc les pédans les plus lourds et les plus consommés dans les vetilles de la formalité, pour les envoyer comme leurs representants. Ces gens discutent sur la forme des choses et ont l'esprit trop rétréci, pour envisager les choses en grand.

Frédéric II.

Es ist immer als ein Zeichen eines charaktervollen und gut regierten Volkes angesehen worden, wenn es, auf seine alten Gesetze und Gebräuche haftend, sich gegen seine Feinde behauptet hat, und nur in Behauptung seiner Grundsatze zu Grunde gegangen ist. So werden auch einzelne Bürger, ein Philopoemen und Aratus unter

den Griechen, die Machabäer unter den Juden, die Brutus und Cassius unter den Romern immer noch mit Bewunderung und Ruhm genannt. Sie wollten ihre Gesetze und Staaten erhalten, und starben groß nur mit dem Untergange derselben.

Mit dieser Beharrlichkeit auf Gesetz und Vaterland muß man aber die Beharrlichkeit auf Mißbrauch und Unklugheit nicht verwechseln. Denn die Griechen wurden schwerlich über die Perser, die Juden über die Kananiter und die Romer uber die ganze Welt gesiegt haben, wenn sie immer nur die Rohheit und Einfalt beybehalten hatten, an welche sie in ihrem ersten Zustande gewohnt waren. Obwohl diese Volker, so lange sie im Wohlstande waren, genau an ihrer alten Religion, an ihren alten Gesetzen und Sitten hielten; so haben sie doch jederzeit sowohl in der Politik als Kriegskunst, in Kunsten und Wissenschaften die grosten Fortschritte gemacht. So wissen wir, daß sie sich in spatern Zeiten ganz anderer Waffen, einer anderen Taktik und Politik bedient haben, als zur Zeit des trojanischen Zugs und der Gefechte des Aeneas. So vortheilhaft also und lobenswerth die Anhanglichkeit an Vaterland, Religion und altes Gesetz bey einem Volke ist; so nachtheilig und verachtlich ist die Beharrlichkeit auf alten Mißbrauchen und Dummheiten. Man kann daher jene mit allem Rechte einen ehrenvollen Charakter, diese aber einen elenden Schlendrian nennen; und letztere auszuzeichnen, soll der Gegenstand dieser Abhandlung seyn.

In einem Staate, wo Nationalcharakter, folglich Gesetzlichkeit und Klugheit herrschen, wird man finden, daß der Schlendrian oder Leute, welche ihn unterhalten wollen, gerade verachtlich sind. Nur solche Menschen und Burger sind da beliebt, welche den Schlen-

drian haſſen, den Staat klug regieren, die Vortheile deſſelben angeben, vor den Gefahren warnen, und die richtigſten Urtheile über den Staat entweder ſchriftlich, oder in der Verwaltung ſelbſt an Tag legen. So wurden bey den Romern, ſo ſehr dieſes Volk an alten Geſetzen und Gebrauchen hing, immer nur jene Manner hervorgezogen, welche ſich durch ſolche Urtheile, oder wirkliche Verwaltungen ausgezeichnet haben. Wo aber in einem Staate der Schlendrian die Oberhand hat, werden gute Kopfe unterdruckt, ihre Urtheile als nachtheilig oder gar verachtlich ausgeſchrien, und ſelbſt dann, wenn ein Ungluck entſteht, mehr die Urſache in der Verratherey als in der Unkunde oder Ungeſchicklichkeit geſucht. Wer ſind nun dieſe Leute, welche den Schlendrian lieben und erhalten? Wer ſind die elenden Menſchen, welche auf alle gute und brauchbare Subjekte mit Stolz und Neid herabſehen, und ſie von den Furſten und der Regierung entfernt halten? Ich will ſie genau auszeichnen, damit man ſie nicht verfehlen kann, und auf daß ſie jeder Regent und Miniſter kenne, wenn ſie ihm mit ihrer elenden Kleinheit aufſtoßen ſollten.

Sie laſſen ſich in zweyerley Klaſſen abtheilen. Die erſtere Klaſſe ſucht ſich durch angeerbte Geburtsvortheile oder Familienverbindungen wichtig zu machen, und dieſe Arroganz iſt noch zu verzeihen; denn wenn ſie ſelbſt auch von Natur aus nicht gar günſtig ausgeſtattet ſind, ſo haben doch wenigſtens ihre Vater irgend ein Verdienſt um den Staat gehabt. Es wird daher überall billig befunden, daß man die Verdienſte der Vater an den Kindern und Enkeln belohne. Mögen alſo ſolche gebornen Schlendrianſten immer eine gewiſſe Wirkſamkeit erhalten: nur durfen ſie nicht ihren Einfluß auf die oberen Staats- und Kriegsgeſchafte ausdehnen wollen; denn dieſe konnen

allein durch Verdienſt und Talente zum Vortheile des Staates verwaltet werden.

Deſto gefahrlicher iſt aber der Geiſt der unachtsamen Schlendrianiſten: denn dieſe ſuchen meiſtens die erſtern zu ihrem Vortheile zu gewinnen, um ſo den fatalen Schlendrian ganz herrſchend zu machen. Sie ſchmeicheln namlich der Behaglichkeit der erſtern, um ihrer eignen ein deſto ſichereres Ruhebett zu bereiten. Ich werde ſie auch hier beſonders ſchildern.

Dieſe Menſchen ſind meiſtentheils von keiner anſehnlichen Herkunft, ja manchmal von der niedrigſten. Sie bemerken aber bald, daß ein gutes Einkommen und ein gewiſſer Rang ſie in den Zuſtand ſetzen könne, wodurch ſie das erhalten, was ihnen ihre Geburt verſagte. Da nun nichts mehr dieſem gemachlichen Egoismus zuträglicher iſt, als der Schlendrian, ſo ſuchen ſie ſich dieſem faulen Götzen auch frühe zu weihen, und werden bald Diener ſeines finſtern Reiches.

Schon in ihren frühern Jahren üben ſie ſich in allen den elenden Künſten, welche auf dieſer Laufbahn befördern konnen. Sie erwerben ſich als Studenten einen gewiſſen Namen von Fleiß und Regelmäſigkeit, welche gerade ein junges Genie nicht ſo einhalten kann. Sie ſchreiben, ſelbſt aller eignen Gedanken unfahig, die Worte ihrer Lehrer genau nach und lernen ſie auswendig. Am Ende ihrer Studien zeichnen ſie ſich durch irgend einen akademiſchen Actus oder eine Dissertatio de eo, quod justum est etc. das iſt, was jetzt gang und gebe iſt, aus. Dann ſuchen ſie Verbindungen mit geltenden Perſonen durch Dedikationen, Schmeicheleyen und Unterwürfigkeit. Haben ſie da einen feſten Fuß gefaßt, ſo laſſen ſie ſich's ja nicht beygehen, einen eignen Gedanken oder Rath anzugeben: ſie nehmen vielmehr die Arbeiten

und Vorschläge ihrer Patronen, wie heilige Schrift, mit Bewunderung auf, und stellen sich, als wenn sie nur deren Schreiber und Lehrlinge waren. Dabey beobachten sie ein heiliges Stillschweigen, getrauen sich nicht irgend einen guten Gedanken zu äußern; und wenn auch so grobe Fehler zum Nachtheile des Staats begangen werden, daß man sie mit den Handen greifen kann, so suchen sie selbe noch dadurch zu entschuldigen, daß sie angeben, als könnte man die geheimen Ursachen davon nicht ergründen.

Durch solche gemeine Künste hüpfen sie denn wie die Hühner auf ihrer Leiter die erste Stufe ihres Glücks hinan. Sie werden angestellt. Jetzt zeigen sie sich auf der einen Seite als fleißige brauchbare Arbeiter und Geschaftsleute; auf der anderen aber als blinde Werkzeuge ihrer Obern. Sie wissen aber schon frühe und auf dieser untern Stufe ganz den Ton einzuhalten, welchen sie für die Zukunft verfolgen werden. Sie zeigen sich schon stolz, hart, gebietend gegen ihre Untergebenen, und sollten es nur Schreiber und Pedellen seyn; sind aber desto geschmeidiger ja niedertrachtig gefalliger gegen ihre Vorgesetzten. Auch wissen sie auf der untern Stufe schon den Ton und die Lebensart anzunehmen, welche die Leute uben, so eine hohere über ihnen stehen. Diesen Ton bemerkt man ganz deutlich sowohl in ihrer Art als in ihrer Haushaltung, bey ihren Weibern als bey ihren Kindern.

Indessen giebt ihnen diese erstere Stufe sowohl einen größern Wirkungskreis als Gelegenheit, sich bey den machtigern Schlendrianisten bekannt zu machen. Auch wissen sie ihre ersten Patronen so für sich einzunehmen, daß sie von denselben überall gelobt und anempfohlen werden. So fehlt es ihnen dann nicht, daß sie schon eine hohere Stufe erreichen.

Auf derselben unterhalten sie ihren bereits erworbenen Ruf eines fleißigen, akkuraten und brauchbaren Staatsdieners, hüten sich aber auf alle Weise, die Arbeiten irgend eines angesehenen Schlendrianisten reformiren zu wollen; im Gegentheile erscheinen sie immer nur den Mächtigen als Leute, welche zwar fleißig und brauchbar, aber nie fähig waren, ihnen über den Kopf zu wachsen; und das ist eben das beste Mittel ihrer Beförderung.

Wenn nun irgend einer der mächtigen Schlendrianisten ein Subjekt zu seinen Absichten nöthig hat, so bedient er sich voll Zuversicht und ohne Furcht überflügelt zu werden, eines solchen. Dieser wird also auf solche Weise zu geheimen Arbeiten, Negotiationen und Vorschlagen gebraucht; und da er sich nun leicht in der Routine übt, und vorzüglich die Gabe der Verschwiegenheit und Verstellung besitzt, weil er von sich selbst her nichts weiß, so klimmt er allbereits auf eine hohe Stelle hinauf.

Sobald er diese erreicht hat, nimmt das Männchen einen ganz anderen Ton an. Er giebt sich das Ansehen, als wenn er viel bey dem Fürsten und den Ministern gelte, um alle Entdeckungen seiner Schwache zu verhüten; er wird stolz und hochmüthig gegen seine alten Freunde und Untergebenen, um seine Person verehrter zu machen; er thut immer geheimnißvoll über Dinge, die er entweder nicht versteht, oder wovon er gar nichts weiß; er studiert endlich einige große politische Maximen, aber wendet sie nur am unrechten Fleck an.

Indessen gewinnt er, da er Andere schon zurückgeschreckt hat, die Gunst des Fürsten oder der Großen, und nun entwickelt sich der Geist des Schlendrianismus erst bey ihm in seiner vollen Dickheit. Die Armuth seines Geistes sucht er durch den Reichthum wichtiger Einkunfte

zu decken; den Mangel eignen Verdienstes will er durch hochlautende Titel und Ehrenstellen ersetzen; und die Niedrigkeit seiner Geburt glaubt er durch einen erkauften Adel zu verbergen. Gegen alle Warnungen ist er taub, gegen gute Köpfe drückend, gegen bessere Einsichten rugend. Seine ganze Kunst besteht darin, dem alten Schlendrian zu schmeicheln, damit er seinen eignen erhalten möge.

Die Nachtheile solcher Menschen werden im Innern der Staatsgeschafte nicht so bemerkt, als in dem Aeußern. Denn die Fehler bey den erstern können durch Zeit und Umstände wieder verbessert werden. Desto schandlicher und oft gefahrlicher kommt aber ihre Nullität an Tag, wenn sie in auswartigen Geschäften, und bey kritischen Vorfallen gebraucht werden; denn hier haben sie keine folgsame und ihnen zuarbeitende Subalternen, sondern mächtige, oft klugere Feinde vor sich, welche von ihnen und ihrem Fürsten ganzlich unabhangig sind.

Bey keinen Geschaften ist daher der Schlendrian einem Staate nachtheiliger, als bey den auswartigen. Sie lassen sich in diplomatische und militarische abtheilen. Ein diplomatischer Schlendrianist zeichnet sich besonders dadurch aus, wenn er mehr das Etiket und die Hofzeremonien, als die politischen Verhaltnisse kennt; wenn er mehr seine Notizen von Fraubaasen, Hofdamen, Kammerdienern und Kannengiesern, als aus der Natur der Sache und dem Charakter der Fursten, Nationen und Regenten schöpft; wenn er sich mehr durch eine kalte, herzlose Verschwiegenheit, als eine grundliche, herzliche Beredsamkeit auszeichnet. Er weiß daher alles bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wie es an seinem und fremden Höfen seit Olimszeiten hergegangen ist: wenn aber irgend eine Veränderung in der Regierung,

eine geheime, dem alten System zuwiderlaufende Verbindung, oder gar eine wichtige Revolution vorgeht, ist er oft gerade der Letzte, der solche Dinge erfahrt, oder sich in ihre neue Lage schicken kann. Er wird überflügelt, hintergangen, geprellt, und weiß sich zuletzt durch kein anderes Mittel zu retten, als daß er gerade in dem Augenblicke, wo er geschmeidig seyn sollte, gegen fremde Fürsten stolz, ja grob wird. Ich konnte hier eine Menge Anekdoten und Falle anführen, welche die sprechendsten Belege zu meiner Schilderung waren: allein ich habe mir es vorgenommen, in dieser Schrift mich aller Beleidigungen zu enthalten.

Der militarische Schlendrianist ist noch gefährlicher als der diplomatische; denn hier kommt es auf schnellen Entschluß, Gegenwart des Geistes und ein gebildetes Genie an, was gerade den Schlendrianisten fehlt. Den militarischen Schlendrianisten kann man auf seinen untern Stufen dadurch hauptsachlich erkennen, wenn er, unbekümmert um die Bildung seines Geistes, sein Hauptstudium in eine genaue Kenntniß und Befolgung der gemeinen militarischen Reglements setzt, und ehender einen kleinen Flecken auf dem Rocke seiner Soldaten, als die Schwache seines Haufens oder seiner Stellung bemerkt. Ordnung und Disciplin ist zwar bey keinem Stande nöthiger und lobenswerther, als bey dem militarischen: allein wenn bey einer Armee auch nichts anders, als Ordnung zu finden ist, wird sie schwerlich große Fortschritte im Felde machen. Da aber die militarischen Schlendrianisten für nichts anders Sinn haben, als einen ordentlichen pünktlichen Alltagsgang, so glauben sie, daß Disciplin allein eine gute Armee bilden könne. Sie bekümmern sich daher wenig darum, ob ihre Subalternen auch den Dienst richtig beurtheilen; ja sie hassen

sogar alle militarische Aufklarung an ihnen, und glauben, daß die militärischen Kenntnisse und das militarische Genie gerade so, wie man eine höhere Stelle erhält, auch in einem höhern Maße, wie durch den heiligen Geist, mußte mitgetheilt werden.

Indessen machen sie sich eben durch diese Beschranktheit ihres Geistes bey den höhern Schlendrianisten beliebt, und so werden sie meistentheils verdientern und geistreichern Offizieren vorgezogen. Da sie nun mehr darauf sehen, einen hohen Grad, als die dazu gehörigen Kenntnisse zu erlangen; so studieren sie auch mehr die Künste der Schmeicheley und Intrigue, als jene der Taktik und Strategetik. So erhalten sie endlich ein Kommando über einen Heerhaufen, und nun erst zeigt sich ihre Nullitat im wahren Lichte.

Da sie weder von Haus aus Genie, noch durch Studium der Mathematik, Geographie und Geschichte Kenntnisse erworben haben, und sie doch ihren hohen Posten ausfüllen wollen; so fangen sie allbereits an, die gemeinen Kriegsregeln auswendig zu erlernen. Da fahren sie denn, als wenn sie ein Eugen oder Laudon waren, auf ihren Landcharten und Exerzierplatzen herum, ordnen Schlachten und Operationsplane, demonstriren rechts und links die Festigkeit ihrer Stellungen, so daß fast jeder Uneingeweihte sie anstaunt, und glauben sonach, wenn sie wirklich ins Feld ziehen, daß der Feind nothwendig auch in ihre Operationen eingehen müsse.

Allein bald fällt ihr ganzer papierner Operationsplan in Stucke. Der Feind, welcher den Schlendrianismus dieser Plane kennt, operirt ihm gerade entgegen, sucht den eingebildeten Meister durch geschickte Manovres außer Fassung zu bringen, halt die Punkte nur im Schach, worauf er all sein Heil gesetzt hat, greift ihn gerade da

an, wo er es nicht vermuthete, und bringt seine ganze Stellung in Unordnung.

Jetzt weiß er sich nicht mehr zu fassen. Eben durch die Bewegungen, wodurch er sich helfen will, giebt er noch mehr Blößen: seine Armee wird umgangen, gesprengt, geschlagen und endlich vielleicht gar gefangen. So enden meistentheils alle Schlendrianisten, wenn ihnen wichtige Posten anvertraut sind. Indessen schätzen sie sich noch glücklich, wenn sie mit einer guten Pension in Ruhe gesetzt werden.

Wir haben vielleicht in der ganzen Weltgeschichte kein auffallenderes Beyspiel von der Nullität der Schlendrianisten erhalten, als durch die französische Revolution. Während dem diese Menschen sich an den gemeinen Maximen irgend einer alten Minister-Fraubaase hielten, und dadurch den Revolutionsteufel bannen wollten, hat dieses seltsame Ereigniß Staatsleute und Helden aufgestellt, welche jenen des Plutarchs gleichen; und da jene noch mit ihren gemeinen diplomatischen oder militarischen Taschenspielereyen gaukelten, haben diese Schlachten gewonnen und ganze Königreiche im Frieden erhalten. Es war zu dieser Zeit auch fast nicht möglich, daß ein guter Kopf bey der Koalition, ein schlechter bey der Revolution aufkommen konnte: denn ein jeder Mensch oder Bürger, und wenn er auch die unverkennbarsten Beweise von Treue und Anhänglichkeit an seinen Staat und Fürsten gegeben hatte, wurde gleich als verdächtig angesehen, sobald er nur einige wahre Gedanken über die begangenen diplomatischen oder politischen Fehler äußerte. Nur der konnte emporsteigen, welcher alles billigte, glaubte und rühmte, was man von dieser Seite unternahm, wenn es auch zum Untergange des Staates oder Fürsten führte. Im Gegentheile konnte keiner unter der Revolution sich emporschwingen, wenn er sich nicht

entweder durch Kopf oder Muth oder Kenntniſſe ausgezeichnet hatte. Bey ſo ungleichem Spiele waren die Folgen natürlich.

Man betrachte nur zum Beyſpiel die Staatsmänner und Generale, welche auf der einen Seite wirkten, und vergleiche damit nur jene, welche ihnen entgegen handelten. Ich will, um alle Partikularitäten zu vermeiden, das Publikum nur auf zwey Schriften aufmerkſam machen, worin es, was dieſen Punkt betrifft, ſich nähere Aufklärung verſchaffen kann. Die eine erſchien im Jahre 1798, und führte den Titel: Recueil d'anecdotes biographiques, historiques et politiques sur les personnages les plus remarquables et les événements les plus frappants de la revolution française. Paris 1798 de l'imprimerie de J. B. du Soult. Die andere: Vollſtändige Rangliſte aller Generäle und Generaladjutanten in den Armeen der franzöſiſchen Republik, nebſt einer umſtändlichen Anzeige ihres Standes vor der Revolution, der Zeit ihrer Kriegsdienſte, ihres Avancements, ihrer militäriſchen Talente und Eigenſchaften, und der Armee, wo ein jeder ſteht, nebſt Liſte aller Generale, die ſeit dem Anfang der Revolution ein Kommando geführt haben, vor dem Feinde geblieben, geſtorben, hingerichtet oder ausgewandert ſind. Aus dem Franzöſiſchen. 1796. Wenn man dieſe zwey Bücher geleſen hat, wird man die Schlachten bey Jena und Auſterlitz beſſer begreifen; aber einem jeden guten Kopfe in Deutſchland wird auch der Ausſpruch des Cicero aus der Seele ſteigen: Nos inquam, Nos dico aperte, consules reipublicae desumus.

Zweyundſiebenzigſtes Kapitel.

In wie weit können Schulen den Nationalgeiſt bilden?

Habuerunt virtutes ſpatium exemplorum.

Tacitus.

In keinem Lande iſt für Erziehung mehr geſchrieben und gethan worden, als in Deutſchland, aber in keinem der Kern aller Nationalerziehung ſo verdorben worden, als eben in unſerm Vaterlande. Dieſer ſo auffallenden Inkonſequenz des Zeitalters ſcheinen drey Urſachen zum Grunde zu liegen. Erſtens haben diejenigen, welchen die Aufſicht über Erziehung anvertraut war, auf die Natur und die Kräfte des Menſchen überhaupt und des Bürgers insbeſondere zu wenig Rückſicht genommen; zweytens hielten ſie die Schule faſt für das einzige, wenigſtens Hauptbildungsmittel, da ſie davon doch nur ein ſehr prekäres und untergeordnetes Werkzeug iſt, und drittens führten ſie durch eine zu oberflächliche Menge der Lehrgegenſtände und Theorien die Zöglinge von der wahren Praxis und Uebung ab. Wir wollen einen jeden dieſer Irrthümer und ſeine Folgen beſonders vornehmen, um daraus zu erſehen, in wie weit er auch auf die Bildung des Nationalgeiſtes Einfluß haben konnte.

1) Wenn die Veredlung des Menſchen und die Beförderung ſeines Glücks der erſte Zweck einer guten Erziehung ſeyn ſoll, ſo dünkt mich, daß die Unterſuchung derjenigen ſeiner Kräfte, wodurch er am meiſten veredelt und glücklich gemacht wird, auch ihr erſtes Beſtreben

seyn müsse. Um nun diesen zu erreichen, dünkt mir eine vollkommene Menschen- und Naturkenntniß unumganglich nothwendig. Es dünkt mir ferner nothwendig, den Zustand des gesitteten Menschen von jenem des wilden oder ungebildeten zu unterscheiden; denn obwohl der Wilde, wie der Gesittete, eines gewissen Glücks fähig ist, so kann doch Wildheit nicht der Zweck seiner Bestimmung seyn.

Wenn der Mensch, wie das Thier, blos in seinem rohen Naturtriebe eingeschränkt wäre, so könnte man seine ganze Bestimmung, oder sein ganzes Glück, wie jene des Thiers, in der Befriedigung dieser Triebe finden. Darum wünscht der gutmeinende Rousseau den Menschen wieder zu dem Zustande der Wildheit zurück; und wenn der Mensch blos durch Begriffe oder Lüste glücklich wäre, so müßte er kein Gemüth, kein Herz, keine Vernunft und kein Gewissen haben; und doch sagen unsere Philosophen, eben da sie ihn zum bloßen Körper- und Nervenspiel deräsonniren, er sollte blos als Geist handeln. Es wird daher vorläufig nothwendig seyn, zuerst die verschiedenen Kräfte im Menschen zu unterscheiden, einer jeden ihre Bestimmung und ihren Wirkungskreis anzuweisen; und dann wird es sich von selbst ergeben, welche unter denselben am meisten seine Veredlung und sein Glück befördern, und folglich vorzüglich gebildet werden müssen.

Die erste Kraft im Menschen ist unstreitig die Kraft seines Seyns, man mag sie nun Lebenskraft, oder Kraft des Selbstgefühls, oder Gemüth, oder Gewissen, oder, weil er durch sie alles vernimmt, Vernunft nennen. Sie ist der Grund aller anderen Kräfte: durch sie erhält er die erste Ueberzeugung, welche aller logischen, moralischen und ästhetischen vorausgeht,

ja welche der letzte Grund aller anderen Ueberzeugungen iſt; durch ſie vernimmt er nicht nur ſeine, ſondern die Exiſtenz aller anderen Dinge. Aus ihr allein kann alſo auch nur beſtimmt werden, was ihn veredelt und glücklich macht. Man hat bisher fälſchlich den Verſtand zur oberſten Kraft erhoben, weil man wähnte, daß nur das vernünftig könnte genannt werden, was durch logiſche Schlüſſe erſt als vernunftmäßig und wahr dargethan wäre; allein der tiefere Skeptizismus hat die Unzuverläßigkeit aller logiſchen Schlüſſe dargethan, indem er der Logik ſelbſt ihren letzten Grund abforderte, und dadurch die eitlen Philoſophen auf die erſte Kraft, nämlich das Gewiſſen oder die Vernunft, aufmerkſam machte, ohne welche der Verſtand ſelbſt nichts verſtehen könnte. Wenn man daher die menſchlichen Kräfte auf die Grundkraft zurückführt, ſo wird man finden, daß, was die Veredlung und das Glück des Menſchen betrifft, der Verſtand weiter hinter dem Gemüthe, ja ſelbſt der Einbildungskraft ſtehe; denn ein richtiger Begriff hat an und für ſich ſelbſt keinen anderen Werth, als welchen ihm ſein Gehalt giebt, der allein durch das Gemüth ꝛc. beſtimmt werden kann; und da, um die Natur des Menſchen zu beurtheilen, dem Verſtande kein anderes Organ oder Mittel übrig bleibt, als gerade das Gemüth, ſo kann er ja über die wichtigſte Angelegenheit des Menſchen nicht anders als durch daſſelbe urtheilen. Wenn alſo unſern Philoſophen die Menſchenbildung ſo ſehr am Herzen lag, ſo hatten ſie wohl vor allem über die erſte Grundkraft im Menſchen nachdenken, und nach derſelben die anderen Kräfte würdigen und bilden müſſen; allein da es viel leichter iſt, mit den Spiegelfechtereyen des Witzes oder Raſonnements des Verſtandes umzuſchlagen, als die Tiefe der menſchlichen Natur zu ergründen, ſo glaubten ſie auch

alles in das Gebieth des Aberglaubens, des Irrthums, der Thorheit, oder wenigstens der Phantaſie, verweiſen zu müſſen, was außer der ſo ſehr beſchränkten Jurisdiktion des Verſtandes ſeinen Grund hatte; ja ſie wollten dieſe ſogar über das Gebieth der Religion, der Moral, der Poeſie, und anderer Potenzen ausdehnen, deren Herrſchaft doch alter und feſtgegründeter war, als jene des Verſtandes. Daher kam denn auch die Inkonſequenz unſerer Zeiten. Auf der einen Seite muthete man dem armen Menſchen eine Moral zu, welche bis an die Göttlichkeit gränzte; und auf der anderen demonſtrirte man ihm, daß er nur eine Maſchine, eine beſſer organiſirte Pflanze, ein belebtes Automat oder gar eine Uhr ſey. Auf der einen Seite forderte man von ihm Aufopferung, Patriotismus, Ehrgefühl und bürgerliche Tugend; auf der anderen zeigte man ihm aber, daß alle Gefühle und Heldenthaten nur in dem gröbſten Eigennutze ihren Grund haben, und daß die Sehnſucht der Vertriebenen nach ihrem Vaterlande nicht edler ſey, als der Appetit eines Wilden nach Bratwürſten. Auf der einen Seite rühmte man ihm in allen Schriften und bildlichen Vorſtellungen die Schönheit der Natur und Kunſt, und auf der anderen zerſtörte man barbariſch die Gefühle und Gegenſtände, woraus doch beyde ihre Nahrung erhalten. Daher kömmt es denn auch, daß die Menſchheit zuletzt, ſtatt veredelt zu werden, ſich immer mehr einer verfeinerten Thierheit nahert. Man betrachte nur, was unſere öffentlichen, wie unſere Privatgeſellſchaften, treibt und in Bewegung ſetzt; ſo wird man keinen fernern Beweis nöthig haben. Man rühmt jetzt ſo ſehr die Kultur unſerer Zeiten; und wenn man ſo recht beym Lichte betrachtet, was denn am Menſchen kultivirt wird, ſo ſind es gerade ſeine niedrigſten Leibes- und Seelenkraſte.

Sonst wurden sowohl im Hause als in der Welt Religion und Vernunft, Ehre und Liebe, Gerechtigkeit und Patriotismus, Häuslichkeit und Freundschaft als die Haupttugenden des gesellschaftlichen Lebens angepriesen, und sein junger Geist strebte bey Zeiten, darin sich zu üben und darnach zu wirken. Jetzt bildet man blos den Verstand, oder vielmehr den Witz, um alles Edle hinweg zu räsonniren; die Lüste, um alle schöne Gefühle zu ersticken, und die Gewinnsucht, um die gröbste Eigenliebe und Ueppigkeit zu nähren. Die höhern Kräfte im Menschen werden sonach von den niedern überwältigt, und der ganze Mensch wird Sklave seiner groben Sinnlichkeit, und folglich auch des Despoten, dem er dafür dienen muß. Sowohl in öffentlichen als häuslichen Geschäften und Verrichtungen kommt weder Tugend noch Heldenmuth, weder Liebe noch Religion, weder Patriotismus noch Häuslichkeit in Anschlag. Unsere Statistiker wissen nur von Industrie, (eigentlich Knechtsdienst) von Bevölkerung, (eigentlich Vermehrung des Menschengeschmeißes) und Nationalreichthümer (eigentlich Wucher) zu reden; und des Engländers Smith Werk The Wealt of Nations, ist jetzt mehr werth, als die Schriften des Plato und Aristoteles, des Tacitus und Polybius, des Machiavel und Montesquieu. Die alten Helden und Staatsmanner würden schlecht neben einem Mauthwächter bestehen, und Fabrizius oder Cato, Thomas More und Grotius fast als unbrauchbare Sauertöpfe erscheinen. Gequalte Gespenster in den finstern Höhlen des Mammon, oder hölzerne Maschinen in den engen Kasernen der Bellona sind die einzigen Stützen unserer Staaten. Unser ganzes gesellschaftliches Leben dreht sich um zwey Punkte herum: Reichthümer zu

erhaschen, und selbe wieder zu verprassen. Da findet weder ein neuer Lykurg noch Solon festen Grund zu einem edlen Staatsgebaude. Da findet weder ein Homer noch ein Tasso, weder ein Phidias noch Raphael Stoff zu schönen erhabenen Bildern. Zeitungsschreiber und Journalisten sind die Censoren und Oberaufseher unseres Sitten und Religion. Modehändler und Tapetenfabrikanten sind die Zuflucht der schonen Künste; und wenn es unserm Geiste noch zuweilen gelüstet, Helden oder bessere Menschen zu sehen, so muß man sie in papiernen Gestalten auf dem Theater suchen. Wahrhaftig! es ist nichts infamers zu denken, als der Widerspruch und die Inkonsequenz unserer Staatsmanner und Philosophen. Wahrend dem sie in der Theorie dem armen Menschengeschlechte eine überirdische, aller Sinnlichkeit entkleidete Tugend zumuthen, verdammen sie ihn in Praxi unter die Zahl der Lastthiere, deren ganze Bestimmung ist: zu tragen, und sich zu vermehren; und nennen das Fortgang des gesellschaftlichen Lebens, und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

4) Die Nachtheile, welche aus dieser verkehrten Art, die Menschen zu bilden, hervorgegangen sind, fallen jetzt schon so grell in die Augen, daß man über Hals und Kopf sowohl in Schulen als Schriften dagegen zu eifern sucht. Im Grunde wird aber dadurch die Sache eher verschlimmert, als gebessert. Man glaubt namlich, daß die Schule und Lehre das einzige und wirksamste Mittel seye, dieser Verschrobenheit des Zeitalters entgegen zu arbeiten, da sie doch in diesem so wichtigen Punkte auf einer sehr untergeordneten Stelle stehen *).

*) Auch Fichte in seinen Briefen an die deutsche Nation, legt zu viel Werth auf Wort und Lehre.

Die Erziehung im weitesten Sinne genommen, hängt von drey besondern, auf sie einwirkenden Anlagen und Umständen ab, nämlich von dem väterlichen Hause, von der öffentlichen Schule und dem Zeitgeiste oder der Welt, worin wir leben. Keine dieser drey Anlagen oder Umstände darf den anderen widersprechen, wenn aus der Jugend ein konsequentes, fruchtbares Ganze gebildet werden soll; denn, wenn das Kind die Eindrücke und Lehren, welche es in der Schule erhält, mit jenen, welche es in seinem Hause oder der Welt empfangt, im Widerspruche findet, so glaubt es sich getauscht und betrogen; es wird schwankend in Ansichten und Gefühlen, und racht sich alsdann im freyen Kreise der Welt fur die Inkonsequenzen seiner Schule. Die Nachtheile dieser verkehrten Art von Erziehung sind bekannt genug, indem wir bey vielen jungen Leuten die schönsten Sittensprüche im Munde, aber ein heimliches Verderben im Herzen, die erhabensten Theorien im Gedachtnisse, aber eine gänzliche Verschrobenheit oder Seichtigkeit im Verstande finden.

Von diesen drey Anstalten oder Umstanden ist aber die Schule gerade das untergeordneteste Mittel der öffentlichen Erziehung; denn sie entwickelt eigentlich nur einige mechanische Kräfte und Fertigkeiten, indessen das väterliche Haus der Anfang, und die Welt das Ende aller menschlichen Bildung ist. Dann nebst dem, daß in dem Vaterhause die ersten Keime aller Kräfte und menschlichen Bildung entwickelt werden, so sind darin auch sogleich die natürlichsten und mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen und Gesinnungen in Bewegung gesetzt: Blutsfreundschaft, Häuslichkeit, Familieninteresse, mütterliche Pflege, väterliches Ansehen und Beyspiel, väterliche Sprache,

Religion und Sitten ꝛc. Wo stehen einer Schule so lebendige und herzergreifende Mittel zu Gebot: Daher kommt es dann auch, daß wenn das Haus oder die Eltern der Erziehung eine schiefe Richtung geben, die Schule alsdann schwerlich wieder einlenken kann.

Die Welt oder der Zeitgeist haben noch einen viel weitern Umfang ihrer Wirksamkeit. Die Volksreligion und der öffentliche Kultus, die Staatsverfassung und Gesetze, sprechende Beyspiele und Nationalsitten, öffentliche Strafen und Belohnungen, herrschende Gebräuche und Manieren ꝛc. Kurz alles das, was den Menschen äußerlich und innerlich zum Handeln und Nachahmen antreiben kann, wirkt aus ihrem Kreise mächtig ein, und druckt ihm seinen eignen Charakter auf. Wir dürfen nur um uns herſehen und betrachten, wie sehr sich in unsern Zeiten die Sitten und Gesinnungen der Jugend nach den Sitten und Gesinnungen der Väter und der Welt, trotz allen Schul- und Erziehungsanstalten geändert haben, so braucht es keines Beweises mehr. Der ursprünglich deutsche Charakter bestand nach Tacitus und Cäsar aus Religiosität, Vaterlands- und Freyheitsliebe, Tapferkeit, Häuslichkeit, Keuschheit, Treue und Redlichkeit, und diesen hat die Nation bis in unsere Zeiten und mitten unter ihren bürgerlichen und Religionskriegen nicht verläugnet. Wenn auch Deutschland in eine Menge kleiner Staaten und Sekten vertheilt war, so erkannte man doch immer noch die alten Sitten. In unsern Zeiten aber fing sowohl das Haus als die Welt an, eine andere Gestalt zu erhalten. Statt der alten häuslichen Tugenden, der Gottes- und Elternfurcht, der Häuslichkeit, Gastfreundschaft und Offenheit herrschen nun, und besonders in den sogenannten gebildeten

Familien Ausgelassenheit, Verschwendung, Tücke oder eine filzige Knickerey; und wenn man noch die alten Sitten finden will, muß man in abgelegene oder abgesonderte Länder und Hütten gehen. Die Welt oder der Zeitgeist wirkt noch schimmer, indem da von Eigenheit, Rechtlichkeit, Landesanhänglichkeit und Treuherzigkeit fast keine Spur mehr zu finden ist. Wie kann also die Schule allein allen diesen heterogenen Eindrücken und Beyspielen entgegen wirken, da ihr fast nichts übrig bleibt, als die Bildung mechanischer Kräfte und Fertigkeiten, als ein glänzender Apparat von eben so leicht wieder vergessenen als erlernten Kenntnissen, und auch noch davon ein grosser Theil der häuslichen Erziehung überlassen ist.

3) Aber selbst darin gehen so viele Schulen von dem Wege der Natur ab, indem sie ihre Zöglinge mit Worten und Theorien plagen, ohne nur an die Praxis oder Uebung dessen, was sie gelehrt haben, zu denken. Wenn in vorigen Zeiten die Schule nur Weniges, und das oft mangelhaft lehrte, so ersetzte doch die Uebung, wozu der Schüler gleich angehalten wurde, den Mangel einer guten Theorie, und der junge Mensch bildete sich, so zu sagen, selbst. In unserm Zeitalter werden dem Jünglinge unzählige Regeln und Theorien vorgeleyert, und wenn er denn aus der Schule in die Welt tritt, kennt er weder die eigentliche Praxis seiner Kunst, noch die Praxis des gemeinen Lebens, sondern muß gleichsam von neuem anfangen, und beydes gemächlich erlernen. Daher kommt denn auch das Schwankende und die vielen Inkonsequenzen in unsern Meynungen, Gefühlen und Handlungen.

Gott und die Natur sind unstreitig die ersten und besten Erzieher des Menschengeschlechts. Wir können daher nicht irre gehen, wenn wir ihren Fingerzeigen

folgen, und die Erziehung und Schulen darnach einrichten. Und ſo dürfen wir nur unſere Blicke auf das Kind werfen, wie es an allem bedürftig aus dem Schooße der Mutter kommt, und wir werden die Winke Gottes und der Natur verſtehen. Einer kaum belebten Maſſe gleich tritt der Säugling in die Welt ohne Fertigkeit, ohne Begriffe, ohne Sprache. Sein Blick iſt noch unbeſtimmt und ſchwankend, ſein Ohr noch auf keinen beſondern Schall gerichtet, ſeine Bewegung faſt ohne Ziel. Alles muß er lernen durch Uebung ohne Theorie, ohne vorher verkündete Lehre und Regel. Schon dieſes ſollte uns lehren, daß alle Erziehung mit der Praxis beginnen könne und müſſe.

Gehen wir nun weiter in die Zeit vor, wo das Kind ſeine erſten Eindrücke erhält, ſeine erſten Geſchicklichkeiten erlernt hat, und wir finden denſelben Gang. Ohne alle Theorie übt ſich der kindliche Verſtand durch die Mutterſprache, durch das innere Bedürfniß nach Außen zu wirken und thätig zu ſeyn, übt ſich der Körper, und die Gelenke erhalten Geſchicklichkeit und Kraft; und durch Beyſpiele in dem Umgang mit Menſchen umher wird das ſittliche Gefühl im kindlichen Herzen geweckt. Ehe das Kind zur Schule kommt, kann es ſchon ſprechen, folglich Gedanken denken (denn die Sprache iſt die erſte Uebung in Grammatik und Logik.) Es hat ſittliche Gefühle, körperliche Fertigkeiten ꝛc. und alles das ohne Schule, ohne Theorie gelernt.

Nach dieſer häuslichen oder Selbſtbildung kömmt das Kind zur Schule, und nun müſſen wir darthun, was die Natur und die Eltern hier zu erwarten haben.

Die erſten oder Unterſchulen ſind eigentlich für alle Kinder angelegt, ſie mögen nach der Hand zu dieſem oder jenem beſondern Gewerbe oder Stande beſtimmt werden.

In denſelben müſſen daher auch nur ſolche Gegenſtände gelehrt werden, welche allen Kindern künftig nöthig oder nützlich ſind. Da der Verſtand ſchon im väterlichen Hauſe durch die Sprache und andere Gegenſtände geübt wurde, ſo wird dieſe natürliche Praxis nur durch eine verwickeltere oder künſtlichere fortgeſetzt. Der Verſtand wird nämlich durch ſeltene Gegenſtände aus dem Reiche der Natur oder ſeltene Zuſammenſetzungen im Reiche der Gedanken und Zahlen geübt (Naturgeſchichte und Rechnen), der richtige Ausdruck der Sprache gelehrt, ſowohl in Worten als durch Zeichen oder Buchſtaben (Leſen und Schreiben), und endlich die von Haus aus mitgebrachte väterliche Sittlichkeit und Religion, durch die öffentliche (oder den ſogenannten Katechismus) bekräftigt und geſtärkt.

Hier iſt alſo Theorie ſchon mit Praxis vermiſcht, doch ſo, daß erſtere nur eine Rechenſchaft der letztern ſeyn ſoll. Daher iſt auch die ſogenannte Peſtalozziſche Methode nur eine nach gewiſſen Regeln feſtgeſetzte häusliche oder natürliche Praxis. Sie iſt eine Entwicklung der menſchlichen Kräfte, Gefühle und Geſinnungen durch ſich ſelbſt.

Nach dieſen Uebungen und Erlernungen in den Unterſchulen, welche allen Kindern nöthig und gemein ſind, theilen ſich dieſelbe, je nachdem ſie zu dieſem oder jenem beſondern Stande und Gewerbe beſtimmt werden; und ſonach geht die zweyte Stufe der Erziehung ſogleich wieder zur lebendigen Uebung über. Die Mädchen werden im Nähen, Stricken, Kochen, und anderen zur Haushaltung nöthigen Gegenſtänden unterrichtet, und diejenigen Knaben, welche ſich entweder dem Feldbau oder einem Handwerke widmen, entweder zu ihren Eltern auf das Feld, oder zu einem Meiſter in die Lehre gethan; wo

sie denn sogleich werkthätig zur Arbeit angehalten werden: alles nur Entwickelung mechanischer Fertigkeiten.

Viel verwickelter ist aber die Lehre und Erziehung jener Kinder, welche sich entweder dem gelehrten oder Handelsstande widmen; deßwegen bleiben diese auch länger in der Schule, und werden in mehreren Gegenständen unterrichtet. Dem Handelsmann ist Waarenkenntniß, Länder- und Völkerkunde, Fertigkeit im Rechnen und Kenntniß mehrerer Sprachen nützlich und nöthig. Daher wird auch auf dieser zweyten Stufe oder in diesen höhern Schulen, welche man gewöhnlich Gymnasien nennt, ein gründlicher Unterricht in der Geographie und Naturlehre, in der Welt- und Naturgeschichte, in der kaufmännischen Rechnung und Schönschreibekunst, in der Grammatik mehrerer Sprachen, im Schreibstyl und auch im Zeichnen ertheilt.

Für jene Jünglinge, welche sich dem gelehrten Stande widmen wollen, wird die griechisch- und lateinische Grammatik, die Geschichte, die Mathematik, die Rhetorik, und was man gemeiniglich humaniora, oder die humanen Künste nennt, gelehrt, und der Unterricht in Religion und Moral nach höhern Begriffen fortgesetzt, ebenfalls mehr Erudition als Bildung des Charakters.

Die Universitäten und hohen Schulen tragen gar nichts zur Bildung der Moralität oder des Nationalcharakters bey; im Gegentheil ist die Anhäufung von Kenntnissen und Gelehrsamkeit eher derselben schädlich, als nützlich. Durch die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände und Systeme wird der Jüngling in seinen Meynungen und Ansichten schwankend. Die Universitäten haben gute Theologen, Juristen, Mediziner und Kam-

moralisten, aber nie Patrioten und sittliche Menschen gebildet. Auch sind sie nicht zur Erziehung des Bürgers, sondern des Staatsmannes oder Gelehrten gestiftet worden. Deutschland hat daher, und besonders in neuern Zeiten, mehr große Gelehrte und Künstler, als große Patrioten und Volkshäupter hervorgebracht.

Dreyundsiebenzigstes Kapitel.

Daß, wenn Oesterreich oder Preußen in den letztern Kriegen gegen Frankreich auch anfänglich gesiegt hätten, Deutschland doch nie wieder zu seiner alten Verfassung gekommen wäre.

Wenn man die Stärke der letztern Koalitionen gegen Frankreich erwägt, und die Lage der Dinge vor dem Ausbruche des Krieges betrachtet, so kann man nicht leugnen, daß selbe klug benutzt oder gut geleitet, den Oesterreichern oder Preußen die ersten Siege über die Franzosen hatten verschaffen können. Bey dem ersten österreichischen Kriege war die Hauptmacht des französischen Reichs längst der Nordküste vertheilt, in Italien und den Festungen am Rhein standen keine hundert tausend Mann, dagegen brach Oesterreich mit seiner ganzen Macht in Italien, in Bayern und Schwaben vor, und hatte starke russische Armeen zu seiner Unterstützung. Zu Anfang des preußischen Krieges schien der ganze Norden kampffertig und kampflustig, und Oesterreich nur den ersten Sieg zu erwarten, um auch in Süden loszubrechen; bey dem zweyten österreichischen Kriege war der Kern der französischen Truppen in Spanien beschäftigt, Deutschland, Polen und Italien heimlich durch Emissare, und öffentlich

durch Manifeste zum Aufstande aufgefordert, und fast alle streitbare Männer der österreichischen Monarchie unter Waffen, zu denen noch preußische Regimenter selbst aus ihren Garnisonen desertirten. Bey solchen Umständen war der erste Sieg über die Franzosen gewiß möglich, indem ihre Heere in Deutschland schwach, und ihr Kaiser von ihnen entfernt war.

Die Folgen dieses Sieges würden aber nicht so glänzend gewesen seyn, als man vermuthete. Bey den glücklichsten Fortschritten des ersten Feldzugs würden die Franzosen nicht weiter als über den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen geschlagen worden seyn; und da bey solchen Fällen der Kaiser Napoleon alle Hülfsquellen seines Genies und seines Landes hervorgesucht haben würde, so ist leicht zu denken, daß er in dem zweyten Feldzuge wenigstens die Linien der Alpen, des Rheins und der Pyrenaen behauptet hatte.

Aber eben die Siege der Oesterreicher und Preußen würden ihm in dem dritten Feldzuge einen neuen Weg in Deutschland oder Italien gebahnt haben. Sobald nämlich die österreichischen oder preußischen Armeen im Besitze des alten deutschen Reichs gewesen wären, würde ohne allen Zweifel auch die alte Eifersucht zwischen diesen Mächten oder dem katholisch-südlichen und protestantisch-nördlichen Theile wieder zum Vorschein gekommen seyn. Wäre Oesterreich der erste Sieger gewesen, so würde es mit einem gewissen Stolze die alte Kaiserkrone hervorgesucht und die alte Unterwürfigkeit der deutschen Fürsten gefordert haben, welche es im Unglücke so schändlich verlassen hatte, ja es würde selbst gegen Preußen eine gewisse Verachtung oder gewisse Vorwürfe nicht haben verbergen können, weil es diese Macht als die Urheberin des bisherigen Zwiespalts und Unglücks angesehen hatte.

Der nämliche Fall wäre auch bey den Preußen gewesen, wenn sie die ersten Siege erfochten hätten. Sie würden sich als die alleinigen Retter Deutschlands, als die unbesiegten Veteranen des großen Friedrichs angerühmt, und auf die guten Oesterreicher mit Stolz herabgesehen haben; und da die deutsche Kaiserkrone und Verfassung ohnehin schon vernichtet war, so würde man den, obwohl guten und gerechten, König beredet haben, daß es nun Zeit sey, die Rolle des Hermann und Wittekind zu übernehmen, und Deutschland zu einem selbstständigen Reiche zu organisiren.

In beyden Fällen hatte der kluge Kaiser Napoleon diese Stimmung benützt, einen oder den anderen Theil durch eine neue Verbindung und glänzende Aussichten gewonnen, und so dessen Waffen selbst gegen denjenigen gekehrt, welcher unfanatisch gesieget hatte.

Ich habe in den letztern Kriegen deutlich bemerkt, daß sich die Deutschen immer selbst täuschen. Da ist ein ewiges Geschwaz von deutscher Nation, deutschem Patriotismus, deutschem Gemeingeist, und man sollte glauben, der Geist Hermanns und seine Heerhaufen wären wieder von den Todten erwacht, um die feindlichen Legionen zu zermalmen. Wenn es aber wirklich zum Handeln kommt, zieht jeder sich zurück, oder verlaßt nach besondern Ansichten und Interessen seinen Nachbar selbst im Siege. Nicht nur in großen Landern und unter dem gemeinen Volke ist der alte Geist der politischen und religiosen Zwietracht noch nicht erloschen, sondern selbst in einzelnen Städten und unter den Häuptern und Aufgeklarten der Nation. Da darf nur ein deutsches Fürstenhaus einen Vortheil erhalten, da darf nur ein Mann von einem anderen Glaubensbekenntnisse in einem Staate vorgezogen werden, sogleich gährt der alte Sauerteig

wieder auf, und die Bewohner des nämlichen Landes werden zum bürgerlichen Kriege bereit. Schon seit einem Jahrhundert her haben große Staatsleute und Schriftsteller den Fürsten und Völkern die unausbleibliche Folgen der Zwietracht vorhergesagt und sie gewarnt, und doch sind bey einem jeden neuen Kriege die nämlichen Fehler begangen worden. Es ist daher wahrscheinlich, daß, wenn auch in den letzten Kriegen Oesterreich oder Preußen anfänglich gesiegt hätten, doch die alte Verfassung nicht hatte erhalten werden können.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Was hat Deutschland von dem rheinischen Bunde zu erwarten?

Die alte deutsche Reichsverfassung liegt nun, und selbst mit Zuthun deutscher Fürsten und Sekten, zertrummert; die Größe der mächtigsten Stände ist durch unglückliche Kriege verschwunden, und selbst die letzten Versuche, selbe wieder herzustellen, durch die Friedensschlüsse gescheitert. Vom Rhein bis an die Elbe und Saw herrscht Kaiser Napoleon als Protektor des rheinischen Bundes. Von seinen eignen Staatskräften hat Deutschland nichts mehr zu erwarten; sein Schutz und seine Hoffnung beruhet auf des französischen Kaisers Macht und dessen Weisheit.

Drey Dinge müssen einem jeden aufgeklärten deutschen Patrioten über die gegenwärtige Lage von Deutschland eine frohe Aussicht gewähren.

Erstens, daß mit der Zerstörung der alten Verfassung auch jene Feudalanarchie und privilegirte Rein-

gionszwietracht aufhören muß, welche bisher Deutschland gegen seine eigne Kinder verhetzte, und es zum Spielballen fremder Mächte machte.

Zweytens, daß, so lange der Kaiser Napoleon lebt, und der rheinische Bund durch seine siegreichen Waffen geschützt ist, nie wieder ein Krieg das Innere von Deutschland verwüsten werde; und

Drittens, daß der Kaiser Napoleon, obwohl Sieger und Herr über den ganzen Süden von Europa, doch jederzeit die Nationalunabhängigkeit in allen Friedensschlüssen und Verfassungen anerkannt hat.

Ich habe wohl nicht nöthig alle die Nachtheile noch einmal aufzuzählen, welche die Feudalanarchie und Religionsuneinigkeit in Deutschland hervorgebracht haben. Die ganze bisher angeführte Geschichte, besonders das achte und vierundzwanzigste Kapitel liefern die Beweise davon. Der größte Nachtheil, welchen Deutschland dadurch zu erdulden hatte, war aber zuverläßig der, daß fast alle Kriege der europäischen Mächte mitten in seinen Ländern geführt wurden.

Es wird der Mühe werth seyn, einen Abriß der Kriegs- und Friedensgeschichte seit den Kriegen Karls V. und Franz I. bis auf heute hier beyzufügen, woraus man ersehen wird, daß Deutschland seit mehreren Jahrhunderten nicht nur anhaltend das Kriegstheater der blutigsten Kämpfe und Verwüstungen war, sondern auch fast bey einem jeden Frieden noch überdieß den nachtheiligsten Verlust an Land und Leuten erdulden mußte.

Bekanntlich waren die Kriege, welche im funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zwischen Oesterreich und Frankreich geführt wurden, nicht nur

aus politischen, sondern auch religiosen Gründen furchterlich und zerstörend. Der erste Ausbruch derselben geschahe auf dem Boden der deutschitalienischen Staaten. Schon hatten vor diesem Kampfe Karl VIII. und Ludwig XII. Italien mit franzosischen Heeren überschwemmt. Zur Zeit der Ligue von Cambrai fochten Franzosen, Deutsche, Spanier und Schweizer auf dem Reichsgebiethe. Die Volker dieses schönen Landes wurden dadurch viele Jahre lang in dem Genusse ihrer Ruhe gestort, und am Ende hatte keines derselben nur einen betrachtlichen Vortheil davon.

Dieser Kampf wurde zwischen Karl V. und Franz I. fortgesetzt. Die fremden Kriegsheere wurden um so erbitterter, je machtiger ihre Haupter waren. Zu gleicher Zeit entzundete sich das Kriegsfeuer in Deutschland und den Niederlanden, und die Flammen des Religions- und Burgerkriegs verwusteten bis auf den ersten Religionsfrieden oder Passauer Vertrag die fleissigen deutschen und niederlandischen Staaten.

Durch diesen ersten Religionskrieg wurden schon sieben Provinzen vom deutschen Staatskorper abgerissen, und Frankreich bemeisterte sich der drey lotharingischen Furstbisthumer Metz, Toul und Verdun.

Die Burgerkriege, welche jetzt in Frankreich ausbrachen, liessen zwar Italien, Deutschland und den Niederlanden eine Zeitlang Ruhe; aber kaum war die Ligue durch Heinrich IV. gebandigt, als der lange 30jahrige Krieg in Deutschland ausbrach. Es schaudert einen, wenn man die Greuelscenen liest, welche zu der Zeit die bedruckten Lander und Staaten mitten in ihrem Eingeweide zu dulden hatten. Viele Provinzen sind verwustet, ganze Stadte von Grund aus zerstört, und die Deutschen selbst gegen Deutsche auf das Schlachtfeld gefuhrt worden.

Der westphalische Friede endigte zwar dieses Elend: allein dadurch verlor Deutschland Elsaß und einen Theil der Niederlande, und Italien mußte fremde Herrschaft anerkennen.

Während diesen Auftritten in Westen und Süden von Europa, blieb auch der Norden nicht ruhig. Polen war ebenfalls in Bürgerkriege verwickelt, und fremde Völker fochten auf seinem Boden; am Ende verlor der deutsche Orden noch ganz Preussen durch den Vertrag von Welau und Oliva.

Durch obige Verträge wollte man die Uebermacht des Hauses Oesterreich brechen; allein statt dessen war jetzt das Haus Bourbon die Gesetzgeberin von Europa geworden. Drey bis vier fürchterliche Kriege wurden in Deutschland, Spanien, Italien und den Niederlanden gefochten, um die Macht Ludwigs XIV. zu mäßigen. Ganze Provinzen und vorzüglich die Rheinpfalz wurden dadurch verwüstet; und doch mußte man durch den Nimwegen, Rißwicker und Utrechter Frieden Burgund, Franche-Comte, einen Theil vom linken Rheinufer und den Niederlanden nebst der spanischen Krone dem Hause Bourbon überlassen, was man demüthigen wollte.

Zur nämlichen Zeit, als Ludwig XIV. die südwestlichen Staaten Deutschlands mit Krieg überzogen hatte, störten die schwedischen Karle und Rußland die Ruhe der nördlichen. Holstein, Sachsen, Pommern und die Kurmark wurden der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe; und obwohl Schweden durch die tollkühnen Unternehmungen Karls XII. von seiner Größe herabfiel und seine schönsten Provinzen an Rußland und seine Nachbarn überlassen mußte; so erhielten weder Deutschland noch Polen den geringsten Vortheil für die Last des Krieges.

Eine neue polnische Königswahl zündete das Kriegsfeuer von neuem an, und Deutschland wurde abermal der Schauplatz fremder Kriege. Nach langem Kampfe, welcher in diesen Gegenden gefochten wurde, mußte es die Vormauer Lothringen an Frankreich, in Italien Toskana an Oesterreich überlassen; und Rußland erhielt beträchtliche Vortheile über die Fürsten.

Der Tod Karls VI. zog die französisch-spanischen Waffen von neuem in Deutschland, die Niederlande und Italien; und Deutsche mußten wieder gegen Deutsche fechten. Nach langen blutigen Kämpfen behielt zwar Maria Theresia den Hauptheil ihrer Erbstaaten, jedoch wurde dadurch Schlesien aus dem Reichsverband gesetzt.

Der siebenjährige Krieg war eine Folge des vorhergehenden, und konnte nach so vielen Verwüstungen die Sache für Deutschland nicht bessern.

Nachdem durch diese Kriege die Hauptmächte immer stärker, die Mindermächtigen immer schwächer wurden, hatten die Ersteren gar nicht mehr nöthig, um ihre Macht zu vermehren, lange Kriege mit einander zu führen. Sie konnten Polen, Italien, Deutschland und die Türkey theilen, ohne nur ein Schwert darob zu ziehen; der bayerische Successions- und Türkenkrieg waren nur Versuche, diese Theilungen zu befördern.

Indessen beförderte der französische Revolutionskrieg noch gänzlich die Uebermacht der Ersteren. Nach einem der unseeligsten Kriege, welche Deutschland, Italien, die Niederlande, Polen und die Türkey zu ertragen hatten, wurde Polen gänzlich getheilt, Italien anderen Fürsten gegeben, Deutschland verlor das linke Rheinufer und die Niederlande, und eine Menge Könige und Fürsten ihre Länder und Würden. Dabey sind selbst Oesterreich und Preußen unter die Mächte vom zweyten Range herabge-

kommen, und mußten, wenn sie sich erhalten wollen, einen oder den anderen der Hauptstaaten zum Bundesgenossen haben.

Wenn man nach diesen kurzangeführten Thatsachen die Kriegs- und Friedensgeschichte seit 1500 bis heute vergleicht, und die Jahre zusammen zählt, so haben während dreyer ganzer Jahrhunderte die deutschen Staaten über dritthalb hundert Jahre die schrecklichsten Kriege erdulden müssen, und an die Hälfte ihrer Länder und Menschen verloren.

Kriegsjahre.

	in Deutschland.	in Italien und Spanien.	in den Niederlanden.	in Polen u. den nordischen Reichen.	in der Türkey u. Ungarn.	
Von 1492.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	Jahre.	
bis 1553.	13	60	40	20	10	durch Karl V. und Franz I.
bis 1618.		20	50	20	10	durch Philipp II. und die Elisabeth.
bis 1648.	30	40	30	30	10	durch Ferdinand II. und Richelieu.
bis 1714.	50	50	50	50	50	durch Ludwig XIV. und Karl XII.
bis 1740.	5	10	12	10	12	durch den Herzog von Orleans und Alberoni.
bis 1748.	8	8	8	2	3	durch Friedrich II. und Belle-Isle.
bis 1762.	7	7	7	7	7	durch Maria Theresia u. Friedrich II. u. Chatam.
bis 1792.	2	4	3	6	2	durch Friedrich II., Joseph II. u. Katharina.
bis 1809.	17	17	10	2	2	durch die französische Revolution.
	132	216	210	147	86	

Ich habe in dieser Tabelle in Zahlen die Kriegsjahre nur im Allgemeinen angegeben. Wenn man aber alle zusammen rechnen wollte, so hatte gewiß keins der deutschen Länder über zehen Jahre im Durchschnitte Ruhe. Dabey kommt aber hauptsachlich noch in Anschlag, daß sie diese Kriege nicht außer ihren Grenzen, sondern mitten in ihrem eignen Lande, mit ihrem eignen Gelde und Blute ausfechten mußten. Ja oftens mußte ihr Land das Kriegstheater werden, ohne daß sie selbst daran Theil genommen hatten. So wurde der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. grostentheils in der Lombardie, in Deutschland und den Niederlanden geführt. Philipp II. Kriege waren außerhalb Spanien in eben diese Länder gespielt. Der dreyßigjahrige Krieg verwüstete Deutschland fast allein. Die Kriege unter Ludwig XIV. wurden alle außer Frankreich entweder in den Niederlanden, oder Deutschland, oder Spanien, oder Italien geführt. Die Kriege unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und dem Ministerium des Kardinals Alberoni machten Italien und die Niederlande bluten. Die nordischen Kriege unter Karl X. XI. und XII. wurden grostentheils in Holstein, Sachsen und Polen gefochten. Der österreichische Successionskrieg verwüstete Deutschland, Italien und die Niederlande. Der siebenjahrige fiel Deutschland wieder allein zur Last. Die Turkenkriege brachten oftens Ungarn und Deutschland zugleich ins Verderben. Der bayerische Successionskrieg bedrohete Deutschland von neuem, und der französische Revolutionskrieg war der Untergang des deutschen Reichs.

Wenn man nun den unerheuern Aufwand, welchen diese Kriege kosteten, und die Anzahl der Menschen berechnet, welche dadurch getödtet oder zu Grunde gerichtet wurden (sie belauft sich auf Millionen); wenn

man betrachtet, wie viele Burger eines und deſſelben Staates gegen ihre eignen Landsleute fechten mußten; wenn man erwagt, wie ſehr Deutſchland durch Brandſchazungen, Schlachten und Einquartirungen verwüſtet und bedruckt wurde, ſo iſt die Stiftung des rheiniſchen Bundes geſchützt durch die machtige Hand Napoleons ſchon in dieſer Hinſicht allein eine Wohlthat fur die deutſche Nation, wenn man auch die Vortheile beſſerer Geſetze gleichformiger Regierung und Bewaffnung nicht beherzigen wollte.

Häupter und Völker der deutſchen Nation! über zweytauſend Jahre habt ihr in Zwiſt und Uneinigkeit gelebt, und eure Drangſale und Schande ſelbſt herbeygeführt. Küßt daher die Hand, welche euch lehrt, einig zu ſeyn, als Gotteshand. Uneinigkeit war euer Unglück, euer Verbrechen, eure Schande. Einigkeit wird euer Heil ſeyn, wenn ſie euch auch geboten wird. Eure Waffen waren das Meſſer in der Hand eines Kindes, womit ihr euch ſelbſt verwundet habt. Dankt daher dem Vater, welcher ſie ſchüzend für euch ſo lange führen wird, bis ihr lernt, ſie mit Vernunft zu gebrauchen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Napoleon und die Prinzessin Louise.

François de l'ancienne Rome quitta les titres vains, pour donner à l'Empire un vrai Roi des Romains.

Ich habe nun die Hauptepochen der Geschichte von Deutschland, wie ein großes Drama, meinen Lesern dargestellt zur Belehrung und Warnung. Wenn man diesem historischen Drama eigentlich seinen wahren Titel geben wollte, so müßte man es: den Bruderzwist oder die feindlichen Brüder nennen; denn seit dem Uebergang Cäsars über den Rhein bis zum Uebergang Napoleons über die Donau bey Lobau, ist der Inhalt der deutschen Geschichte ein anhaltender Krieg zwischen Franken und Allemannen, Nord- und Süddeutschen, Katholiken und Protestanten. Nur Karls des Großen Regierung gab der deutschen Nation Einheit, Glanz, Bildung und Ruhm. So laßt uns denn die Verbindung Napoleons mit Louise zu gleicher Zeit als eine neue Verbindung der deutschen und französischen Nation ansehen, und alles das Glück für unsere Kinder davon hoffen, was wir so lange entbehren mußten. Die Väter Louisens haben so lange Karls des Großen Krone getragen. Napoleon hat ihr durch seine Siege wieder Glanz und Würde gegeben. Das Trauerspiel ist geendet, und der Ausgang verspricht uns eine bessere Zukunft.